This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

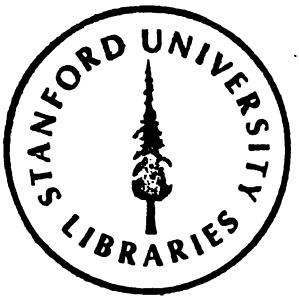
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

G. 27

E+

2 Lärende

89


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Peregrin.

Peregrin.

Ein Roman

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„Wenn Einer dir ſagt: Blicke rückwärts, ſonſt ſtürzt die ganze Welt in Trümmer; — und wenn Gott dir dies verbietet: ſo ſollſt du Gott gehorchen wenngleich die ganze Welt in Trümmer ſtürzt."

Der heil. Anſelm von Canterbury.

Erſter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1864.

PT2287
H5 P4
1864
v.1

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Der Sohn des Hauſes	1
Das Buch Heliade	25
Die Baroneſſe	41
Ein zerriſſenes Leben	79
Schloß Traum	206
Vivia Perpetua	238
Der Fremdling	327

Der Sohn des Hauses.

Großer Ball. Pechpfannen brennen vor dem Portal des Gormschen Hauses. Die Wagen rollen durch den knirschenden Schnee und in die Einfahrt. Da ist Frühling! die breite Treppe ist ein Laubengang und die steinernen Stufen bedeckt ein weicher Teppich mit bunten Blumen durchwirkt. Oben in den glänzend erleuchteten Räumen versammelt sich die elegante Gesellschaft. Im ersten Saal empfängt Graf Gorm, ein schöner, stattlicher Herr, seine Gäste. Im zweiten befindet sich Gräfin Gorm mit den vornehmsten Damen. Ein Wogen, ein Rauschen, ein Schwirren, abgebrochene Phrasen, zerstreute Worte, unruhige Blicke, oberflächliche Freundlichkeit, Massen von Flor, Atlas und Blumen, entsprechende Massen von schwarzen Fracks und bunten Uniformen: das ist die Quintessenz einer großen Soiree. Zum Glück sollte sie sich in einen Ball verwandeln! der Tanzsaal strahlte ein Meer von Licht aus; die Musik hatte auf einer er-

höhten Bühne ihren Platz eingenommen; die elegan-ten Tänzerinnen waren bereits alle bis zum letzten Tanz versagt und harrten erwartungsvoll auf die er-sten Bogenstriche eines Straußischen Walzers. Warum erklangen denn nicht diese Zaubertöne? worauf war-tete man? War denn nicht die ganze schöne Welt bei-sammen? sogar jene Damen der Ultra-Elegance, die immer auf sich warten ließen, um durch ihren Eintritt desto mehr Aufsehen zu machen!

Gräfin Gorm kam aus einem Zimmer, in welchem sich einige ältere Herren und Damen am Whisttisch niedergelassen hatten; Graf Gorm kam aus dem Ball-saal. Beide gingen schnell auf einander zu und wäh-rend sie sagte:

„Ich bitte Dich, laß den Tanz beginnen!“ — fragte er:

„Wo ist Peregrin, liebe Lucia?“

„Peregrin!“ rief sie mit unterdrücktem Schreck und ein Nervenzucken, das ihre schönen Züge entstellte, flog blitzartig über ihr Antlitz.

„Er ist nicht hier, nicht in seinem Zimmer, nicht im Hause“ — setzte der Graf hinzu.

„Nun so warte nicht auf ihn und laß den Tanz von irgend einem der jungen Herren, vom besten Tänzer, beginnen — sonst tritt eine gewisse störende Spannung ein,“ entgegnete die Gräfin.

„Du hast Recht,“ sagte der Graf, indem er in den

Ballsaal zurückkehrte; — „aber wo in aller Welt kann Peregrin sein!“

„Vielleicht läuft er wieder einmal Schlittschuh im Mondschein! ich will sogleich Jemand an die Elbe hinunter schicken und nach dem Teich im großen Garten.“

Der Graf warf ihr einen liebevollen Blick zu und zwei Minuten später rauschte vom Orchester herab „das Leben ein Tanz“ — dieser Straußische Walzer, der damals alle Füße in Europa elektrisirte.

Zwei Damen saßen in einem Zimmer auf einem bequemen Sopha und unterhielten sich sehr lebhaft. Die Eine war fremd in der Gesellschaft, wünschte aber, es nicht zu bleiben, sondern genau alle Persönlichkeiten, alle Verhältnisse, wo möglich alle kleinen Intriguen, Sympathien und Zwiste kennen zu lernen. Die andere Dame wünschte sehnlichst, über dies Alles ihre Mittheilungen zu machen. Die hervorragendsten Personen hatten schon die Revue passiren und ihr Gericht aushalten müssen; da sagte die Fremde:

„Eine ganz liebenswürdige Frau ist aber Gräfin Gorm! und wie schwimmt sie im Glück! Der Mann scheint sie anzubeten und obschon sie zwei erwachsene Söhne hat, ist sie noch immer schön. Dazu dies immense Vermögen!... Bemerkten Sie die Points d'Alençon, womit ihr Kleid besetzt ist?“

„Gewiß, eine selten glückliche Frau!“ war die Antwort; — „reich — enorm! indessen macht Geld und

Gut nicht glücklich. Schön — sehr! das heißt eine sehr gut erhaltene Schönheit; und das ist schon glücklicher, denn es fesselt den Herrn Gemahl, wie es scheint. Es ist unglaublich, welche Capricen die Männer haben!"

„Ich bitte sehr, den meinen auszunehmen."

„Ach und den meinen! Wenn Sie wüßten, welch ein Engel mein Mann ist! Das ändert aber das Factum nicht: Männer sind und bleiben capriziöse Geschöpfe. Der nämliche Graf Gorm, den Sie jetzt zu den Füßen seiner schönen Lucia und quasi jünglingsmäßig in sie verliebt sehen, war vor zwanzig Jahren nahe daran, sich von ihr scheiden zu lassen."

„Unglaublich!"

„Und dennoch wahr! Fragen Sie alle Zeitgenossen. Die schöne Lucia hatte keine Kinder. Das verdroß den Herrn Gemahl auf's Aeußerste. Eine intriguante Russin wußte schlau diesen Verdruß zu benutzen, zu steigern und Lucia war einige Jahre sehr unglücklich. Da kam der Befreiungskrieg und brachte Graf Gorm, der die Feldzüge mitmachte, auf andere Gedanken, die völlig zum Besseren sich wendeten, als Lucia, die inzwischen in Italien gewesen war, von dort ihren ältesten Sohn mitbrachte, den bärenhaften Peregrin — wo ist er denn? ich habe ihn heute Abend noch gar nicht gesehen!"

„Bärenhaft? dann muß er sehr aus der Art geschlagen sein!"

„Das iſt er auch — und ich will Ihnen nicht verhehlen, daß böſe Zungen — natürlich nur ſolche! wir nicht! — daß ſie etwas Luſt und etwas Veranlaſſung zu einigem Gerede gehabt hätten, wenn nicht die Gorm'ſche Ehe von Stund' an ein Ideal von Ehe geweſen und geblieben wäre. ... Ach, liebe Lucia!" rief ſie im veränderten Ton, als die Gräfin ſich den beiden Damen näherte; — „eben ſprachen wir von Dir und von Deinem intereſſanten Peregrin! Wo iſt er denn, dieſer kleine Paganini? bei ſeiner Amata? mein Gott! ſo jung und ſchon ein Genie!"

Gräfin Gorm bemerkte das Erſtaunen, womit die fremde Dame der Verwandlung des bärenhaften Peregrin in einen intereſſanten und genialen zuhörte, und obſchon ſie nicht den Grund des Erſtaunens im vollen Umfang ermeſſen konnte, ſagte ſie lächelnd zu dieſer:

„Glauben Sie nur kein Wort von all den ſchönen Dingen! mein Sohn ſpielt recht hübſch die Geige und da ihm ſein Vater eine ganz ausgezeichnete Geige von dem berühmten Amati geſchenkt hat, ſo nennt Peregrin ſie ſeine Amata. Das iſt das Wahre der Sache."

Und ihren Pflichten als Hausfrau folgend, ging ſie zu einer anderen Gruppe ihrer Gäſte.

Da war es, als ob ein Wirbelwind durch die Zimmer fahre und vor Gräfin Gorm Halt mache. Ein junger Menſch, ſchwarzaugig, ſchwarzlockig, lebhaft in

Ausdruck und Geberden, nicht schön von Zügen, ergriff ihre Hand, küßte sie und sagte mit ungemein wohlklingender Stimme:

„Da wär' ich! — aber ich bitte um Vergebung."

„Es ist gut!" sagte sie kalt. Derjenige, mit dem sie vor dieser Unterbrechung geredet hatte, ein bejahrter Herr, der den linken Arm in einer Schlinge trug, sagte freundlich zu dem Jüngling:

„Woher so spät, lieber Peregrin?"

„Von einer Wanderung durch's Geisterreich, Herr General."

„Oho!" sagte der General scherzend, „haben Sie eine Gespenstergeschichte oder die „Seherin von Prevorst[1])" gelesen?"

„Nichts von Gespenstern und nichts gelesen, Herr General! Auf dem Eise war ich! Da wir schon einmal Schwellwasser hatten, ist jetzt bei dem klingenden Frost die Elbe spiegelblank zugefroren und gibt eine unvergleichliche Schlittschuhbahn. Da war ich. Das ist mir eine Wonne, so dahin zu gleiten, zu fliegen, lautlos, weiter und weiter, vorüber an den stillen Ufern, von Niemand beachtet als von dem Mond, der meinen Schatten auf die weiße Fläche tuscht, von Niemand angeschaut als von den göttlichen Sternen —

1) Geschichte einer Somnambulen von Justinus Kerner, die damals einiges Aufsehen machte.

frei, leicht, ungehemmt, wie eine Seele ohne Körper. Das nenne ich eine Wanderung durch's Geisterreich."

„Und jetzt werden Sie ohne Zweifel ebenso froh und leicht auf dem Parquet dahinfliegen."

„Nur mit dem Unterschied, daß im Ballsaal jede Ahnung eines Geisterreichs aufhört und daß es da im Grunde nur Körper ohne Seele gibt."

„Hat Dein Vater Dich schon gesehen?" unterbrach ihn die Gräfin; „er war besorgt um Dich."

„Er war besorgt um mich ... mein guter Vater!" rief Peregrin und eilte hinweg, um den Grafen aufzusuchen.

„Sie sind eine glückliche Mutter, Gräfin!" sagte der General.

„O ich bitte Sie, lassen Sie das nicht Peregrin hören!" rief sie hastig; „das würde ihn in seiner Bizarrerie bestärken und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß er sehr schwer zu leiten ist."

„Das mag sein! doch bleibe ich dabei, einer Mutter Glück zu wünschen, deren Sohn sich froher unter dem Sternenhimmel, als unter dem Kronleuchter fühlt."

„Sie haben Recht, lieber General! ich wäre undankbar, wenn ich mich nicht sehr glücklich nennen wollte," sagte die Gräfin etwas gezwungen — und setzte hinzu: „Sie werden doch Ihre Schachpartie machen? Im blauen Cabinet ist dafür gesorgt und da sind Sie ungestört."

Der General verbeugte ſich dankbar und ſagte, er wolle zuvor einen Blick in den Tanzſaal und auf die junge Welt werfen. Während er in die Thür trat und Peregrin unter den Tänzern ſuchte, kam ihm dieſer plötzlich entgegen und ſagte ungemein vergnügt:

„Alle Damen ſind für alle Tänze verſagt! Bin ich unbeſcheiden, wenn ich mich Ihnen zur Schachpartie anbiete, Herr General?“

„Lieber Peregrin, iſt das ein Opfer?“

„Von Ihrer Seite vielleicht, von der meinen nicht. Sie wiſſen ja, was ich von einem Ball halte.“

„Es iſt doch eigentlich unnatürlich, daß Sie bei Ihrer Jugend keine Freude am Tanz haben.“

„Was kann ich dafür? — dieſe Sorte von Freude iſt mir zu hohl. Und dann weiß ich auch gar nicht, was ich mit den Damen immerfort reden ſoll.“

„Nun das beruhigt mich,“ ſagte der General lachend; „dann wollen wir uns an das edle Schachſpiel machen.“

Sie gingen nach dem blauen Cabinet. Da brannte ein trauliches Feuer im Kamin und daneben ſtand der Tiſch mit dem Schachbrett.

„Hier iſt's gemüthlich,“ ſagte der General.

„Wie geht es in Polen?“ fragte Peregrin.

„Auf den blutigen Schlachtfeldern von Grochow und Oſtrolenka ſtirbt ein Volk,“ ſagte der General ernſt.

„Und hier tanzt man — als ob uns das gar nichts anginge!“ rief Peregrin.

„So ist das Leben! — Auch das Leben ist eine Schlacht; in jeder Secunde stirbt ein Mensch und wir tanzen und scherzen, wir schlafen und essen, als ob uns das gar nichts anginge,“ entgegnete der General.

„Wahr! doch mit dem Unterschied, daß die Schlacht, die der Tod uns liefert, auf Naturgesetzen beruht, denen wir Alle ohne Ausnahme unterworfen und mit denen wir vertraut sind, während die andere ein abnormer, gräßlicher, durch menschliche Ungerechtigkeit herbeigeführter Zustand ist. Und dieser Blick auf die menschliche Ungerechtigkeit ist es eben, der das Leben bitter macht, so daß ich, wenn ich da drinnen spielen höre „das Leben ein Tanz“ — dazwischen rufen möchte: „Ihr lügt! das Leben ein Kampf: so heißt es!“ — Und welch ein Kampf muß das sein, wenn darin ein Volk stirbt!“

„Es stirbt ein Volk — sagte ich insofern,“ erwiderte der General, „als sich ganz Polen mit Gut und Blut, mit Leib und Seele an dem Kampf betheiligt und in ihm leidet und unterliegt; aber physisch stirbt doch nur eine Generation dieses Volkes und eine spätere fängt da wieder an, wo die gegenwärtige aufgehört hat. Völker, die das ewige Recht für sich haben und dem heiligen Glauben treu bleiben — sterben nicht. Das haben wir jüngst an Irland erlebt! Es

war geknechtet — oder, da der Glaubenshaß eine ſo bedeutende Rolle in Englands Verfahren gegen Irland ſpielt und da das Leiden um des Glaubens willen den Martyrer macht, — es war martyriſirt, wie nie ein chriſtliches Volk es wurde, ſeitdem das Chriſtenthum in Europa herrſcht. Seit Kaiſer Julians des Abtrünnigen Zeit haben wir nichts Aehnliches, ja kaum damals etwas ſo Barbariſches geſehen. Wenn in Irland ein Sohn abfiel vom Glauben, wurde dem Vater das Familiengut genommen — und ihm gegeben. Ich weiß nicht, ob dem heidniſchen Imperator je eingefallen iſt, eine ſolche fluchwürdige Verſuchung vor einen Menſchen hinzulegen. Aber darin ſtimmte er mit dem anglikaniſchen England überein, daß die Chriſten, die Katholiken, keine Bildungsanſtalten, die ihren Prinzipien entſprachen, haben durften. So wurden ſie grundſätzlich zu Heloten ohne Recht, ohne Freiheit, ohne Bildung gemacht. Für die alten Chriſten hörten dieſe Drangſale mit Julians Tode auf; für die Katholiken Irland's dauerten ſie dreihundert Jahre; aber das, was ſie bezweckten, den Abfall vom Glauben, das erreichten ſie nicht! der Ire blieb katholiſch! ja, er ſetzte vor drei Jahren die Emancipationsbill im engliſchen Parlament durch und ging ſomit aus dem Zuſtand eines vogelfreien, gehetzten Thieres in den eines Menſchen, wenn auch noch nicht eines Engländers, über. Dies halte ich mir oft vor

Augen, um die Hoffnung für mein Vaterland dadurch zu beleben. Auch Polen ist glaubenstreu und deshalb martyrisirt. Aber Martyrer feiern eine Auferstehung."

„Vielleicht sollen diese Völker auf dem Scheiterhaufen der Trübsal sich verjüngen wie der Phönix, der alt in die Flammen sinkt und frisch und jung aus ihnen hervorgeht!" rief Peregrin.

„Das ist überhaupt der Zweck der Trübsal und jeder Einzelne von uns soll sie bestehen. Allein der Scheiterhaufen, aus dem Polen erneut hervorgehen könnte, wird wohl nur ein allgemeiner Weltbrand sein, da der nordische Eisbär mit seinen furchtbaren Tatzen das Russificiren gründlich treibt."

„Woher kommt es nur," fragte Peregrin offen, „daß es so vielfache Vorurtheile gegen die Polen und die Iren gibt? daß man sie leichtsinnig, arbeitsscheu, unruhig, streitsüchtig und was weiß ich, nennt, ohne neben ihren Fehlern ihrer Tugenden zu erwähnen."

„Kennen Sie nicht das Wort: „Vae victis!" Wehe den Besiegten, den Gebundenen, den Unterdrückten!" sagte der General mit einem traurigen Lächeln. „Die Sieger wollen ihre Ungerechtigkeit rechtfertigen, mein lieber Peregrin, indem sie eine neue Ungerechtigkeit gegen die Besiegten begehen — und die Tagesmeinung stimmt für die Glücklichen, die Mächtigen."

„Jetzt nicht!" rief Peregrin; „wer von uns wäre nicht für Polen begeistert!"

„Für die Polen — ja! wegen ihrer Heldenthaten. Der Heroismus ist hinreißend. Aber für Polen, als Nation, als selbstständiges Land und Volk — sehr Wenige. Und deshalb ist es eben meine Ueberzeugung, daß nur ein Weltbrand Polen erlösen wird."

„Wie freue ich mich, daß ich jung bin!" sagte Peregrin; „ich werde gewiß noch viel Großes erleben... und mich dürstet danach."

Liebevoll ruhte der Blick des Generals auf ihm, als Peregrin fortfuhr:

„Doch lieber noch möchte ich Großes thun, groß werden, als nur es erleben."

„Da haben Sie Recht! werden Sie groß in der Tugend."

„Welche Tugend schätzen Sie am höchsten, Herr General?"

„Die Tugend des Christen: Selbstverleugnung; denn sie begreift Demuth und Starkmuth in sich. Damit überwindet man die Welt. Das ist groß — obschon es nicht immer mit großen Thaten verbunden ist."

„Mich dürstet aber auch nach großen Thaten!" rief Peregrin. „Sehen Sie, wir sind ein altes skandinavisches Geschlecht. Wikinge waren wir, heldische Könige der Meere, hochberühmt durch Großthaten. Erst im dreißigjährigen Kriege kamen wir nach Deutschland, wo wir zahmer geworden sind. Aber ich möchte

dies heldenhafte Leben wieder auffrischen. Ich bin stolz darauf, ein Gorm zu sein! Nicht prahlerisch noch hoffärtig stolz, sondern so, daß ich meiner Ahnen würdig und meiner herrlichen Eltern Herzenstrost sein möchte."

Der General lächelte; Peregrin folgte dessen freundlichem Auge — und sein Blick fiel auf seine Eltern, die hinter ihm in das Cabinet getreten waren.

„Habt Ihr es gehört, was ich will, wonach ich mich sehne!" rief er aufspringend und die Eltern umschlingend, indem er zwischen sie trat; „ist das nicht in Eurem Sinn, aus Eurem Herzen gesprochen?"

Die Gräfin sagte freundlich:

„Piano, piano! man hört Dich in allen Zimmern."

Der Graf nahm Peregrins Kopf in beide Hände, küßte seine schwarzen Locken und sagte tiefzärtlich:

„Mein prächtiger Sohn."

„Wenn Du nicht am Schachspiel des Generals säßest," sagte die Gräfin, „so würde ich Dich in den Tanzsaal schicken, Peregrin. Du mußt durchaus lernen, etwas verbindlicher mit den Menschen umzugehen. Nicht wahr, lieber General, das gehört zur Erziehung, zum guten Ton."

„Und zwar so sehr," entgegnete dieser, „daß ich Peregrin gern von der Schachpartie dispensire, die überdas noch nicht angefangen hat."

„Ich beginne die Tugend zu üben, die Sie, Herr General, so hoch ſchätzen: die Selbſtverleugnung!“ ſagte Peregrin heiter und verließ das Cabinet.

Er trat in den Tanzſaal, ſchlug die Arme über einander und ſah gedankenvoll in das Getümmel. Alſo das ſoll nun ſchön ſein! ſprach er zu ſich ſelbſt; — ich will's glauben, wenn ich muß ... aber finden kann ich's nicht. Die Tänzerinnen bekommen doch Alle ſo etwas von müden Bachantinnen: das Haar löſt ſich auf, die Blumen fallen herab, das Auge wird fieberhaft, die Farbe roh. Länger wie eine halbe Stunde darf keine Perſon tanzen, die einen angenehmen Eindruck machen will. Am Schluß eines Balles iſt die ſchönſte — häßlich, entſtellt durch einen profanen Freudenrauſch. Denn einen edlen Gedanken, ja nur einen vernünftigen, kann Niemand in dieſem Getümmel faſſen: um Vergnügen daran zu finden, muß man ſich beſinnungslos fortwirbeln laſſen. Schickt ſich das für den Menſchen überhaupt und beſonders für das zarte weibliche Geſchlecht? — —

Der Walzer war zu Ende; die Muſik verſtummte und Peregrin erſchrack vor der ſcharfen Kritik, die er ſoeben geübt hatte, als ob man ſie hätte vernehmen können.

„Was ſtellen Sie denn für philoſophiſche Betrachtungen an!“ rief ein junger athemloſer Mann und ſchlug Peregrin auf die Achſel; „denken Sie etwa

darüber nach, wem Sie den goldenen Apfel überreichen möchten?“

„Da ich kein Paris bin, befasse ich mich auch nicht mit dessen Urtheil,“ erwiederte Peregrin lachend.

„O, das bildet sich von selbst! man hat ja Augen!“

„Eben darum! sterbliche Wesen sind keine Göttinnen; was sollten sie mit einem goldenen Apfel anfangen? man kann ihn nicht essen, nicht in's Haar flechten; — — ich behalte ihn für mich.“

„Sehen Sie, wie ich Ihre Gedanken errathe!“ sagte der junge Mann, und machte Miene, einer Dame zu folgen, die mit einem hübschen blassen Mädchen den Tanzsaal verließ. Aber die Dame wendete sich mit einer leichten, doch entschiedenen Bewegung von ihm ab und sagte zu Peregrin:

„Lieber Graf, Sie haben gewiß kölnisches Wasser zur Hand: meiner Tochter ist nicht wohl.“

Es war dieselbe Dame, die Peregrin „bärenhaft“ genannt — wozu sie ihren Grund darin hatte, daß er in vollkommenster Gleichgültigkeit gegen ihre Tochter verblieb, obschon Beide, wie die Mutter gern hervorhob, schon von frühester Kindheit an Gespielen waren. Dies wäre nun wohl ein genügender Grund gewesen, um Peregrins Gleichgültigkeit zu erklären, da ein tieferes und wärmeres Gefühl unendlich selten durch das Längstgekannte hervorgerufen wird. Die Wünsche der blinden Mutterliebe glitten jedoch darüber

hinweg und brachten eine beständige Schwankung zwischen Unmuth und Freundlichkeit hervor, die Peregrin gar nicht bemerkte. Er sagte nur:

„Kein Wunder bei dieser Temperatur für Seidenwürmer — nicht für Menschen!“ — und eilte fort, um kölnisches Wasser und englisches Salz zu holen.

„Für Seidenwürmer!... wie drollig!“ sagte das junge Mädchen; „das Allerentfernteste fällt immer dem Grafen Peregrin ein.“

„Während er von dem Allernächsten nichts weiß,“ setzte die Mama erläuternd hinzu.

„Meinst Du? Ich hörte, er mache sehr gute Studien,“ entgegnete das junge Mädchen unbefangen.

„Davon rede ich nicht, Kind! — und ich bin weit entfernt, ihm Talent abzusprechen ... im Gegentheil! — Aber in der Gesellschaft ist sein Benehmen mangelhaft.“

Sie wurde in diesem Urtheil bestärkt, als nicht Peregrin, sondern Gräfin Gorm selbst mit den gewünschten Essenzen kam und ihre freundlichste Theilnahme aussprach. Peregrin war bei einer Gruppe von Männern geblieben, welche lebhaft den Werth der constitutionellen Verfassungen discutirten und in ihnen das Heil Europa's, die Wohlfahrt der Menschheit erblicken wollten. Diese Form war damals noch neu, hatte keine Probe bestanden und war durch Louis Philipp, mit Beseitigung der erblichen Pairs-

würde, in Frankreich zur Geltung gekommen. Liberale hießen damals in Deutschland Diejenigen, welche constitutionelle Verfassungen der Staaten wünschten, und Diejenigen, welche es nicht wünschten, hießen mit einer unglaublichen Verwirrung der Begriffe Aristokraten. Merkwürdiger Weise dachte Niemand bei dem Neubau der Regierungsform an die ständischen Verfassungen mit ihrem ächtgermanischen Kern und Stempel. Man schien es für unmöglich zu halten, daß Männer das Herz auf dem rechten Fleck und redliche Theilnahme für das Wohl des Vaterlandes haben könnten, wenn sie Abgeordnete ihrer Standesgenossen wären. Hingegen wurde ihnen ohne Weiteres jede Befähigung zugetraut, sobald sie sowohl als ihre Wähler den festgesetzten Census steuerten. Peregrin hörte dem Gespräch bescheiden zu; endlich sagte er:

„Ist es wirklich ein Zeichen fortgeschrittener politischer und socialer Bildung, dem Gelde einen so ungeheuern Einfluß, ein so immenses Gewicht zu geben? Macht es nicht einen seltsamen Eindruck, daß die Männer, bei denen man nicht bloß die größte Begeisterung für das Wohl des Landes, sondern auch die größte Befähigung, um dafür zu wirken, voraussetzt — durch ihren Census gleichsam bekräftigen müssen, daß dem so sei? Man will die alten Stände nicht — und man schafft einen neuen: den Geldstand. Gibt er eine größere Garantie seiner Anhänglichkeit

an Land und Volk, und seines Verständnisses für das, was der Zeit Noth thut? — ich glaube kaum."

„Mit ständischen Institutionen nach alter Art ist es unmöglich zu regieren," sagte ein bejahrter Herr, der viele Ordensbänder trug.

„Warum muß denn so viel regiert werden, Excellenz", fragte Peregrin unbefangen.

„Nicht gerade so viel," entgegnete lächelnd die Excellenz; — „aber ruhig, geordnet, wohl eingerichtet, in allen Branchen geregelt und das Ganze möglichst leicht zu übersehen: das ist Regierung — und die war unmöglich bei den alten ständischen Institutionen mit ihren hunderttausend Rechten und Vorrechten und Ausnahmsrechten, die jedem geregelten Zustand Hohn sprachen — weßhalb sie denn auch einem andern System Platz machten."

„Ja," sagte Peregrin, „dem System des Königs Friedrich I. von Preußen: „Ich stabilire die Souveränetät wie einen Rocher von Bronce."

„Oder dem System Car tel est notre plaisir — eines Ludwigs XIV. und XV.", sagte ein anderer Herr; „und dies plaisir und dieser rocher haben jetzt seit mehr als anderthalb Jahrhunderten auf uns gelastet und bewiesen, daß sogar die Schildkrötenschaale der Langmuth der deutschen Völker sie nicht länger ertragen können. Da also weder das ständische, noch das absolutistische System für uns

brauchbar ist: so müssen wir es mit dem constitutionellen versuchen."

„So lange es geht!" sagte die Excellenz bedachtsam. „Diese constitutionellen Monarchien in Frankreich, in Belgien, hier im Lande sind alle aus einem gewissen revolutionären Druck hervorgegangen. Verstärkt sich derselbe — was wohl anzunehmen sein dürfte, da diese Richtung der Zeit ihren Culminationspunkt noch nicht erreicht, viel weniger überschritten hat: so würde überhaupt die monarchische Form nach und nach vermuthlich der republikanischen weichen müssen — oder aber der Staatsabsolutismus sich mit dictatorischer Schwere auf das constitutionelle Leben legen. Doch ein Paar Generationen wird dasselbe wohl ausdauern und während derselben feiern wir unsere Rosenmonde — zwischen Regierung und Volksvertretung."

„Volksvertretung! erhabenes Wort! großer Gedanke!" rief ein Dritter; „damit beginnt eine neue Aera in der Geschichte der Menschheit! Dieser Gedanke stempelt unsere Zeit mit dem Gepräge eines wahren, eines immensen Fortschrittes: das Volk kommt zur Geltung. Daran dachte man bei den ständischen Institutionen nicht."

„Die Gesammtheit der Stände sind ja eben — das Volk," sagte Peregrin; „und waren den einzelnen Ständen, sei es zu viel Vorrechte, sei es zu wenig

Rechte gegeben: so war es doch nicht schwerer, diese Form auf einer passenden Basis zu erweitern, als ohne Basis eine neue Form in die Welt zu setzen. Wenn Sie mit Ihrer Volksvertretung kein Gaukelspiel treiben wollen, so muß jeder Proletarier ohne Umschweif seinen Mann wählen und direct ins Parlament schicken dürfen."

„Wie! Sie wären für das System der directen Wahlen, das der Masse des Volkes ein ungeheures Uebergewicht gibt?"

„Ich bin weder dafür noch dagegen — ich suche mich zu belehren," entgegnete Peregrin. „In meinen Augen bilden alle Stände zusammen — das Volk; und deßhalb soll jeder Stand seine Vertreter aus seinem eigenen Schooß erwählen, damit alle Interessen, alle Bestrebungen, alle Bedürfnisse des Landes an die Oeffentlichkeit kommen; — damit sie einander kennen lernen und sich theils begrenzen und beschränken, theils gegenseitig forthelfen und unterstützen — und der Regierung einen richtigen Einblick in Mängel, in Ansprüche und Forderungen gewähren, die überall hervortreten, wo Menschen sich regen. Excellenz finden bei diesen ständischen Verfassungen zu viel Selfgovernment, d. h. zu viel Freiheit und stimmen für absolutmonarchische Formen: ich kann nicht beistimmen, aber ich kann das begreifen, denn der Organismus eines Staates mag Auswüchse

haben, die der Mechanismus nicht hat. Sie jedoch finden in den ständischen Verfassungen zu wenig Freiheit. Das Volk, als ein Agglomerat von Einzelwesen, soll vertreten werden, — und dann erschrecken Sie doch vor der Freiheit der directen Wahlen! Das finde ich nicht logisch! Gewählte der Wähler der Wählenden haben durchaus keine Verbriefung mehr „Volk" zu sein oder mehr das Volk zu kennen, zu lieben, zu vertreten als Gewählte ihrer Standesgenossen oder beliebig Gewählte jedes einzelnen Wählers ohne Rücksicht auf seinen Steuer-Census."

„Aber, Bester, Sie müssen doch einsehen, daß es sich nicht bloß um eine numerische Vertretung der Köpfe, sondern um das, was in ihnen ist, handelt. Die Intelligenz des Volkes soll vertreten werden."

Die Excellenz spielte lächelnd mit ihrer Dose und Peregrin rief:

„Ja! aber in praktischer Weise! anwendbar auf wirkliche, lebendige, ernste Interessen und Bedürfnisse — nicht durch hohle Theorien und Wortschwall."

„Dann .... Adieu Repräsentativsystem!" sagte die Excellenz, schnupfte zierlich eine Prise Tabak und ging von dannen.

Der Vertreter der Volksintelligenz blickte ihm nach und sagte achselzuckend und leise:

„Dieſe Sorte, die da meint, mit Acten- und Depeſchen-Schreiberei Völker und Staaten zu regieren, hat ihre beſten Tage gehabt. Fortan geht der Zepter auf die Intelligenz über, indem ſie die öffentliche Meinung bildet, beherrſcht, durchdringt und lenkt.“

„Königin Intelligenz iſt ein ſo unbeſtimmtes, nebelhaftes Weſen, daß ich mich noch nicht entſchließen kann, ihr unbedingt zu huldigen,“ ſagte Peregrin munter. „Wenigſtens müßte ſie ſich ein Paar ſolide Miniſter zulegen.“

„Die hat ſie bereits! Aufklärung und Bildung ſind ihre rechte und linke Hand.“

„Genügen mir nicht!“

„Sie Ungenügſamer! Das Miniſterium der Erfahrung ſtellt ſich von ſelbſt dazu ein und dann werden Sie doch zufrieden ſein?“

„Keineswegs! vom ſittlichen Gebiet muß ſich die Intelligenz ihre Miniſter holen, wenn ſie eine edle Herrſcherin ſein will. Ein Paar von den alten ſogenannten Cardinaltugenden, die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit, die Weisheit müſſen ihr zur Seite ſtehen.“

„Ah ſo! Sie ſprechen von Tugenden! ich dachte juſt nicht daran, ſie in's Fundament zu bringen, da

ich sie vielmehr für eine Folge der Aufklärung, welche die Intelligenz verbreitet, halte."

„War in Ihren Augen Mirabeau ein Mann der Intelligenz?"

„Im eminentesten Sinn."

„Und Danton?"

„Immens — o ganz immens intelligent."

„Nun .... und deren Weisheit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit — wo ist sie? Zeigen Sie mir eine Spur dieser Tugenden in ihrem öffentlichen, politischen Leben; in ihrer Wirkung auf Andere, auf größere Kreise! Sie können es nicht! Sie sehen also, daß Intelligenz und Tugend keineswegs von Natur zusammenhalten wie Mutter und Kind."

„Ah, Sie sind ein Republikaner nach Cato's Prinzipien, wie ich merke! Das kommt daher, daß den klassischen Studien, die Sie jetzt vorzugsweise treiben, zu großes Uebergewicht bei der wissenschaftlichen Bildung eingeräumt wird."

„Aber nein! aber nein!" rief Peregrin ungeduldig; „ich bin kein Republikaner! ich möchte nur gern ergründen, was ich in Wahrheit und mit Ehren sein könnte oder — richtiger gesagt, werden könnte, denn in meinem Alter hat man noch keine unumstößliche, politische Ueberzeugung, sondern meistens nur traditionelle — und zuweilen persönliche Vorliebe und Abneigung."

„Nur Geduld! in einigen Jahren, je mehr Ihr Verstand sich entwickelt, werden Sie auf meiner Seite stehen und zu meiner politischen Farbe halten.“

„Ich weiß nicht, ob ich mich zu dieser Prophezeihung freuen soll,“ sagte Peregrin nachdenkend.

Das Buch Heliade.

Alles geht zu Ende — also auch der schönste Ball. Um drei Uhr Morgens fuhr der letzte Wagen fort, die Lichter erloschen und aus den Gesellschaftszimmern begab sich die Familie in ihre Gemächer. Peregrin schloß in dem seinen die Thür hinter sich ab, zog die Vorhänge fest zu, schüttete Steinkohlen auf die Gluth im Kamin, trat zu einem kleinen Wandschrank, der in der Dicke der Mauer angebracht und mit einem Thürchen von geschnitztem Eichenholz geschlossen war, und öffnete diese mit einem kleinen starken Schlüssel, den er bei sich trug. In dem Schränkchen befanden sich nur zwei Fächer: auf dem einen lag ein Buch, auf dem andern stand ein Kasten — und in diesem befand sich Peregrin's „Amata," seine Geige. Er nahm sie heraus, wie man etwas sehr Kostbares zu berühren pflegt, vorsichtig, langsam, leise; dann that er einen Bogenstrich und zog den

langen, ſchwellenden, eigenthümlichen Ton hervor, der — je nachdem die Hand begabt iſt, die ihn weckt — wie eine Muſik aus höheren Sphären klingt oder, in tauſend Abſtufungen, bis zum brutalſten Kreiſchen herabſinkt. Andere Inſtrumente werden, wenn ſie ſchlecht geſpielt werden, hölzern, fade, unangenehm, ton- und klanglos; aber nie ſo unerhört gemein, wie eine ſchlecht geſpielte Violine: dafür erheben ſie ſich auch nicht — und wenn der größte Meiſter ſie handhabt — zu jenem überirdiſchen Ton, welcher der Geige und vielleicht auch dem Cello entlockt werden kann. Dieſen Ton rief Peregrins Bogen hervor. Es war, als berühre ein Zauberſtab die Saiten — als erwache von der zarten Berührung ein ſeelenvolles Weſen, das auf ihnen ſchlafe — als gebe es Kunde ſeines Lebens durch den Ausdruck, welcher der Grundzug jedes Lebens iſt: klagende, glühende Sehnſucht nach etwas Unendlichem.

So ſpielte Peregrin, und während er ſpielte, ging derſelbe Ausdruck auf ihn ſelbſt über, ſo daß die Geige die Stimme ſeiner Seele zu werden ſchien. Seine Heiterkeit verſchwand, ſein fröhliches Auge wurde ernſt, trat tief unter ſeine Stirn zurück und blickte nach Innen und über ſeine Stirn, die feſt und klar wie ein Marmorblock ſich wölbte, flogen ſpielende Lichter — der Wiederſchein von tauſend Gedanken, die wie goldene Abendwolkenzüge ſeine

Seele durchrankten. Er war einer von jenen seltenen, unerhört glücklich begabten Menschen, denen die Natur eine starke Richtung auf höhere Dinge — und einen eisernen Willen gab, dieselbe zu verfolgen. Mitten in dem glanzvollen Leben seiner Familie, der älteste Sohn des Hauses, vergöttert von seinem Vater, ging er nicht unter an der Klippe der Verweichlichung, die so manche jugendliche Kräfte kläglich lähmt. Das hatte Peregrin nächst seinen schönen natürlichen Gaben — seiner Mutter zu danken — wenigstens indirecter Weise. Seine Mutter hatte eine entschiedene Vorliebe für seinen jüngeren Bruder Alarich, während Peregrin eine grenzenlose, fast leidenschaftliche Liebe für seine Mutter hatte. Sie war sein Ideal und sein Idol. Ihre Vorliebe für seinen Bruder schmerzte ihn zuweilen tief, aber ohne ihn zu erbittern; denn weil er sie für vollkommen hielt, so nahm er ganz aufrichtig an, daß Alarich ihre Liebe mehr verdiene und sein ganzes Streben ging dahin, nicht sowohl Alarich den Rang abzulaufen; — nein! er gönnte ihm von ganzem Herzen sein Glück! — aber sich neben ihn zu stellen. So hatte Peregrin einen edlen Sporn, der seinen lebhaften Geist und seine Energie immer in Anregung und zugleich immer in heilsamen Schranken hielt. Ihm war kein Ideal zu hoch, kein Ziel zu fern, keine Aussicht zu groß, kein Hinderniß zu mühsam

— er nahm Alles an! und mit der ungebrochenen, etwas ſtürmiſchen Kraft der Jugend und ſeiner Natur, wollte er das Alles verwirklichen, erreichen und beſiegen. Dazwiſchen trat dann freilich oft das Bewußtſein der Unzulänglichkeit aller menſchlichen Kräfte, der Unvollkommenheit alles menſchlichen Thuns, der ungeheuern Kluft, die allzu oft zwiſchen dem Willen und dem Handeln liegt. Je ſtärker ſein Drang und ſeine Sehnſucht nach der Vollkommenheit war, um deſto tiefer ging ſein Schmerz, daß ihn Sternenweiten von ihr trennten, um deſto entſchiedener nahm er immer wieder ſeine Kämpfe auf. So war in ſeiner Seele ein Gemiſch und ein Gegenſatz von jugendlicher Schwärmerei und männlicher Energie, von phantaſievollem Talent und von klarem Verſtand, wodurch er zugleich intereſſant und vielverſprechend wurde. Von allen Menſchen, mit denen Peregrin in Berührung ſtand, ſchien ſeine Mutter dies am Wenigſten zu finden. Sie hatte beſtändig etwas zu tadeln, zurechtzuweiſen, und machte man ihr darüber eine Bemerkung, ſo erwiderte ſie, ſie müſſe Peregrin „con sordini“ behandeln, damit dieſer Dämpfer ein Gegengewicht werde gegen die allzu große Gunſt, die man ihm allgemein zu Theil werden laſſe. Beobachtete man ſie aber genauer, ſo fand man leicht heraus, daß es nicht ein Grundſatz der Vernunft war, nach welchem ſie Peregrin be-

handelte, sondern die entschiedene Vorliebe für ihren jüngeren Sohn.

Dies war auch der Punkt, der zuweilen die schöne Harmonie ihres ehelichen Verhältnisses trübte. Mochte es wahr sein, was jene Freundin „der schönen Lucia" auf dem Ball gesagt hatte, mochte Graf Gorm in den ersten Jahren seiner Ehe nicht ganz tadellos gewesen sein, so war es doch gewiß, daß sich seit Peregrins Geburt nie ein Wölkchen aus jener Vergangenheit mehr gezeigt und nur die zärtlichste Liebe zwischen dem Ehepaar geherrscht hatte. War es Lucia's hingebende Treue — oder ihre fleckenlose Tugend — oder ihre seltene Schönheit — oder der Sohn, der heißersehnte, den sie endlich ihm schenkte — oder das Alles zusammengenommen und verstärkt durch das Bewußtsein, das in edlen Naturen so kräftig ist: die Vergangenheit gut machen zu müssen: genug, jene Freundin hatte ganz Recht zu sagen, Graf Gorm liebe quasi jünglingsmäßig seine schöne Lucia. Vertrauen, Bewunderung, Zärtlichkeit, Verehrung — die süßesten und edelsten Empfindungen, die das Weib einflößen kann, fühlte er für sie. Aber während Lucia dadurch einerseits unaussprechlich glücklich war, empfing sie, gerade dadurch, andererseits einen Dorn mitten in's Herz hinein, den schlimmen Dorn, der in schwachen, leidenschaftlichen Herzen die fürchterlichsten Wunden macht: den Dorn

der Eifersucht. Peregrin's Geburt bewirkte am kräftigsten die Umwandlung des Grafen. Dem Kinde verdankte sie hauptsächlich die Liebe ihres Mannes: so stand denn dies Kind auf dem ersten Platz in seinem Herzen. Diesen Kummer konnte sie nicht überwältigen. Nach einigen Jahren hatte sie wieder einen Sohn. Es wäre ihr ein Trost gewesen, wenn ihr Mann den kleinen Alarich zu seinem entschiedenen Liebling hätte machen wollen. Das geschah aber nicht. Der Erstgeborne behielt den ersten Platz, obschon der Vater es dem Kleinen an keiner Liebe fehlen ließ. Lucia aber litt nun für sich selbst sowohl, als für ihren Alarich die eingebildete Zurücksetzung, womit die Eifersucht ihre Opfer martert. Rührte das Nervenzucken, das zuweilen ihre ganze Gestalt erschütterte, zuweilen ihr Antlitz entstellend überflog — rührte der erschreckte Aufblick ihres Auges, womit sie zuweilen aus stillem Nachdenken auffuhr, von jener Qual her?

Peregrin's Adagio verhallte in der stillen Nacht. Er legte die Violine in ihren Kasten zurück und sagte halblaut: Schlaf wohl, Amata! ach, Amata, ich fürchte .... ich fürchte sehr, daß du so etwas wie eine Rivalin bekommen hast! — Dann nahm er das Buch aus dem Wandschrank, setzte sich zum Kamin und las:

„Zum ewigen Gedächtniß!"

„So war die Begebenheit. Ein reizender Rauhreif bepuderte die ganze Landschaft. Alle Bäume des großen Gartens hatten die schönsten Perrücken von weißem Candiszucker aufgesetzt. Aus dem späten Morgenroth des Januars stieg die Sonne so groß und klar auf, als habe sie sich ihr herrliches Auge recht hell ausgeschlafen.

Er lief hinaus, aus der Stadt, um ein Paar Athemzüge in der frischen Morgenluft zu thun, bevor er an die Studien ging — an diese Cocosnüsse mit steinharter, rauher Schaale, aber angefüllt mit der süßen, nährenden Milch des Wissens. So heißt es.

Die Zeit war knapp gemessen. Er ging im Sturmschritt und hielt sich gar nicht mit Betrachtungen auf. Aber seine Augen schauten ringsumher — und fielen plötzlich auf einen seltsamen Gegenstand. Ein kleines schwarzes Wesen tummelte sich schlittschuhlaufend auf dem zugefrornen Bassin des großen Gartens, in den allergeschicktesten Evolutionen umher. Was war das für ein Wesen? war's ein kleiner Kamtschadale — ein Kobold — eine Elf? — Vor Sonnenaufgang auf dem Eise — hat der große Garten je eine solche Curiosität gesehen? schüttelten die Bäume nicht höchlichst verwundert ihre Zuckerperrücken? — Aber das Dingelchen lief und lief, als ob ihm das Bassin ganz allein gehöre.

Er ging näher. Das Wesen war allerdings ein kleiner Mensch, ein Menschenkind, obschon es nicht so aussah, sondern vielmehr wie ein Kätzchen; denn es trug — höchst decent! — einen Anzug von schwarzem Stoff und die weiten Pantalons waren am Fußknöchel — und des Kleides Aermel waren am Handgelenk mit einem weißen Pelzstreif zusammengehalten. Da sah er denn, in der Nähe, daß dies Figürchen kein schwarzes Kätzchen mit weißen Pfötchen, sondern ein kleines Mädchen sei. Er ergötzte sich ein Paar Augenblicke an dieser unglaublichen Geschicklichkeit. Plötzlich flog die Kleine wie ein Pfeil auf ihn zu; — aber doch nicht auf ihn, sondern nur in seine Nähe, wo er am Uferrand stand; und da schnallte sie ihre Schlittschuhe ab. Während sie damit beschäftigt war, ging er schnell auf sie zu und fragte scherzend:

„Seit wann laufen Kätzchen Schlittschuh?"

Da erhob sie sich aus ihrer gebückten Stellung und sah ihn an mit ein Paar Augen, die ihn dermaßen an den Sirius erinnerten, daß er geschwind hinzusetzte:

„Kleine Fee!"

Aber die Kleine antwortete gleichgültig:

„Das bin ich nicht."

„Wer sind Sie denn?" fragte er etwas voreilig.

Statt zu antworten nahm sie ihre Schlittschuh auf und lief von dannen, denn in demselben Augenblick rief eine starke, fast rauhe Männerstimme:

„Heliade!"

Die Stimme erklang aus einem der Pavillons, die am Bassin liegen und die im Sommer gern und immer — im Winter selten bewohnt werden. Er blickte schnell sich um und sah einen Mann mit eisgrauem Haar am geöffneten Fenster stehen und der Kleinen entgegenblicken. Sie verschwand im Pavillon und das Fenster schloß sich. Er aber dachte: Sollte dieser Eisbär der Vater einer Heliade mit Siriusaugen sein können?

Er ging noch einige Mal früh Morgens in den großen Garten; — aber eine schlittschuhlaufende Heliade sah er nicht mehr. Auch die Fenster ihres Pavillons öffneten sich nicht und waren undurchsichtig gemacht durch leichte weiße Vorhänge, die unmittelbar auf den Scheiben auflagen.

Die Siriusaugen begannen in den Wolken der Vergessenheit unterzugehen.

Da führte ihn sein Weg einmal gegen Abend in den großen Garten. Es war viel Schnee gefallen; die Landschaft hatte etwas Todtes, Trauriges; der westliche Himmel war kupferroth; die Natur war still und melancholisch, wie ein hartbehandelter Mensch, der sich in sein Schicksal ergibt.

Da öffnete sich ein Fenster in Heliadens Pavillon. Die kleine Fee erschien, kehrte den Schnee von der Fensterbrüstung ab und begann Brodkrümchen und Samenkörnchen darauf zu streuen. Und als ob sie darauf gewartet hätten, — wahrscheinlich weil sie es so gewohnt waren — stürzten sich förmlich von allen benachbarten Bäumen ganze Schaaren halbverhungerter Vögelchen auf die Fensterbrüstung, um ein Körnlein zu erpicken. Das war ein Zwitschern und Zirpen, ein Girren und Quirlen, ein Flügelschlagen und Schnabelaufsperren, eine Hast und ein Gedränge, daß Heliade geschwinde ein Paar Handvoll Körner hinaus auf den Schnee warf, um ihre sämmtlichen Gäste zu speisen. Dann aber blieb sie ganz still stehen, regte sich nicht und blickte freundlich auf das Gewimmel der Vögel.

Er stand zehn Schritte vom Fenster auf dem großen Fahrweg und betrachtete die kleine gute Fee; aber sie bemerkte ihn nicht. Da ging er etwas näher und sagte halb gedankenlos:

„Heliade!“

Mit unbefangenem Erstaunen hob sich ihr schönes Köpfchen und wendete sich zu dem Sprechenden hin. Als sie ihn gewahrte, vielleicht erkannte, trat sie zurück, das Fenster schloß sich und das erschreckte gefiederte Reich stob auseinander und verschwand mit der Fee.

Er war etwas wüthend über sich selbst, dies liebliche Bild, das einen so milden, anmuthigen Seelensonnenstrahl auf die harte Natur warf, frech und roh verstört zu haben; aber es war geschehen und fest nahm er sich vor, künftig nie wieder so plump und vorlaut mit der Thür in's Haus zu fallen.

Er war nicht gebietender Herr seiner Zeit: das waren die Studien. Er kam nicht zu einsamen Spaziergängen im großen Garten. Die Tage vergingen, verflogen. Die Charwoche kam. Er ging immer fleißig in die katholische Kirche, wegen der Musik — und verfehlte nie, die Lamentationen zu hören. Dieser Ausdruck herzzerreißender, unirdischer Schmerzen, diese immense Klage um Etwas, das nicht der Erde angehört, that ihm unaussprechlich wohl. Obschon er solchen Schmerz nicht kannte und solche Klage nicht führte, so meinte er doch, daß in seinem tiefinnersten Wesen ein Punkt sei, von welchem er solchen Schmerz und solche Klage vollkommen verstehen, ja — in sie einstimmen könne; und dieser Punkt war nicht aus der musikalischen Erregung und Beistimmung hervorgegangen.

Als die Tenebrä am Charfreitag zu Ende waren und er die Kirche verließ, quoll ein Menschenstrom mit ihm heraus, während Andere noch hinein wollten. So entstand ein flüchtiges Gedränge, welches zwei Damen auf ihn zurückschob. Er legte seinen

Arm zwiſchen ſie und die Leute. Die Eine ſah ſich dankbar für die Schutzwehr um.

„Heliade!“ ſagten ganz unwillkürlich ſeine Lippen, weil er ſo überraſcht war, ſie hier zu finden. Sie gehörte in den Pavillon des großen Gartens, wie eine Perle in ihre Muſchel. Aber ein Blitz von Unmuth zuckte in ihren Augenbrauen, auf ihren Lippen; ihre Siriusaugen ſchienen ganz ſchwarz zu werden und zu ſagen: Nun iſt's genug, ſonſt werde ich böſe! — und damit war ſie fort, drinnen in der Kirche. Er wäre ihr gern gefolgt; doch das war umſonſt, denn die übliche Sitte ſchied auf's Strengſte Männer und Frauen und wies jedem Geſchlecht eine Seite der Kirche zu. Sollte er warten, bis ſie wieder herauskam? — aber er dachte an ihren ſchwarzen Blick! und dann mußte er ſich ja auch ſagen, daß es unausſprechlich unvernünftig ſei, hier Schildwache zu ſtehen, bis ein kleines Mädchen an ihm vorübergehe. Da fiel ihm ein, daß einſt ein Mann, der größten und berühmteſten Einer, daß Dante überſelig geweſen ſei, wenn ihm die neunjährige Beatrice begegnete. Ganz entſchieden war Heliade nicht neun Jahr alt, ſondern wohl dreizehn; aber ebenſo entſchieden war er — kein Dante. Und weil das Alles nur ſo halb paßte — oder eigentlich gar nicht paßte! — ſo blieb er da, das heißt er ging vor der Thür der Kirche und in ihrer Nähe hin und her, wohl eine halbe Stunde. Es fing

an zu dämmern — siehe! da ging der Sirius auf! Am Arm einer Dame trat Heliade in die Thür und ging die Stufen zur Straße hinab, dann über den Platz und dem Neumarkt zu — dem kürzesten Weg zum großen Garten.

Er wunderte sich, daß Dante beglückt gewesen sei, wenn ihm Beatrice begegnete. Er war eher traurig. Heliade hatte ihn gar nicht bemerkt.

Hier endet der erste Theil des Buches Heliade — und hier beginnt der zweite.

Es war im nächsten Januar. Er ging nach der königlichen Bibliothek, um eine alte Ausgabe des Nibelungenliedes aufzusuchen. Als er mit einem der Bibliothekare diese Entdeckungsreise antrat, kamen sie durch ein großes Zimmer, in welchem an zwei langen Tischen mehrere Herren in tiefem Schweigen hinter Wall und Mauer von Büchern saßen und lasen, nachschlugen, verglichen, excerptirten, abschrieben. Der eine dieser Herren fiel ihm auf. Wo hatte er dies starke eisgraue Haar schon gesehen? der Mann war bleich und hager, mit scharfen Zügen und einem ungeheuer melancholischen Ausdruck. Im nächsten Zimmer fragte er den Bibliothekar, wer der graue Mann sei?

„Eine frappante Figur, wie in Erz gegossen" — sagte der Bibliothekar; „und auch seine Gewohnheiten sind wie auf ein Geleise von Erz gebannt. Er

ſtudirt die hebräiſche Sprache und alte Schriften, um die Ur-Religion zu entdecken — und wandert deßhalb von einer großen Bibliothek zur andern. Hier iſt er ſeit etwa einem Jahr und ſeitdem vergeht kein Tag, an welchem er nicht den weiten Weg zum Japaniſchen Palais vom großen Garten, wo er wohnt, zu Fuß macht."

„Ah! — der Herr wohnt im großen Garten!" rief er.

„Ja," ſagte der Bibliothekar, „im zweiten Pavillon, rechts vom Baſſin, im Winter und Sommer."

„Und ganz allein?"

„Das kann ich nicht ſagen! indeſſen ſieht der Pavillon aus, als wohne eine Familie darin."

„Iſt er ein Profeſſor? gibt er Unterricht in den orientaliſchen Sprachen? perſiſch und arabiſch lernte ich gern... der Dichter wegen."

„Nein, damit gibt ſich Herr von Horburg nicht ab. Das würde ſeine Forſchungen nach der Ur-Religion allzu ſehr unterbrechen."

„Von Horburg? ein fremder Name!"

„Ja, hier fremd. Aber es iſt eine alte Familie im Elſaß, wo überhaupt der alte, alemanniſche, ächt deutſche Adel recht zu Hauſe war — im ganzen Rheinthal bis hinauf in die Vogeſen. Kürzlich las ich den Namen in einer höchſt intereſſanten Schrift, welche der Culturgeſchichte des Mittelalters, wenigſtens in-

direct, angehört und ein wunderschönes Licht über die mächtigen geistigen Strömungen jener unglaublich verkannten und verleumdeten Zeit wirft."

„Und darin war der Name Horburg verflochten?"

„Ja; in einer Sammlung von Lebensbeschreibungen gottseliger Klosterfrauen Dominicanerordens, die im dreizehnten Jahrhundert den Convent zu Unterlinden bei Colmar ebenso zu einer Stätte des höheren Gebetes und der heiligen Extase machten, wie es der Convent zu Adelhausen bei Freiburg im Breisgau that, wo zu derselben Zeit Cunigunde, Rudolph von Habsburgs Schwester, unter den gottgeweihten Jungfrauen sich befand. In der Monographiensammlung von Unterlinden, herausgegeben in Petz „Bibliotheca ascetica." Tom. VIII., fand ich also jenen Namen und zwar Heliadis von Horburg."

„Heliade!" rief er in höchster Ueberraschung.

„Ganz richtig — Heliade! so würden wir nach jetzigem Sprachgebrauch sagen, der auch bei Hildegardis, Mechtildis und ähnlichen Namen sich geltend gemacht hat," erwiederte trocken der Bibliothekar.

Nun wußte er also, daß sie Heliade von Horburg heiße, von altem Adel sei und daß ihr Vater die Ur-Religion suche. Aber er hat sie nicht wieder gesehen.

Und hiemit endet der zweite Theil des Buches Heliade — und Heliade ist wohl so etwas wie eine Rivalin der Amata!" —

Peregrin legte sein Buch, welches nur diese wenigen, von seiner Hand geschriebenen Seiten enthielt, in das Wandschränkchen zurück, verschloß es sorgfältig und suchte für kurze Zeit die Ruhe auf.

Die Baroneſſe.

Den ſchneidendſten Gegenſatz zu dem bunten, glänzenden Gewimmel an jenem Ballabend im Gorm'ſchen Hauſe bildete das Haus, welches eine ältere Stiefſchweſter der Gräfin Lucia bewohnte. Fräulein Juſtine von Ruffach war unvermählt und lebte beſtändig auf ihrem Landgut. Es war ſehr groß und ſehr einträglich, lag aber in einer ganz flachen Gegend, mit wenig Bäumen und wenig Waſſer, ſo daß man im Sommer den Anblick von endloſen Getreidefeldern, im Winter von endloſen Schneefeldern ganz ungeſtört genießen konnte. Das große herrſchaftliche Haus, die Wirthſchaftsgebäude, der Garten, die Häuſer des Dorfes — Alles war mit muſterhafter Ordnung gehalten. Machte dies einerſeits einen ſehr angenehmen Eindruck, ſo ſteigerte es ſich doch, beſonders im Hauſe, zu einer gewiſſen Pedanterie und hatte ein froſtiges, trockenes Anſehen, — was denn freilich

wiederum mit der großen Stille zusammenhängen mochte, welche im Hause herrschte.

Es war von Niemand bewohnt als von der Gutsherrin, Fräulein Justine von Ruffach, „der Baroneſſe," wie sie gewöhnlich genannt wurde und es lieber hatte. In der Bezeichnung „Fräulein" fand sie etwas Jugendliches, das nach ihrer Meinung mit fünfundzwanzig Jahren aufhören und entweder in „Frau" oder in „Chanoineſſe" übergehen müſſe. Da ihre Eltern sie aber nicht mit einer Stiftsstelle versorgt hatten, weil sie sehr wohlhabend war, und weil sie gegen alle Erwartung unvermählt blieb: so hatte sie keinen Anspruch auf eine jener beiden Benennungen und erwählte sich deßhalb die Baroneſſe. Es könnte befremden, daß ein wohlhabendes Mädchen, eine Erbtochter aus gutem Hause unvermählt geblieben sei; aber ein Blick auf Fräulein Justine gab genügende Erklärung. Noch jetzt, da sie einige fünfzig Jahre zählte — ein Alter, an welches Niemand die leiſeſte Erwartung von Schönheit knüpft — war sie erschreckend häßlich; um wie viel mehr mußte sie es in ihrer Jugend gewesen sein! Ihre Jugend fiel in eine Zeit, wo die furchtbare Krankheit der Pocken zahlreiche Opfer des Lebens, der Gesundheit, der Schönheit forderte. Bei neunzehn Jahren war Justine von Ruffach eine blendende Schönheit und durch den frühen Tod ihrer Mutter Besitzerin eines bedeutenden Vermögens.

Die Männerwelt lag ihr zu Füßen und sie wählte nach der Neigung ihres Herzens den Gatten. Bei den Anstalten zur Vermählung wurde sie von den Pocken befallen. Sie kannte an Anderen die Verheerungen, welche diese Krankheit allzu häufig hinterließ — und zitterte nicht vor dem Tode, aber vor dem Verlust ihrer Schönheit. Sie war schwer krank und brauchte geraume Zeit zu ihrer Genesung. Als sie sich wieder ganz kräftig fühlte, entließ sie eines Tages ihre Wärterinnen. Sie hatte sich bis jetzt immer in einem verdunkelten Zimmer, aus Schonung für ihre Augen, aufgehalten — vielleicht auch, um den Moment fern zu halten, vor dessen Entscheidung ihr graute. Aber ihr energischer Charakter ertrug die Ungewißheit nicht länger. Justine öffnete die Vorhänge, die Fenster. Dann trat sie vor einen großen Toilettenspiegel, der zwischen den Fenstern stand und ihre ganze Figur von Kopf zu Fuß im hellen Sonnenschein rücksichtslos ihr zeigen mußte. Aber indem sie vor den Spiegel trat, hatte sie unwillkürlich die Hand über die Augen gelegt. „Erbärmliche Feigheit!“ sprach sie nach kurzem Besinnen, ließ die Hand sinken und sah in den Spiegel — so fest, daß ihr Blut starr und ihr Herz noch starrer wurde. Und als sie sich Zug für Zug gemustert und betrachtet — und in diesem fremden, entstellten Antlitz keine Spur desjenigen gefunden hatte, das sie kannte und liebte,

da sagte sie mit dumpfer Trostlosigkeit: „Ein gräßlicher Anblick. Eugen wird vor mir zurückschaudern!“ — und brach in Thränen zusammen.

Sie war allein auf ihrem Gut Tannhof, das sie eben hatte einrichten wollen, um es mit Eugen zu bewohnen, als ihre Krankheit ausbrach. Ihre Stiefmutter und deren kleine Tochter hatten noch nicht die Blattern gehabt und kamen deshalb nicht nach Tannhof. Ihr Vater besuchte sie fleißig. Er wußte sich genug zu beherrschen, um jede Regung von Mitleid oder Bedauern ihr gegenüber zu unterdrücken; aber er sagte dem Verlobten, es sei eine entsetzliche Veränderung mit Justine vorgegangen; er müsse sich auf das erste Wiedersehen recht vorbereiten. Justine dachte natürlich, daß ihr Vater Eugen unterrichtet habe. Sie fühlte eine solche Angst vor dem Wiedersehen, daß sie sich, unter dem Vorwand angegriffener Nerven, Wochen und Wochen nach ihrer Genesung in Tannhof absperrte. Vielleicht hoffte sie heimlich, ihre Entstellung werde sich mindern. Das war aber eine vergebliche Hoffnung! Nur alle acht oder zehn Tage blickte sie einmal in den Spiegel, um ihr Auge nicht abzustumpfen durch die tägliche Gewohnheit — und immer sah sie dieselben aufgeschwollenen groben Züge, die Augen ohne ihre schönen langen Wimpern und feinen Brauen, die zarte Haut und die glänzenden Farben der Jugendfrische spurlos verschwunden

unter einer Schicht von Narben, welche dem Gesicht ein fahles, fleckiges Aussehen gaben und den Mund schief zogen. „Immer dasselbe Monstrum!“ sprach sie mit einer Art von Wuth zu ihrem Spiegelbilde. Als sie nach Monaten jede Hoffnung aufgab und die Unmöglichkeit einsah, diesen Zustand fortzuführen, da Eugen ungeduldig und empfindlich wurde: so bat sie endlich ihren Vater, den Verlobten einmal nach Tannhof zu bringen. Sie wünsche aber bei dem ersten Wiedersehen mit Eugen allein zu sein — ein Wunsch, den Herr von Ruffach gern gewährte.

In einer fieberhaften Aufregung, die jeden Nerv beben und jede Ader pochen machte, sah Justine diesem Besuch entgegen, und als der Wagen in den Hof fuhr und sie nun dachte, in fünf Minuten werde Alles entschieden sein: da schlug ihr Herz so krampfhaft, daß sie plötzlich mit gewaltsamer Beherrschung zu sich selbst sprach:

„Nur ruhig! ruhig! mehr als zu sterben kann mir ja doch nicht widerfahren.“

Sie hatte befohlen, daß Eugen in dasselbe Zimmer geführt werde, in welchem sie zuerst vor sich selbst sich entsetzt hatte. Die Eingangsthür war dem großen Spiegel gegenüber, und vor den Spiegel stellte sich Justine, den Rücken der Thür zugekehrt, in einer gewissen Entfernung hin. Der eintretende Eugen mußte auf diese Weise mit einem Blick ihr ganzes

Spiegelbild — und sie im Spiegel seinen Ausdruck wahrnehmen. Und so geschah es. Eugen hatte nicht auf diese Entstellung und diese Ueberraschung gerechnet. Er blickte schreckenvoll auf die grausige Erscheinung und weil er fühlte, wie alle Farbe aus seinem Antlitz wich, so machte ihn das verlegen; er blieb an der Thür stehen und stammelte ein paar unverständliche Worte. Justine hatte ihn scharf im Spiegel fixirt. Jetzt kehrte sie sich um und sagte gelassen:

„Gut! dies wollte ich wissen. Sie werden mit mir einverstanden sein, daß es zugleich Wahnwitz und Rohheit wäre, wenn ich an eine Verbindung mit einem Manne denken könnte, der unwillkürlich vor mir zurückbebt. Sie tragen durchaus keine Schuld. Sie sind vollkommen frei und von jetzt an auf immer von mir getrennt."

Sie ging in ein Nebenzimmer. Da brach ihre Kraft in einem heftigen Nervenkrampf zusammen und wie eine Sterbende sank sie in die Arme ihrer Frauen. Eugen stürzte betäubt zu Herr von Ruffach und machte kein Hehl aus dem ganzen Vorgang. Er pries Justinens Edelmuth, erklärte aber zugleich:

„Und wenn sie die Schätze beider Indien und alle Tugenden bis zum Ideal besäße: so könnte ich mich doch unmöglich mit einer Person verbinden, vor deren Häßlichkeit mir graut."

Herr von Ruffach entgegnete:

„Ich kann Ihnen nur dankbar für Ihre Aufrichtigkeit sein. Ein minder redlicher Mann hätte die arme Justine um ihres Vermögens willen frischweg geheirathet und sie dann wahrscheinlich vernachlässigt und unglücklich gemacht. Wir wollen also die beabsichtigte Verbindung aufheben, jedoch immer gute Freunde bleiben.“

Eugens Betrübniß, eine schöne Braut verloren zu haben, trat ganz hinter seine Freude zurück, von einer so übermäßig häßlichen Frau erlöst zu sein. Seine Neigung für Justine war nicht tief genug, um über die Verwandlung ihres Aeußern hinweg zu sehen; allein er achtete sie genug, um — des Vermögens wegen — keine Neigung zu erheucheln. Zehn Jahre später fiel er in der traurigen Schlacht von Jena, unvermählt.

Justine hatte immer eine gewisse Starrheit im Charakter gehabt. Sie glaubte überall weniger Liebe zu finden, als sie verdiene. Der Vater, die Stiefmutter, die kleine Schwester hingen viel fester untereinander zusammen, als mit ihr: das machte sie abgeschlossen und wenig hingebend. Bei ihrem Verlobten hatte sie auf die innige Herzensneigung gezählt, die sie für ihn empfand. Wäre er zum Krüppel zusammengeschossen vor ihr erschienen, oder durch Wunden entstellt: so hätte das ihre Liebe um kein Atom gemindert, während er sie mit größter Leichtigkeit

aufgab. Ihr Herz erstarrte vor dieser bittern Erfahrung, die auf Einmal über sie einbrach und ihrem Leben seine bestimmte Richtung gab. Mein Schicksal macht mich einsam, sprach sie zu sich selbst; wohlan! ich will einsam sein.

Die gottselige Catharina von Remchingen, Aebtissin zu Frauenalb, schrieb im Jahr 1518 in ihr Gebetbuch:

„Laß' alle Ding' gewerden
Und laufen bis an's Ziel,
Und lerne Dir absterben
Und wollen, was Gott will."

Das klingt so schlicht und einfach, als ob es sich von selbst verstände und nichts leichter wäre, als gerade dies. Doch ist es die schwerste aller Aufgaben! Gewöhnlich verwechselt der Mensch seinen eigenen Willen mit dem Willen Gottes und lebt sich nur immer fester in sein Ich hinein, indem er seinen selbstischen Willen verfolgt. So ging es der armen Justine. Als sie von der Welt und den Ansprüchen der Jugend zurücktrat, folgte sie einem schroffen Zug ihres Charakters und ihrem tödtlich verletzten Selbstgefühl. Daß ein Wille voll höherer Weisheit und Liebe die Menschenschicksale lenke, um die Seelen für eine ewige Bestimmung zu erziehen, — und daß die höchste Weisheit und Liebe des Menschen darin bestehe, diesen göttlichen Willen zu erkennen, zu umfassen, zu voll-

gab ihr ein Gefühl von Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, das ihr wohl that und ihr Selbstbewußtsein ungemein steigerte. Sie las viel, besonders ernste Schriften, die sie zum Nachdenken anregten und in denen sie Das fand, was ihrer schroffen, herben Natur zusagte. Die allversöhnende Liebe des Offenbarungsglaubens hatte nie ihr Herz erleuchtet und das Evangelium von den geheimnißvollen Wonnen des Kreuzes um des Gekreuzigten willen — hatte nie es durchwärmt. Es liegt aber in der Menschenseele das Verlangen, einen Meister zu haben; denn sie weiß, daß sie nicht Alles aus sich selbst lernen kann. Da Justine keine Jüngerin Jesu war, so wurde sie eine Schülerin Kants. Diese Philosophie sagte ihr zu, weil sie lehrt, daß das Bestimmende für den Menschen nichts Ueberweltliches ist, nichts, was mit Gott und göttlichen Ideen zusammenhängt, sondern das, was Kant den „kategorischen Imperativ" nennt, eine gewisse moralische Nöthigung. Justine wendete dies auf ihren Willen und ihre Einsicht an. Das waren ihre Gebietiger, ihre unbedingten Befehlshaber und dadurch machte sie sich zur Sklavin ihres Egoismus. Aber sie nannte das: selbstständig sein. Sie hatte ein hübsches musikalisches Talent und spielte ungewöhnlich gut die Harfe. Jedoch nur, wenn sie allein war; denn sie pflegte zu sagen: an der Harfe dürfe nur eine schöne Person sitzen; die häß-

liche werde es doppelt durch den Gegensatz zu dem romantisch-schönen Instrument. Das Bewußtsein ihrer Häßlichkeit, welche ihr Lebensglück zerstört und sie von der Liebe geschieden hatte, verließ sie nie und ätzte sich brennend in ihr Herz.

Die Eltern lebten in der Stadt; dahin ging Justine nie. Sie kamen zu ihr und versuchten auf keine Weise, ihren Lebensplan zu ändern. Nach drei Jahren starb Frau von Ruffach und Justine erbat von ihrem Vater die Erlaubniß, ihre zwölfjährige Schwester Lucia nach Tannhof nehmen und erziehen zu dürfen. Das Trauerjahr war kaum zu Ende, als die Schwestern auf's Neue Trauer anlegen mußten um den Vater, der plötzlich an einem Nervenschlag in Tannhof starb.

Jetzt begann Justinens glücklichste Lebensepoche. Sie wurde für Lucia Vater und Mutter, Schwester und Erzieherin, und fand in dem zärtlichen, anschmiegenden Gemüth der Kleinen eine Fülle von Dankbarkeit, von Vertrauen, von Anhänglichkeit. Da sie Lucia keineswegs für ein anachoretisches Leben bestimmte, so entschloß sich Justine sogar, aus ihrer Abgeschiedenheit heraus zu treten, Menschen bei sich zu sehen und zu besuchen. Sie that es mit dem Tact und dem Anstand einer Matrone und mit so viel Ruhe und Würde, daß sie überall den besten Eindruck machte und daß man ihr allgemein hohe Achtung

bezeugte. Nebenbei ordnete sie den verwirrten Nachlaß ihres Vaters und verzichtete auf ihr Erbtheil zu Gunsten Lucia's. Sie that das Alles freilich wohl aus Liebe zu der lieblichen Schwester, aber auch in der Hoffnung, daß sie mit all diesen Opfern den ersten Platz in Lucia's Herzen erkaufen und bewahren werde. Wohl sagte sie sich, daß ein so anmuthiges Wesen, wie Lucia, einen lebhaften Eindruck auf Männerherzen machen müsse; allein sie schob diesen Moment in die weiteste Ferne hinaus. Lucia sollte nicht in der ersten Jugend den ersten besten Bewerber wählen. Oder vielmehr: Justine wollte dereinst für Lucia einen vernünftigen Mann wählen, der das innige Verhältniß der Schwestern nicht stören werde. Eine eigene Wahl von Seiten Lucia's kam nie in Justinens Sinn, so unselbstständig, so willenlos, so folgsam war das Kind, das nur mit den Augen der Schwester sah und deren Ansichten und Urtheile als Evangelien betrachtete. Sechs Monate später war das Kind — Braut! Ohne Justine auch nur im Mindesten zu befragen, hatte Lucia bei einem ganz kurzen Aufenthalt in Dresden ihr Herz an Graf Alarich Gorm verloren und das seine gewonnen. Justine war zerschmettert. Aber die in jeder Beziehung wünschenswerthe und glänzende Partie — und mehr noch die leidenschaftliche Zuneigung, die sich auf beiden Seiten aussprach — gestattete ihr keine Ausflucht, nicht einmal einen Aufschub. Bei siebzehn Jahren wurde

Lucia — Gräfin Gorm und während Juſtinen zu Sinn war, als könne ſie die Trennung von der Schweſter nicht überleben, weinte dieſe ein Paar Thränen, halblächelnd, wie eben gerührte Kinder weinen — und zog beſeligt mit Alarich in die fremde Welt.

Juſtine verfiel in eine namenloſe Verzweiflung, welche die übertraf, in die ſie vor zehn Jahren durch den Verluſt von Schönheit, Liebe und Glück gerieth. Damals ſtand ihr zur Seite die volle Energie der Jugend und jene unbeſtimmte immenſe Macht der Hoffnung, welche nicht ſowohl die Eigenſchaft, als die Atmosphäre des jugendlichen Menſchen iſt: er athmet ſie ein und weiß es nicht. Damals ſchuf ſie ſich ihre eigene Stellung im Leben und die Originalität, Freiheit und Selbſtſtändigkeit, welche ſie dadurch an den Tag legte, ſchmeichelte ihrem Stolz. Damals war ſie jung genug, um in ihrer einſamen Trauer die größte Süßigkeit zu finden und um zu wähnen, dies ſüße Gefühl werde immer dem Herzen genügen und deſſen Wünſche befriedigen.

Jetzt war das Alles anders — die ſüße Trauer ſpurlos verſchwunden — die Lebensſtellung eine alltägliche, reizloſe Gewohnheit — die Friſche der Hoffnung gedämpft durch die Erfahrung — und die Jugend, die ſchöne Jugend, unwiederbringlich dahin! Bei achtundzwanzig Jahren iſt die Unvermählte nicht mehr jung. Dies iſt die Epoche der ſogenannten Ver-

unnftheirathen und derjenigen Ehebündniſſe, die das Gegentheil von aller Vernunft ſind. Beides verabſcheute Juſtine. Ein Gemiſch von weiblicher Eitelkeit und weiblicher Würde ließ ſie nie vergeſſen, daß ihre äußere Erſcheinung einem Mann nur Widerwillen einflößen könne. Sie hätte ſich ſelbſt auf's Tiefſte verachtet, wenn ſie das je aus den Augen verloren hätte. Was alſo nun beginnen, ohne Jugend, ohne Hoffnung, um die endloſe Leere der Stunden, der Tage, der Jahre des Lebens auszufüllen. Die erſten Jahre einer früheren traurigen Epoche hat Juſtine mit der erſten herben Trauer und mit der Organiſation ihres ganzen Lebenskreiſes ausgefüllt. Später kam Lucia; und mit Vehemenz warf ſich Juſtine auf deren Erziehung und fand einen Mittelpunkt für alle Empfindungen, alle Gedanken, alle Handlungen, alles Streben und alle Wünſche — in der Liebe zu ihr und im Hinblick auf ſie. Die ſelbſtloſe Entſagung der Mutterliebe, die ja bei jeder Tochter, welche in die Ehe tritt, einen ähnlichen Schmerz erfährt, lag Juſtinen fern. Sie kannte überhaupt keine Entſagung; denn es liegen derſelben himmliſche Motive zum Grunde. Was ſie kannte, war ein ſchroffes: ich will nicht! — Ich will nicht mich vermählen. Ich will nicht einen Gatten reich machen, ohne ihn glücklich zu machen. Ich will nicht in der Welt leben und in faden Zerſtreuungen meine Beſtimmung ſuchen. Ich will nicht mit einer Geſellſchaft

verkehren, in welcher ich der Häßlichſten immer noch als Folie dienen würde. Das kannte Juſtine. Jetzt aber war ſie am Ende mit ihrem: ich will nicht! Am Anfang eines Lebensabſchnitts ſagt ſich das Wort: ich will — oder ich will nicht — ſogar unter großen Kämpfen und Schmerzen nicht allzu ſchwer. Hat man aber zehn Jahre deſſen Bürde getragen — und zwar ohne Gott getragen! — dann ſpürt man, daß das Beharren ſchwerer iſt, als das Beginnen, und dann treten nicht ſelten furchtbare moraliſche Kriſen ein.

Juſtinens vorherrſchendes Gefühl war Haß gegen Graf Gorm, der ihr Lucia entführte, der ſie in ihre liebeleere Einſamkeit zurückwies.

„Daß Lucia nur glücklich werde!“ hatte ſie ihm öfter faſt drohend geſagt.

Natürlich lächelten Alarich und Lucia ſtatt aller Antwort. Indeſſen konnte Juſtine mit dieſem Gefühl nicht ihre Zeit ausfüllen, eben ſo wenig ſich mit ihrem activen Charakter auf ein dumpfes Hinbrüten beſchränken. Lectüre, Studien, Muſik genügten ihr nicht, nahmen nicht alle ihre Gedanken wirklich in Anſpruch; deßhalb unterzog ſie ſich der ganzen Adminiſtration von Tannhof und übernahm mit Eifer und Geſchicklichkeit die Geſchäfte eines tüchtigen Verwalters. Dieſe Arbeiten wurden durch die Unruhe und die Laſten der Napoleoniſchen Kriege ſehr ver-

mehrt; allein dies war Justinen gerade recht. Je mehr praktische Thätigkeit, desto weniger litt sie.

Die ersten Jahre von Lucia's Ehe verflossen wie ein Frühlingstag, und wenn Justine ihre schöne junge Schwester strahlend von Glück in Tannhof erscheinen sah, so war sie geneigt, sich mit Graf Gorm zu versöhnen. Aber der hellste Morgen bürgt nicht dafür, daß kein Ungewitter heraufziehe. Hier war das um so mehr zu erwarten, als die große Leidenschaft, mit welcher diese Ehe geschlossen wurde, eine unvermeidliche Reaction nach sich ziehen mußte. Das Uebermaß einer Gefühlsspannung entspricht nicht der ernsten Bestimmung der Ehe. Um diese in das rechte Geleise zu bringen, muß jenes aufhören und in das richtige Maß zurücktreten, wo die Schwelgerei der Empfindungen einer gewissen Ernüchterung und einer klareren Auffassung der Pflichten weicht. Gewöhnlich ist das Interregnum zwischen Uebermaß und richtigem Maß, wie jedes Interregnum, eine Zeit großer Stürme.

Graf Gorm bemerkte eines Tages, als er wegen der trostlosen Lage Deutschlands sehr verstimmt war, daß Lucia gar wenig patriotischen Sinn, wenig Interesse für den Jammer der Zeit habe. Daran schlossen sich nach und nach andere Entdeckungen an und er konnte sich nicht verhehlen, daß Lucia dem Geist und dem Charakter nach ein unentwickeltes Kind

ſei. Das war auch ganz richtig. Aus der Kinderſtube heraus hatte er ſie geheirathet, hatte ſie zu ſeiner Puppe und ſeinem Idol gemacht, hatte nie etwas Anderes von ihr verlangt, als daß ſie ihn bezaubere — und wunderte ſich nun ganz unausſprechlich über ihre geiſtige Schlaftrunkenheit, die doch eine natürliche Folge des ſeelenloſen Lebens war, das er ihr bereitet hatte. Zum Unglück fehlte ihr dasjenige, was jede Frau, möge ſie noch ſo jung und unerfahren ſein, ſchnell entwickelt und reift: — Kinder. Sie hatte ein unglückliches Wochenbett nach dem andern. In dem Augenblick, als ſich die Feſſel des erſten Liebeszaubers von Graf Gorms Herzen leiſe ablöſte, war nicht die Vaterliebe da, um es durch eine ſtärkere und dauerhaftere Feſſel zu binden. Damals lernte er eine Frau kennen, die ihm zuerſt nur als Lucia's vollendeter Gegenſatz auffiel. Es war eine Ruſſin, durchaus nicht ſchön, älter als er, aber von funkelnder Weltbildung und vom feinſten Verſtande, intereſſant in jeder Miene, in jedem Wort, von ihren tartariſch geſchnittenen Augen an bis zu ihrem glühenden Patriotismus. Einem alten kränklichen Gemahl brachte ſie das, nach ihrer Meinung, immenſe Opfer, außerhalb des „heiligen Moskau's“ zu leben, weil er der deutſchen Aerzte, der böhmiſchen Bäder und des milderen Klima's bedürftig war. Das Intereſſante ihrer Erſcheinung frappirte Graf Gorm,

dann zog es ihn an, dann fesselte es ihn. Lucia weinte wie ein armes, hülf- und rathloses Kind, das sie war. Sie war zu schüchtern, um zu klagen und liebte ihren Mann zu sehr, um ihm zu zürnen. Desto mehr grämte sie sich in der Stille. Aber wenn sie auch vorsichtig in der Welt schwieg — bei ihrer Schwester ließ sie ihrem Jammer freien Lauf; und hätte sie es auch nicht gethan, so würde Justine doch Alles in ihrer offenen Seele gelesen haben.

Justine verfiel in einen namenlosen Zorn gegen ihren Schwager. Sie empfand sein Benehmen wie eine tödtliche Beleidigung; Lucia — wie einen tödtlichen Schmerz. Sie begehrte, daß sich Lucia von Graf Gorm scheiden lasse, oder wenigstens trenne und sich in Tannhof niederlasse. Lucia schrie laut auf vor Entsetzen und versicherte, sie wolle lieber sterben, als sich freiwillig auch nur drei Tage von Alarich trennen. Das konnte Justine Anfangs gar nicht begreifen. Sie hatte fast Lust, Lucia deßhalb zu verachten. Aber sie erkannte bald, daß Lucia in diesem Punkt unverbesserlich sei.

„Wenn Alarich mich nur einmal freundlich anschaut, ist Alles vergessen und vergeben," sagte Lucia.

„Das ist aber erbärmlich!" rief Justine empört.

„Daraus mache ich mir gar nichts!" erwiderte Lucia gleichgültig.

Juſtine liebte Lucia ſo ſehr und ſo ausſchließlich, daß ſie, je länger das traurige Verhältniß dauerte, um ſo mehr Mitleid mit der Schweſter und keinen andern Gedanken hatte, als den: wie Alarich zur Beſinnung zu bringen ſei. Es waren bis jetzt immer nur einzelne lichte Augenblicke in ihm aufgetaucht. Wenn Lucia hoffte, das Blendwerk zerſtört zu haben, wurde ihr fort und fort die ſchmerzliche Demüthigung zu Theil, die Circe — wie ſie ihre Nebenbuhlerin zu nennen pflegte — triumphiren zu ſehen. So verfloſſen drei herbe Jahre, als der ſchneidendſte und bitterſte Gegenſatz zu den drei erſten ſeligen Jahren ihrer Ehe.

Der Ausbruch des Napoleoniſchen Krieges mit Rußland im Jahre 1812, dem ſich in Deutſchland die Befreiungskriege anſchloſſen, wurde ein mahnender Weckruf nicht nur für das erſtickte politiſche und öffentliche Leben, ſondern auch für manchen Einzelnen, der zum Bewußtſein kam, daß es jetzt höhere Dinge gelte, als eine Frau zu bewundern. Auch Graf Gorm gehörte zu dieſen. Vielleicht war es die Circe ſelbſt, die ihm den erſten Anſtoß dazu gab; denn ſo wie die Kriegesausſichten aufdämmerten, war ihres Bleibens in Deutſchland nicht länger; ſie wollte Rußlands Geſchicke mitleben und zog den greiſen Gemahl mit ſich fort. Aber auch Graf Gorm folgte ihr, um in ruſſiſchen Kriegsdienſten gegen

Napoleon zu kämpfen — und je mehr er an der furchtbaren Wirklichkeit dieses Kampfes Theil nahm, desto mehr verschwanden die selbstsüchtigen Täuschungen der Leidenschaft.

Als er nach Rußland gehen wollte, verfiel Lucia in tiefe Schwermuth. Sie sah wieder einem Wochenbett entgegen; allein ihre früheren waren so trauriger Art, daß sie sich keiner frohen Hoffnung hinzugeben vermochte. Dazu der Gram um die Trennung von Alarich, der Jammer, ihn im Gefolge der Circe zu sehen, die Angst vor den Gefahren, die ihn bedrohten, die ihm das Leben kosten konnten: das Alles versetzte sie in einen beängstigenden krankhaften Zustand, in welchem fieberhafte Aufregung und dumpfer Trübsinn abwechselten.

Sie muß gerettet werden! . . . ich rette sie! . . . sprach Justine mit äußerster Entschiedenheit zu sich selbst. Sie redete mit den Aerzten, die einem Winteraufenthalt in Nizza ihren vollen Beifall gaben; sie redete mit Graf Gorm, der gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden hatte. Und so brachte sie den Winter von 1812—13 mit Lucia an der lieblichen Küste von Ligurien zu. In Genua wurde Peregrin geboren. Justine war selig. An der Wiege des Kindes trat die innigste Versöhnung der Eltern ein. Das hatte sie erwartet, sie bewirkt! sie war noch seliger. Die Gorm'sche Ehe blieb fortan ein Muster-

bild des schönsten Glücks. Besonders war es der Graf, den alle Frauen als das Ideal eines Gatten bewunderten und priesen; denn die schöne Lucia hatte kleine Launen, die er gänzlich übersah — wozu allerdings eine seltene Geduld gehört. So z. B. war sie ganz trostlos, als sie nach einigen Jahren einen zweiten Sohn hatte. Mit so krankhafter Leidenschaftlichkeit wünschte sie eine Tochter, daß sie nach der Geburt des Knaben eine Zeit lang tiefmelancholisch war und ihre beiden Söhne nicht sehen wollte. Auch Justine wollte sie durchaus nicht sehen. Die Welt fand das höchst absurd. Die Freundinnen sagten: Welche Undankbarkeit gegen Gott! welche Liebloſigkeit gegen die allerliebsten Bübchen! wie wenig Rücksicht für den Gemahl! . . . und welch ein unverantwortliches Benehmen gegen die vortreffliche Baroneſſe, die sich von jeher für Lucia aufgeopfert hat! — Graf Gorm nahm aber lebhaft Lucia in Schutz, deren Verstimmung nur aus vorübergehender Nervenschwäche hervorgehe — wie er sagte. Und da ihr Zustand in moralischer Weise sich gänzlich veränderte und in die zärtlichste Liebe für ihren jüngsten Sohn überging — in physischer Beziehung aber ihr jenes Nervenzucken ließ, das sich in Augenblicken von Spannung, Unruhe und Erregung bei ihr einstellte: so sah man bald ein, wie recht Graf Gorm gehabt habe.

Das Verhältniß der beiden Schwestern war allerdings seitdem minder innig. Doch das kam nur in der Intimität, in Lucia's seltneren und kürzeren Besuchen in Tannhof zum Vorschein. Die Welt bemerkte nichts davon und hätte sie etwas bemerkt, so würde sie es in der Ordnung gefunden haben, daß Lucia ausschließlicher als früher für Mann und Kinder lebe. Justine zuckte die Achseln und lächelte kalt, wenn sie der Veränderung gedachte, die hinsichtlich ihrer mit Lucia vorgegangen war. Gegen Charakterschwäche gibt es kein Mittel, sprach sie gelassen zu sich selbst; — geistiges Chinin ertragen nur starke Naturen. Der kategorische Imperativ ist ein solches Chinin. Doch . . . was für den Einen Nahrung — ist für den Andern Gift.

Sie setzte ihr früheres Leben fort. Sie blieb gleichmäßig liebevoll für Lucia, und da sie sah, mit welcher Zärtlichkeit Graf Gorm ihre Schwester auf den Händen trug: so bekam sie für ihn Gesinnungen des Wohlwollens. Gegen die beiden Knaben war sie freundlich — doch eigentlich nur wegen deren Beziehung zu Lucia. Lucia war das einzige Wesen, das während einer Reihe von Jahren ausschließlich und unbedingt Justine geliebt hatte. Diesen Eindruck bewahrte sie: er war der einzige warme Punkt in ihrem Herzen. Ihre praktische Thätigkeit steigerte sich. Die französische Occupation und dann die

schweren Kriege hatten Jahre lang den Grundbesitz belastet, die Vermögen vermindert, den Geldverkehr gehemmt. Auch Justine empfand das. Sie mußte sich einschränken. Es wurde ihr nicht leicht; denn sie hielt eine gewisse stattliche Existenz für standesmäßig; aber die Nothwendigkeit war auch in dieser Hinsicht der kategorische Imperativ, dem sie sich mit Ruhe fügte. In dieser Epoche stricter Oekonomie gewöhnte sie sich daran, überall das knappe Maß hinter der äußersten Pünktlichkeit und Ordnung so verschwinden zu lassen, daß es wie die Frucht dieser ungewöhnlichen Ordnung erschien. Ihre Nachbarn und Bekannte nannten sie im Scherz den Finanzminister. Das machte ihr Vergnügen und gab ihr einen Anstoß zur Steigerung ihrer finanziellen Talente — und da eine Thätigkeit, die man gern und vorzugsweise übt, eine gewisse Macht über die ganze Richtung und alle Fähigkeiten des Menschen erhält und dieselben für ihren Zweck mehr und mehr in Bewegung setzt: so gerieth Justine ganz unmerklich auf das Gebiet der Habsucht. Sie freute sich des Besitzes von Geld und Gut, sie freute sich an Vermehrung und Erwerbung desselben, anfangs — als eines Zeugnisses zu Gunsten ihrer administrativen Gaben; dann — weil sie eine gewisse Zufriedenheit empfand, in dieser Sache Fortschritte zu machen; endlich — weil die Sache selbst ihr immer wichtiger

und interessanter wurde und ihre leere Existenz ausfüllte, indem sich ihre Gedanken unablässig damit beschäftigten, Vortheile zu erzielen und die praktischsten Wege dafür zu ersinnen. Sie war nicht eigentlich geizig, wenigstens noch nicht — insofern der Geizige darbt, um Geld zu sammeln, und Hab und Gut verkommen läßt, um Geldausgabe zu sparen. Im Gegentheil! sie scheute keine Ausgabe, sobald nur ein Vortheil damit verbunden war, und ihr Selbstgefühl faßte den äußern Anstand viel zu hoch auf, um das, was mit ihr in Zusammenhang war, in Verwahrlosung gerathen zu lassen. Aber dennoch war der Besitz — der Besitz an sich! — ihr Genuß. Es war etwas Bleibendes, etwas Dauerndes, etwas, das sich durch die Zeit mehrte, steigerte, vergrößerte. Er war etwas Wirkliches: wer besitzt — hat etwas. Vergänglich sind alle Empfindungen, wechselnd alle Verhältnisse, unsicher alle Bande zwischen den Menschen. Liebe, Vertrauen, Dankbarkeit — Alles hört auf. Der Besitz nicht. Und während sich die ganze Welt der Gefühle sehr häufig gerade dann, wenn man sie am zärtlichsten pflegt, verflüchtigt: ist der Besitz, oder wenigstens die Pflege desselben, etwas höchst Dankbares, denn unter sorgsamer Hand nimmt er zu.

Auf diesen Standpunkt war Justine von Ruffach mit all ihrer Philosophie herabgesunken. So

muß man ſagen, obſchon ſie ein höchſt reſpectables Leben führte und, allgemein hoch geachtet, für das Muſter einer Unvermählten galt. Wollte in ihr ſelbſt der Gedanke zuweilen auftauchen, daß ſie ſich in die Sklaverei des Mammons begebe: ſo machte ſie geſchwinde aus ihrer Neigung eine Tugend, wie die menſchliche Verblendung durch Selbſtgefälligkeit das ſo leicht und gern thut, und ſie ſprach beinahe ſtolz:

Ich kenne kein Leben, das weniger egoiſtiſch als das meine wäre. Ich thue die Arbeit — Lucia wird den Genuß haben.

So vergingen die Jahre, die Zeitepochen. Die Gormſchen Söhne wuchſen heran, Peregrin war ein kräftiger Jüngling; Lucia hatte längſt die Jugendblüthe verloren und war in jenes Stadium der Frauenſchönheit übergegangen, das kurz und anmuthig wie ein Spätſommertag iſt. Juſtine war ganz unverändert, wie in Eis conſervirt. Ihre große, ſchlanke Geſtalt war nur etwas hager geworden, und an den Händen und im Geſicht trat der Knochenbau etwas ſcharf hervor.

Sie bewohnte im Tannhof ein ſehr großes Zimmer, das, am Ende einer Zimmerreihe liegend, die Ecke des Hauſes bildete und mit zwei Fenſtern in den Hof, mit zwei andern in den Garten ſah, ſo daß man die Thätigkeit, die da und dort herrſchte, vor Augen hatte. Die Wände des Zimmers mit

ihren altmodischen Tapeten verschwanden hinter gro-
ßen Bücherschränken, durch deren Glasthüren man
die Werke der deutschen und französischen geschicht-
lichen, philosophischen und belletristischen Literatur
aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und
aus dem ersten Jahrzehnt des jetzigen in schönen
Einbänden erblickte. Mitten im Zimmer stand ein
enormer Schreibtisch, mit Auszügen und Fächern
ringsum und beladen mit Schreibereien und Schreib-
material. Ein anderer Tisch voll Journalen, Zei-
tungen und Brochüren stand vor einem kleinen So-
pha neben dem großen Caminofen. In einer Ecke des
Zimmers stand Justinens Harfe — aber in einem Ueber-
zug von grauer Leinwand. Auch der Stickrahmen in
dem einen Fenster war meistens dicht verhängt und
die Tapisserie-Arbeit in demselben mußte manches
Jahr auf Beendigung warten; zu einer Erholung
bei Musik und Stickerei ließen ihre Geschäfte sie
höchst selten kommen. Hingegen befand sich zur Seite
des Sophas ein Spinnrad mit einem großen
Rocken des schönsten graublonden Flachses, den sie
aus den Niederungen an der Weichsel kommen
ließ. Charakteristisch war es, daß in dem Zimmer
— Spiegel fehlten. Da wo sie sich gewöhnlich be-
finden, zwischen den Fenstern, stand auf der einen
Seite ein Actenschrank und auf der andern ein al-
terthümlicher Schrank mit schweren Messingbeschlägen,

deſſen Schloß ein Geheimniß war, wozu nur Juſtine den Schlüſſel beſaß. Er barg Werthpapiere und einige koſtbare Schmuckſachen, die Juſtine von ihrer Mutter geerbt und nie getragen hatte. Vielleicht konnte man dieſe beiden Möbel ſo etwas als Spiegel betrachten — ihres Innern. Schwarzer Wollenmoor bedeckte Sopha und Stühle, die ſteif, hochbeinig und geradlinig, der vollendete Gegenſatz der gegenwärtigen Mode waren; ein ſtarker Fußteppich das Parquet. Der Eindruck, den das Zimmer machte, war ernſt, ja ſtreng; allein die vier Fenſter mit ſchneeweißen, in vielen kleinen faltenreichen Drapperien aufgeſteckten Muſſelin-Vorhänge machten, daß es nicht finſter ausſah. Und wenn man über das knarrende Parquet der drei davor liegenden Zimmer und durch deren leere Räume, welche durch ſpärliche Sophas und Stühle noch öder erſchienen, gewandelt war, ſo ſah es faſt freundlich aus und man fühlte ſich ganz behaglich darin, weil es Kunde von einem thätigen, arbeitſamen Leben gab.

An jenem Ballabend im Gormſchen Hauſe herrſchte tiefe Stille im Herrſchaftshaus zu Tannhof. Der Kälte wegen, ſowie auch, um jeden Verſuch eines diebiſchen Einbruchs abzuhalten, wurden Abends alle Fenſter des Erdgeſchoſſes durch ſtarke Fenſterläden mit eiſernen Querſtangen geſchloſſen. Da nun die bewohnten Zimmer ſämmtlich im Erdgeſchoß lagen,

so sah das Haus von Außen wie ein todter Steinklumpen aus. Nirgends gewahrte man ein erleuchtetes Fenster, das in den kalten, dunkeln Winterabend hinein ein trauliches Märchen vom Licht und von behaglicher Wärme erzählt hätte. Nirgends vernahm man den tröstlichen Laut menschlicher Stimmen: so gründlich hatte man sich abgesperrt.

In Fräulein Justinens Zimmer befanden sich ein Herr und eine Dame. Die Dame war sie selbst. Sie saß auf einem hochbeinigen Lehnstuhl, den man jetzt fürchterlich unbequem finden würde, und spann. Sie trug ein Kleid von carmeliterbraunem Merino und eine Spitzenhaube mit violettem Bande. Dazu die gelbbraune Farbe ihres hagern Angesichts — und sie erinnerte an eine ägyptische Mumie. Neben ihr stand ein Tisch mit Schreibgeräth, Papier und einer großen Astral-Lampe, die das Zimmer ziemlich gut beleuchtete. Am Tisch saß der Herr, ein schwarzgekleideter, sechszigjähriger Mann mit einer kalten und gleichgültigen Physiognomie, die sich jedoch im Sprechen belebte; — es war ihr Rechtsanwalt, ihr Rathgeber für tausend große und kleine Verwicklungen, ihr Advocat in Prozessen. Er lebte in der benachbarten Stadt, hieß Doctor Münzner, und eine mehr als dreißigjährige Erfahrung seiner Einsicht und Rechtlichkeit hatte ihm Justinens ganzes Vertrauen erworben.

„Bleibt es dabei, gnädige Baroneſſe?“ ſagte der Doctor und drehte die Feder, mit welcher er eben geſchrieben hatte, zwiſchen den Fingern, als zögere er, ſie wegzulegen.

„Gewiß, Herr Doctor,“ entgegnete Juſtine und ſpann gelaſſen fort.

„Ich begreife vollkommen, daß man ein Vermögen nicht zu gleichen Theilen gehen laſſe, ſondern dort nachhelfe und zulege, wo eine Bevorzugung ausgeglichen werden ſoll. Aber, dem einen berechtigten Erben Alles entziehen und dem Andern Alles geben — gnädige Baroneſſe, das ſieht Ihrer Gerechtigkeit nicht ähnlich.“

„Doch, Herr Doctor! ich gleiche aus.“

„Das ich nicht wüßte! Der Herr Graf bevorzugt Graf Peregrin in keiner Weiſe“....

„Erlauben Sie! er hat Schloß Traun, den alten Familienſitz, der ſeit der Ueberſiedelung der Gorms nach Deutſchland in ihren Händen iſt und an den ſich Erinnerungen ihrer Heldenthaten unter Guſtav Adolf knüpfen — den hat er für Peregrin beſtimmt.“

„Allerdings! aber ohne dadurch Graf Alarichs Erbe zu ſchmälern.“

„Mein Schwager hätte, wie das allgemein bei Beſitzungen üblich iſt, die nicht Majorat ſind, dem Looſe die Entſcheidung laſſen ſollen. Daß er es nicht gethan, ſondern jene Beſtimmung getroffen hat,

ist eine Bevorzugung Peregrins. Dafür will ich Alarich entschädigen."

„Aber ich bitte zu bedenken, gnädige Baronesse, daß die Frau Gräfin Gorm auch bereits zu Gunsten des Grafen Alarich bestimmt und Graf Peregrin auf das Pflichttheil gesetzt hat. Es ist wider alles Herkommen, den Erstgebornen ohne irgend einen Grund so zurückzustellen; denn durch diese beiden Testamente wird der Nachgeborne bei Weitem wohlhabender — um so mehr, als Schloß Traun mit seinen großartigen und weitläufigen Baulichkeiten sehr kostspielig zu unterhalten ist."

„Sie hatten von jeher eine Vorliebe für Peregrin."

„Hätte ich sie auch nicht, gnädige Baronesse, so würde ich mir dennoch und unter allen Umständen erlauben, in demselben Sinne zu sprechen."

„Nun es freut mich sehr, Herr Doctor, daß Sie meine Meinung vollkommen erfaßt und meinen Willen begriffen haben," sagte Justine so gleichmüthig, als hätte sie die Einwendungen des Doctor Münzner gar nicht gehört. „Sie werden also die Güte haben, nach meinem Entwurf das Testament zu redigiren."

Doctor Münzner verbeugte sich schweigend, nahm vom Tisch einen Bogen Papier, der mit Justinens gerader, eckiger Handschrift beschrieben war, und

wollte ihn in ſeine Brieftaſche legen. Da hielt Juſtine ihr Rad an und ſagte:

„Ich muß noch etwas überlegen ... und bitte um den Entwurf.“

Sie verſenkte ſich in deſſen Lectüre und Doctor Münzner wagte zu hoffen, daß Juſtinens Nachdenken eine Frucht ſeiner Einwendungen ſei, bis ſie ihn aus dieſer Täuſchung weckte und ſagte:

„Alles wohl erwogen .... muß ich doch eine Veränderung vornehmen — und zwar dieſe: ich ſtreiche das kleine Capital, welches ich für meinen guten Verwalter beſtimmt hatte, und gebe auch ihm eine Penſion, wie den übrigen alten Dienern.“

„Gnädige Baroneſſe, ich erlaube mir zu bemerken, daß die Penſion eine große Wohlthat für die Haushälterin, die Kammerfrau u. ſ. w., jedoch eine mindere für den Verwalter ſein dürfte, während ihm ein kleines Capital die willkommene Möglichkeit bieten würde, eine Pachtung zu übernehmen, vielleicht ein Gütchen zu kaufen. Die übrigen Leute werden durch eine Penſion in eine bequeme, unabhängige Lage verſetzt; er — durch das Capital.“

Juſtine nahm einen Rothſtift vom Tiſch und durchſtrich mit kräftigem Zug eine Zeile, indem ſie ſagte:

„So! abgemacht! .... Wird penſionirt. Ich kann unmöglich den armen Alarich plündern. Penſionen zahlt ein Erbe unſchwer — .... die Penſionirten ſind

sterbliche Menschen... wie wir Alle. Aber Capital auszahlen, ist allzu hart! Es können ja Zeiten kommen, in denen das Capital viel einträglicher wird, als es jetzt ist... dann wäre Alarich gleichsam doppelt beraubt."

Während sie sprach, hatte sie die Veränderung zu Papier gebracht; dann gab sie das Blatt dem Doctor, der es in die Brieftasche legte.

Eine schöne alterthümliche Uhr, die den Aufsatz des alterthümlichen Geldschranks bildete, schlug mit kräftigem Schlage — Acht. Da öffnete sich die Flügelthür und ein Diener in grauer Livree rollte einen runden Tisch in's Zimmer hinein, der für zwei Personen gedeckt war und auf dem sich einige Speisen befanden. Justine stand auf, legte die schwarze Tafftschürze ab, die sie bei ihrem Spinnrad trug, und lud den Doctor Münzner ein, das Nachtessen mit ihr zu theilen. Der Diener stellte die Lampe auf den Speisetisch und verließ das Zimmer. Dies war die Art, in welcher Justine ihre Mahlzeiten nahm. Sie hatte keinen Sinn für die Tafelfreuden, verwendete daher möglichst wenig Zeit auf dieselben — und fand es eine thörichte Verschwendung, im Winter ein Speisezimmer erwärmen zu lassen. Während des Nachtessens sprach sie lebhaft über ihren Plan, Tannhof durch Ankauf eines Nachbargutes zu vervollständigen und abzurunden.

„Das iſt ſo recht ein Waldgut," ſagte ſie, „und den Wald kann ich hier gar wohl brauchen. Gut behandelt und geſchont, wird er mit der Zeit ungemein einträglich. Da ich jetzt fünfundfünfzig Jahre alt und bei guter Geſundheit bin, ſo glaube ich vernünftiger Weiſe noch auf fünfzehn bis zwanzig Lebensjahre zählen zu können. Käme es zu jenem Ankauf, ſo würde ich während dieſer ganzen Zeit den Wald auf's Aeußerſte ſchonen, ſo daß Alarich in demſelben eine vortreffliche Jagd und durch denſelben eine vortreffliche Einnahme hätte. Aber der Kaufpreis iſt etwas hoch und ich glaube nicht, daß das Gut — da ich den Wald unberührt laſſen will — diejenigen Zinſen einträgt, die ich haben muß, wenn ich mir nicht durch eine ſchlechte Speculation die Finger verbrennen will...., wovor mich Gott bewahre!"

Durch dieſen letzten Ausruf gab Juſtine kund, daß ſie auch eine gewiſſe Idee von Gott habe, der übrigens keinen großen Platz in ihrer Exiſtenz einnahm. Doctor Münzner erwiederte:

„In Ihrer Stelle, gnädige Baroneſſe, das heißt mit Ihren Capitalien — würde ich mich nicht begnügen, das Waldgut, wie Sie es ſehr richtig nennen, zu kaufen, ſondern lieber eine größere Herrſchaft acquiriren, wo Sie Feld, Wald, Wieſe, den verſchiedenſten Boden — und folglich, bei guter Verwal-

tung, die Garantie der größtmöglichen Einkünfte haben."

„Sie sagen ganz richtig „bei guter Verwaltung," rief Justine lebhaft; — „aber das ist ja eben der Stein des Anstoßes für meine Wünsche! Der Grundbesitz rentirt sich nur dann dauernd, wenn sich der Besitzer demselben gewissermaßen widmet und darin seinen Beruf, seine Lebensaufgabe, sein Stück Arbeit erkennt und ausübt. Bei Verpachtungen wird der Boden nie verbessert; sie bringen mit der Zeit — Nachtheil. Bei den großartigen Verwaltungen, wo der Besitzer Alles den Angestellten überläßt, kommen ganz natürlich und selbst in dem besten Fall, daß die Beamten treu wie Gold wären, großartige Verschleuderungen vor. Wenn der Besitzer selbst nicht Anordnungen macht, deren Ausführung bewacht — wenn er nicht die ganze Verwaltung mit Zweigen und Nebenzweigen in die Hand nimmt und Blick, Verständniß und Interesse für alle Einzelnheiten hat: so spinnt er keine Seide dabei. Ist er reich, so bleibt er vielleicht reich. Hat er aber nur ein mäßiges Vermögen, so wird er nie wohlhabend — und nie wird der Wohlhabende reich werden, wenn er nicht, persönlich thätig, um Hab und Gut sich kümmert."

„Weil man Veranlassung hat, diese Einsicht und Thätigkeit an Ihnen zu bewundern, so erlaube

ich mir eben meinen Vorschlag, gnädige Baronesse."

„Ja, Herr Doctor, wäre ich nur zehn Jahre jünger, so ginge ich gewiß darauf ein. Aber jetzt traue ich mir nicht mehr die Kraft zu, die Administration einer neuen, großen Besitzung neben Tannhof zu übernehmen — und nach meinem Tode Geschäftsverwickelungen zu hinterlassen — dagegen sträubt sich mein Geist der Ordnung und Pünktlichkeit. Nach dem Tode meines seligen Vaters habe ich diese Last getragen, daher will ich nicht dem armen Alarich eine ähnliche aufwälzen. Indessen soll das nicht heißen, daß ich einem großen Ankauf durchaus abgeneigt wäre, sondern nur, daß er — je größer, auch desto vortheilhafter sein müsse, ohne mich mit Geschäften zu erdrücken. Das Waldgut würde ich mit Leichtigkeit übernehmen. Es hat auch die große Annehmlichkeit für mich, kein herrschaftliches Haus zu besitzen. Erinnern Sie sich noch, wie es abbrannte bei der Schlacht von Bautzen? Das Baumaterial wurde später verwendet, um die Wirthschaftsgebäude sehr solide aufzuführen — was ein großer Vortheil, die Erhaltung eines unbewohnten Hauses hingegen ein wahrer Ruin für die Finanzen ist."

So unterhielt sich Fräulein Justine den ganzen Abend über Geldangelegenheiten mit Doctor Münzner. Es versteht sich, daß sie dabei nicht müßig war.

Nach dem Abendessen ruhte nur das Spinnrad, nicht ihre Hand. Sie zerzupfte kleine Läppchen von Seidenstoff in tausend Fädchen, um diese seidene Charpie als eine höchst angenehme, leichte und warme Wattirung von Bettdecken zu verwenden. Auf Lucia's abgelegte Seidenkleider hatte sie ein für alle Mal zu diesem Zweck Beschlag gelegt. Sie selbst trug höchstens drei oder vier Mal im Jahre ein seidenes Kleid.

Mit dem Glockenschlag Zehn entlockte der Nachtwächter seinem Horn einen furchtbaren Ton gerade vor Justinens Fenster, um ihr kund zu thun, daß er seinen nächtlichen Rundgang durch Hof und Dorf pünktlich beginne. Doctor Münzner erhob sich. Justine packte ihre Charpie für verwundete Bettdecken vorsichtig bis auf jedes Fädchen in einen dazu bestimmten Sack. Dann schellte sie. Der Diener erschien.

„Dem Herrn Doctor leuchten!" sagte sie zum Diener, und zum Doctor Münzner:

„Sie haben die Güte, nicht wahr? das Testament hier aufzusetzen, damit ich es morgen in Ihrer Gegenwart unterschreiben und behalten könne. Ich hoffe, Ihr Zimmer wird gehörig durchwärmt sein, Herr Doctor. Schlafen Sie recht wohl!"

Er empfahl sich. Der Diener mit einer dicken Wachskerze in der Hand leuchtete sorgsam dem Doctor

vor, damit derſelbe auf dem grauen Leinwandſtreif bleibe, der durch alle drei Zimmer von Thür zu Thür den Parquetboden zur Schonung bedeckte und führte ihn die Treppe hinauf in ein warmes und bequemes Gaſtzimmer, das zu denen gehörte, die Lucia bewohnte, wenn ſie nach Tannhof kam. Gern hätte Doctor Münzner ſeine Arbeit verzögert in der Hoffnung, daß der Wind einmal günſtiger für Peregrin wehen werde; allein die Baroneſſe hatte ſich mit einer ſolchen Entſchiedenheit ausgeſprochen, daß er die Unmöglichkeit einſah, ſich ihrem Willen nicht zu fügen, und ſo ſetzte er denn ein Teſtament auf, das den jungen Alarich Gorm zum Univerſalerben ſeiner Tante machte.

Als Juſtine allein war, ließ ſie ſich wieder auf dem kleinen Sopha am Ofen nieder, nahm vom Tiſch eine landwirthſchaftliche Zeitſchrift und las mit großer Aufmerkſamkeit einen Aufſatz über die Drainirung — wie man das engliſche Wort Drainage, Trockenlegung, germaniſirt hat —; ein Verfahren, welches damals noch neu war. Darauf ordnete ſie verſchiedene Papiere auf dem großen Schreibtiſch und ſchrieb in ein dazu beſtimmtes Buch ein Paar Notizen über Gegenſtände, die ſie am folgenden Tage theils abmachen, theils beſprechen wollte. Dann ging ſie in ihr Schlafzimmer, ſchellte ihrer Kammerfrau, die neben demſelben wohnte, vertauſchte ihr Kleid

mit einem warmen Schlafrock, entließ die Zofe, welche ihr eine kleine angezündete Handlaterne reichte, und durchwanderte nun ihr Haus, um zu sehen, ob Hausthür und Fensterladen geschlossen, das Feuer in der Küche ausgelöscht, nirgends Kohlendunst, nirgends ein brennendes Licht, das weibliche Dienstpersonal im friedlichen Schlaf, kurz Alles in gehöriger Ordnung sei. Nachdem sie sich davon überzeugt hatte, kehrte sie in ihr Gemach zurück — und als bald darauf der Nachtwächter sein grausiges Horn erschallen ließ und die Stunde der Mitternacht ausrief — schlief Fräulein Justine den Schlaf der Gerechten.

Ein zerrissenes Leben.

Als gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Englands Colonien in Nordamerika sich vom Mutterlande losrissen, unter schweren Kämpfen ihre Selbstständigkeit errangen und die Vereinigten Staaten bildeten, frohlockte man in Europa über den Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Nirgends aber konnte das Glück der Befreiung von englischer Botmäßigkeit höher geschätzt werden und ein stärkeres Echo der Sehnsucht wecken, als in Irland. England hatte zwar damals, aus Furcht vor revolutionären Bewegungen, den Iren einige Concessionen gemacht, die aber nur zeigten, in welcher unerhörten Knechtschaft, in welchem Helotismus man das Volk hielt und welches Raubsystem man gegen dasselbe übte — und zwar immer im Schutze und im Namen der Gesetze übte, die noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Existenz der katholischen Religion nicht anerkannten. Ire und Katholik fielen aber zusammen, waren ein untrennbarer Begriff. Der

Grund und Boden von Irland ging für den Iren fast ganz verloren. Die Krone England, holländische und englische Herren, der anglikanische Clerus — letzterer mit zwei Millionen Acres und mit dem Zehnten aller übrigen Ländereien — wurden Grundbesitzer. Kein Katholik durfte Güter erwerben, ja, er durfte sie nicht länger als auf dreißig Jahre pachten. Die Concessionen Englands bestanden nur darin, daß der irische Katholik jetzt „unbenutzbare Sümpfe" pachten durfte und auch zum Unterthaneneid zugelassen wurde; aber das, was ihm das Höchste war, Confessionsschulen und Collegien für seine Kinder zu errichten — das blieb ihm versagt. In Belgien, in Frankreich, in Rom mußte er sie erziehen lassen, wenn er ihre katholischen Grundsätze und den Glauben, worin sie wurzeln, bewahren wollte. Wo von einer Regierung so viel Zündstoff zu berechtigter Unzufriedenheit aufgespeichert wird, kann es nicht Wunder nehmen, wenn sie, angefacht durch die Gährung der Zeit, in Flammen ausbricht. Das geschah auch in Irland. Aber der Aufstand unter Lord Edward Fitz-Gerald wurde bald unterdrückt. England mit all seiner Macht war zu nah und Irland hatte zu wenig Hülfsmittel, als daß der Ausgang hätte zweifelhaft sein können.

Einer der Hauptführer des Aufstandes war Reginald O'Connor. Dennoch traf ihn nicht Lord

Edward Fitz-Geralds Schickſal, der das mißglückte Unternehmen mit dem Tode büßte. O'Connor entkam, aber freilich beſonders dadurch, daß ſein Bruder für ihn gut ſagte, Reginald werde nie nach Irland zurückkehren, und weil ſich die Regierung auf dieſen Bruder verließ — denn er fiel ab vom Glauben. Dafür erhielt er Reginalds confiscirtes Vermögen. Erdrückt von Gram floh Reginald O'Connor mit ſeiner Frau und zwei Kindern hinweg von der geliebten Heimath und dahin, wo jeder Katholik, wenigſtens geiſtiger Weiſe, ſich zu Hauſe fühlt — nach Rom. Dort lebte er, ein Nachkomme der alten iriſchen Könige, in den beſchränkteſten Verhältniſſen, von dem geringen Vermögen ſeiner Frau. Aber er war durchaus nicht unglücklich, nachdem er den Trennungsſchmerz vom „grünen Erin" — von „der Inſel der Heiligen" — von dem „Smaragd des weſtlichen Meeres" überwunden hatte. Rom war der Ort, der einem Charakter, wie O'Connor, Erſatz für jeden Schmerz, für jeden Verluſt bot. Je weniger Hoffnungen er in der Welt hatte, deſto höher rankten ſie ſich über alles Irdiſche empor und ſtatt dem Vaterlande, das er verloren hatte, wendeten ſie ſich einzig und allein der Kirche zu. Dies übernatürliche Vaterland war unverlierbar. Wer deſſen Dienſt ſich weihte, erlag keiner Tyrannei. Genau, wie er, dachte ſeine Frau. So erzogen ſie ihre Kinder,

Reginald und Colomba. Beide wurden dem Kloſter beſtimmt und Beide umfaßten mit ganzem Herzen ihren Beruf.

„Da ſeid Ihr ſicher für die Ewigkeit, meine Kinder!“ ſagte O'Connor; „denn da liebt Ihr nur das, was Ihr in Ewigkeit lieben ſollt — unſern göttlichen Heiland. — Freilich geht die Liebe auf unſerer armſeligen Erde Hand in Hand mit dem Leiden — auch im Kloſter; aber Ihr ſeid doch mit Eurer Liebe auf dem ſchnurgeraden Wege durch das Leid hindurch zur himmliſchen Freude. „Per aspera ad astra“ iſt der Wahlſpruch unſeres Hauſes. Was O'Connor heißt, muß ihm inne halten, er möge wollen oder nicht. Die Welt nennt das: Schickſal! Aber wir wiſſen, daß Gott die Schickſale zu unſerm ewigen Heile lenkt.“

„Ich bin eine Braut Chriſti — per aspera ad astra!“ ſagte Colomba, das zehnjährige Kind, nahm den ſchwarzen Schleier der Mutter und umhüllte damit ihr allerliebſtes Geſichtchen. Der ältere Bruder aber ſagte:

„Der Wahlſpruch iſt kein Scherz, Colomba, und das Ordensleben iſt es auch nicht. Damit darf man nicht ſpielen.“

Die Geſchicke der ewigen Stadt, welche O'Connor erlebte und durchlebte, ſeitdem er ſich in Rom niedergelaſſen hatte, waren ſo recht von der Art, um einen

gläubigen Sinn in der Hingebung an die Kirche — und in der Zuverſicht zu beſtärken, daß nicht nur ihre Dogmen, ſondern auch ihre Inſtitutionen in höherer Kraft und Weisheit wurzeln, als nur menſchliche Einrichtungen. O'Connor erlebte, daß der Conſul Bonaparte Rom durch den General Berthier als Republik proclamirte, daß eine Statue der Freiheitsgöttin, die päpſtliche Tiare mit Füßen tretend, auf die Engelsbrücke geſtellt wurde — jene Brücke, die zu St. Peter und zum Vatican führt und auf welcher Engels-Statuen mit den Leidenswerkzeugen des Heilandes in den Händen ſtehen. O'Connor erlebte, daß trotz dieſer Mißhandlungen der herrliche achtzigjährige Pius VI. weder die Flucht ergreifen, noch dem Kirchenſtaat entſagen wollte;—daß Bonaparte ihn in's ſüdliche Frankreich nach Valence ſchleppen ließ, wo der Tod den Qualen des Greiſes ein Ende machte; — daß Pius VII. in all dieſen Stürmen friedlich in Venedig gewählt wurde und nach Rom zurückkehrte, um auch ſeine weltliche Herrſchaft wieder anzutreten, weil die republikaniſchen Gelüſte nach und nach keinen Beſchützer mehr an Bonaparte fanden; daß Pius VII. zweimal von dem Despoten, der nunmehr Kaiſer Napoleon geworden war, nach Frankreich beordert und in den drückendſten Verhältniſſen Jahre lang dort feſtgehalten wurde. O'Connor erlebte, daß Napoleon erlag, als Pius VII. triumphirend in Rom

einzog und alle italieniſchen Gebiete des Kirchenſtaates wieder erhielt. Und das Alles erlebte O'Connor in dem kurzen Zeitraum von 1798 bis 1815! Immer ſchien das Schifflein Petri in höchſter Gefahr, bald in den Wellen des jacobiniſchen Haſſes unterzugehen, bald an der Felſenklippe despotiſcher Uſurpation zu zerſchellen — und immer wieder legte ſich der Sturm, die Wellen glätteten ſich, das Ungewitter rauſchte vorüber und das Schifflein tauchte friedlich aus den Wogen empor, denn es trug den Nachfolger des Petrus und einen Andern! — Wäre nicht der Gram um Irland und um den Abfall des Bruders geweſen, ſo hätte keine Wolke O'Connors Zufriedenheit beſchattet, denn wie alle Menſchen, die aus ganzer Seele an großen Ideen hängen und in ihnen leben, ſpürte er die Beſchränktheit ſeiner Verhältniſſe durchaus nicht wie ein Unglück. In einer Vigne am Fuß des Celius, zwiſchen dem Coliſeum und dem Lateran, bewohnte er ein kleines Gartenhaus, das die Gärtnersleute nicht benutzten und das der Beſitzer deßhalb verfallen ließ. Dieſen Umſtänden entſprach der Miethzins. Ueberdies war Rom damals keineswegs wie jetzt von Fremden überfluthet. Hohe Reiſende, Gelehrte und Künſtler beſuchten zwar die ewige Stadt und hie und da kam es vor, daß irgend ein reicher junger Mann, ſogar eine reiche Familie den Römerzug machte; aber es waren vereinzelte Erſcheinungen.

In jener Epoche besonders, wo die französische Revolution, deren schreckliche Kriege, das Zerfallen aller Verhältnisse, die seit tausend Jahren auf dem europäischen Festlande bestanden hatten, die Napoleonischen Eroberungen und Usurpationen, den Welttheil in Unsicherheit, Spannung und Grauen versetzte: damals besonders waren Fremde eine Seltenheit, die spurlos verschwand und nicht den geringsten Einfluß hatte. Daraus entsprang für den Fremden der Vortheil, ganz unbeachtet nach seinen Verhältnissen leben zu können. Erst nach dem Jahre 1815 begann die europäische Völkerwanderung der Reisenden gen Italien und Rom.

Inzwischen war der junge Reginald den Weg gegangen, auf den der Vater ihn geleitet hatte. Bei den irischen Dominicanern von S. Clemente war er in's Noviziat eingetreten. Des Ordens Bestimmung, die Predigt des Evangeliums, gab ihm die Hoffnung, dereinst als Missionär unter seinen Landsleuten in Irland zu wirken. Colomba blieb allein bei ihren Eltern. Doch war ihr Eintritt bei den Benedictinerinnen von S. Cecilia nur eine Frage der Zeit, da Colomba eine zarte Gesundheit hatte. In Rom, wo so zahlreiche Klöster und alle Institute und Congregationen von Laien so gewiß klösterlich eingerichtet sind, ist das weltliche Leben so sehr vom geistlichen umgeben und durchweht, daß der Eintritt eines

Kindes in den geistlichen Stand von der Familie als das, was es wirklich ist, ein gnadenreiches Ereigniß, betrachtet wird und nicht als ein gewaltsames Zerreißen der Familienbande, als ein Aufgeben der wahren Bestimmung — wie das noch so häufig diesseits der Alpen geschieht. Nach dem großen Raub- und Vertilgungszug gegen die Klöster, der mit der französischen Revolution begann und dann im katholischen Deutschland mit höchstem Eifer fortgesetzt wurde und ein Vierteljahrhundert mindestens dauerte, wuchs die Generation in Abscheu und Verachtung der Klöster — und die darauf folgende in Gleichgültigkeit gegen dieselben auf. Aber aus dieser Gleichgültigkeit, die den „überwundenen Standpunkt" nicht der Beachtung werth hielt, entwickelte sich allmälig die Rückkehr zur richtigen Auffassung und mehr und mehr wird aus einer Familie die Verzweiflung schwinden, wenn eines ihrer Glieder dem Klosterberuf folgt. Wo ein gesundes, kräftiges Glaubensleben herrscht, betrachtet man überhaupt die Opfer, die der geistliche Stand erheischt, nicht als unnatürlich, sondern als übernatürlich, als Wirkung der Gnade — und je größer die Gnade des Berufenen, desto größer sein Glück. Nur da, wo der Glaube fehlt, klammert sich der Mensch für sich selbst und die Seinen an irdische Freuden und Genüsse — und nennt sie Glück.

Colomba O'Connor lebte in ihrer friedlichen Zurückgezogenheit ungefähr ſo, wie einſt der hl. Hieronymus der edlen Römerin Laeta rieth, ihre Tochter zu erziehen: „wie im Tempel und in der Wüſte“ — ſo fromm, ſo abgeſchieden. Die Welt war für ſie ein unbeſtimmter Begriff von Verkehrtheit und Wirrſal, wie wenn man in einer großen volkreichen Stadt auf einem hohen Thurm ſteht und von unten herauf ein dumpfes Getöſe des menſchlichen Treibens vernimmt. Sie hatte nicht das mindeſte Verlangen, ſich in dieſen Tumult zu miſchen. Nur die Schickſale der Kirche in der Welt, die Leiden, die Einflüſſe, die Siege, die, gemäß ihrer Beſtimmung, ganz untrennbar von ihr ſind; nur die Schickſale der Völker und der Länder und der einzelnen Menſchen, inſofern ſie aus dem Zuſammenhang mit der Kirche ſich entfalten und geſtalten — kannte Colomba; und das genügte ihr. Da gab es genug der Ideale, die für jede edle junge Seele einen namenloſen Zauber haben. Da gab es heilige Liebe und heilige Schmerzen, geheiligten Kampf und geheiligten Triumph; — und wo der Sturz in irgend einen Abgrund erfolgte, zeigte die fromme Reue auch ſchon die Rettung auf dem Dornenweg der gottgefälligen Buße. Zärtlich liebte Colomba ihre Eltern und ihren Bruder; zärtlicher — den göttlichen Heiland und ſeine ſchmerzenreiche Mutter. Zu den Menſchen zog nichts ſie hin,

als eine unaussprechliche Barmherzigkeit. Den Armen, den Kranken, den Nothleidenden, die in ihren Bereich kamen, suchte sie aus allen Kräften zu helfen, und da die Geldmittel, die ihr zu Gebot standen, äußerst gering waren, so ersetzte sie das durch persönliche Dienstleistungen. Die ganze Nachbarschaft kannte und liebte sie und nannte sie zärtlich bei ihrem Namen „la Colomba," und später, als sie in anmuthiger Schönheit heranwuchs „la Colombella." Bei sechszehn Jahren war sie eine reizende Erscheinung; aber sie wußte es nicht.

Eines Tages kam ein Fremder in die Vigne, fragte den Gärtner nach Herrn O'Connor und ging dann auf das Gartenhaus zu. Vor demselben begoß Colomba einige Gemüsebeete. Der Fremde fragte, ob sie wohl einen Brief an Herrn O'Connor abgeben wolle. Sie nahm freundlich den Brief, lief in's Haus und ließ den Fremden zwischen den Salatbeeten stehen. Herr O'Connor erkannte freudig die Handschrift eines theuern Jugendfreundes und las:

„Lieber Freund! ich empfehle Dir und Deiner Frau so dringend wie möglich den Ueberbringer dieser Zeilen, der ein deutscher Edelmann ist und Horburg heißt. Ich habe nämlich die Hoffnung, daß er sich zu unserm heiligen Glauben bekehren und seinen Aufenthalt in Rom benutzen werde, um sich gehörig zu unterrichten. Du mußt aber sehr

vorsichtig mit ihm umgehen. Er ist scheu und verschlossen."

„Mit dem Bonaparte geht's zu Ende. Er hat den heiligen Vater nach Savona zurückgeschickt und es heißt, er werde demselben nächstens die Heimkehr nach Rom gestatten: ein sicheres Zeichen, daß sein frecher Uebermuth gebrochen ist. Er hat wie Jacob mit dem Engel ringen wollen und ein verrenktes Bein davon getragen. Hoffentlich mehr; — denn die Heere der Verbündeten kommen nah und näher. Ich gehe nach Savona, um den heiligen Greis in der Verbannung zu verehren und dann, will's Gott! ihm nach Rom zu folgen. Zuvor hole ich aber meine Frau, die seit einem halben Jahre ihren sterbenden Vater bis zu seinem letzten Athemzug gepflegt hat, aus der Bretagne ab. Also auf Wiedersehen am Grabe der Apostel, wo der Balsamduft des ewigen Lebens weht. Dein Freund Arran. Paris, den 1. Februar 1814."

„Nun, lieber Vater, welche Antwort soll ich geben?" fragte Colomba, als Herr O'Connor den Brief zusammenlegte und frohlockend rief:

„Te Deum laudamus!" — Dann setzte er hinzu: „Ist der Fremde hier?"

„Ja, draußen im Garten," sagte Colomba und folgte ihrem Vater, der sich beeilte, Herrn von Horburg in's Haus zu führen, während Colomba ihre unter-

brochene Gartenarbeit fortsetzte. Aber sie blickte dem Fremden nach, staunend über das Gebieterische seiner Erscheinung. Aeltere Männer waren ihr sonst immer alt erschienen; aber dieser, der doch auch längst über die Mitte des Lebens hinaus war, kam ihr nicht alt vor. Als er nach einer halben Stunde in Begleitung ihres Vaters aus dem Hause kam, durch den Garten ging und sie grüßte, verneigte sich Colomba tief — und als ihr Vater dann allein zurück kam, sagte sie zu ihm:

„Der Fremde sieht aus wie ein entthronter König. Ist er das, lieber Vater?"

„Gewissermaßen . . . . ja, mein Kind! Der Glaube ist unsere Krone, denn er macht uns zu Kindern des großen Königs der Ewigkeit, zu Erben des Himmelreichs. Wer den Glauben verloren hat — hat seine Krone verloren und in der Beziehung kann man von diesem Herrn von Horburg sagen, daß er ein entthronter König sei. Aber warum glaubtest Du das, Colomba?"

„Weil er so schön, stolz und traurig aussieht. Ich fürchte ihn gekränkt zu haben, indem ich ihn in der Eile im Garten stehen ließ."

„Beruhige Dich! Diesen kleinen Verstoß hat Herr von Horburg gewiß gar nicht bemerkt."

Das war ganz richtig: er hatte nur das liebliche junge Mädchen bemerkt, das mit ihren glänzenden

Gazellenaugen unschuldig und schüchtern zu ihm aufblickte. Frühe schon waren solche Stürme durch sein Leben gegangen und hatten sein Inneres so verwüstet, daß ihm die Unschuld — die Unkenntniß des Bösen — wie ein Märchen vorkam. Rudolf von Horburg war das Opfer verkehrter Elternliebe. Sie hatten das einzige Kind vergöttert, nicht erzogen; hatten nie seinen Willen gebändigt, nie von ihm Selbstverläugnung gefordert. Was der Knabe nicht übte, leistete noch viel weniger der Jüngling. Der Strudel der Leidenschaften, der um ihn und in ihm brauste, verschlang ihn Doch hatte er edle Naturanlagen — und darum fand er nicht das Glück, nicht die Befriedigung, die er verlangte. Es muß Edleres, es muß Höheres geben, sprach er zu sich selbst; . . . aber was? aber wo? — Die großen Worte der französischen Revolution: Freiheit! Menschenrechte! schlugen an sein Ohr, als er in Mainz studirte und zogen ihn, trotz des Widerstrebens seiner trostlosen Eltern, nach Paris. Abermals gerieth er dort in den furchtbarsten Strudel der entfesselten Leidenschaften; abermals wurde er nur betäubt, nicht befriedigt und nur kurze Zeit täuschten ihn die hohlen Declamationen einer Brüderlichkeit, die auf der Guillotine ihre Wiege haben sollte und ein permanenter Brudermord war. Sein kalter klarer Verstand zeigte ihm die grausige Verirrung eines

politischen Fanatismus, der um jeden Preis mit der historischen Entwickelung brechen will, damit seine Theorien zur unbedingtesten Herrschaft gelangen. Als ob die menschliche Vergesellschaftung eine Schachpartie wäre, die man vom Schachbrett herunterwerfen und dann ein neu combinirtes Spiel flugs aufstellen könne! — Aber er gewöhnte sich an ein Leben in den heftigsten Aufregungen. Die Führer der Revolution, die ja Alle — ohne Ausnahme, Alle! von ihren Ideen besessen waren, anstatt sie zu besitzen, bewegten sich eben deshalb nur auf dem Boden selbstsüchtiger Anschauungen und Bestrebungen und vielleicht Anfangs nach einem gewissen Instinkt von Gerechtigkeit, der aber bald in dem Tumult der Leidenschaften sich verfälschte und sie schief leitete. Dadurch geriethen sie in Verirrungen, die, sogar im Licht der natürlichen Vernunft und ohne einen höheren christlichen Standpunkt betrachtet — außerhalb menschlicher Handlungsweise liegen. Sie wurden wie jene Bestien, die der Blutgeruch berauscht und die, wenn sie einmal Blut gekostet haben, unersättlich darnach sind. Sie lebten, sie athmeten, sie handelten im Blutrausch und die gräßliche Atmosphäre dieses Rausches ballte sich in blutrothen Wolken um das Gewissen, den Verstand, die Sinne Derjenigen, die ihnen nachfolgten, indem sie die Worte Freiheit und Menschenrechte gedankenlos nachlallten, während die un-

erhörteſte Despotie und das blutigſte Unrecht gegen die Menſchheit Frankreich terroriſirte.

Bis zum Tode der unglückſeligen Königin blieb Rudolf von Horburg in Paris. Es hieß, er ſei einer ihrer ergebenſten Agenten geweſen und habe mehrere Plane eingeleitet, um ſie zu retten. Nach ihrer Hinrichtung erfüllte ihn nur noch der bitterſte Haß gegen die Schreckensmänner. Um demſelben Luft zu machen, folgte er der Aufforderung eines jungen Edelmannes aus der Vendée, an dem Kriege Theil zu nehmen, den dort das tiefgläubige Volk gegen die Republikaner führte, welche ihm ſeinen König gemordet hatten — und ſeine Religion, ſeine Kirche, ſeine Prieſter rauben wollten. Horburg war weder ein warmer Royaliſt, noch ein treuer Katholik. Nicht die Begeiſterung für eine gerechte Sache, noch für die höchſten Güter des Lebens führte ihn nach der heldenmüthigen Vendée, ſondern eine Art von Rachedurſt gegen die Revolution, die ihm vor drei Jahren mit allem Reiz einer Fata Morgana erſchienen war und dann in ein blutdürſtiges Ungeheuer ſich verwandelt hatte, das ſogar eine Madame Eliſabeth, eine Marie Antoinette verſchlang. Die kriegeriſche Aufregung that ihm wohl. Er ſchlug ſich mit ungeheuerer Bravour und die eigenthümliche Kriegsführung, dieſe Guerillazüge von bewaffneten Bauern und Landedelleuten erhielt ihn in beſtän-

diger Spannung. Die Vendée wurde besiegt; ihre Helden fielen fromm und demüthig wie die alten Kreuzfahrer; denn auch sie kämpften für die heilige Sache des Kreuzes, welches einst minder durch den Halbmond des Türken, als jetzt durch das „Höchste Wesen" eines Robespierre bedroht war; — und sie retteten ihr höchstes Gut: Glauben und Kirche. Ihre Altäre wurden nicht entweiht durch den Cultus der Göttin Vernunft! — Horburgs Freund war an den Folgen seiner Wunden gestorben. Dadurch trat er in nähere Beziehung zu dessen Familie, denn er hatte ihn treu gepflegt. Die Tochter des Hauses, Magdalene, war das erste junge Mädchen, das auf Rudolf von Horburg den Eindruck machte, daß es möglich sei, ein Weib mit dem Herzen zu lieben. Nach all den entsetzlichen Bildern, deren Zeuge er seit Jahren gewesen war, that ihm das schlichte, patriarchalische Leben in diesem kleinen einfachen Schlößchen ungemein wohl und er fing an zu begreifen, wenn er das Walten dieser vortrefflichen Menschen beobachtete, daß es ein erlaubtes Glück innerhalb des Kreises heiliger Pflichten gebe, welches auch ihm erreichbar sei.

Als er der Zuneigung Magdalenens sicher zu sein glaubte, wendete er sich an deren Vater und bat um ihre Hand.

„Drei Fragen muß ich Ihnen vorlegen," ent-

gegnete der alte Marquis liebreich, „bevor ich Ihren Antrag beantworte. Wenn Sie nur mein Gastfreund wären, würde ich sie nie stellen. Aber Sie wollen Magdalenens Gatte und mein Sohn werden — das ändert die Sache.“

Horburg räumte ihm gern dies Recht ein.

„Sind Sie bei Ihrer Wahl der Zustimmung Ihrer Eltern gewiß? Magdalene ist eine Fremde in Ihrem Lande; deßhalb muß sie im Herzen Ihrer Eltern zuerst eine Heimath finden.“

„Meine Eltern werden mit offenen Armen die Tochter aufnehmen,“ sagte Rudolf lebhaft, „die ich ihnen, gleichviel aus welchem Lande, zuführe.“

„Ist Ihre Familie von altem Adel?“ fragte der Marquis weiter. „In Frankreich soll der Adel freilich mit dem Königthum abgeschafft sein. Doch in der Vendée denkt man anders! Der Adel hat seine Traditionen von Loyalität gegen Kirche und König, und gemäß diesen Traditionen entwickelt und gestaltet sich das Leben. Wer mit uns Hand in Hand gehen will, muß im großen Ganzen eines Sinnes, einer Richtung mit uns sein.“

„Der Adel meiner Familie, Herr Marquis, ist so gut und so alt wie der Ihre, denn wir kennen den Ursprung desselben nicht.“

„Jetzt die wichtigste aller Fragen! ist Ihre Familie katholisch?.... und sind Sie katholisch?“

„Die Familie Horburg ist katholisch, allein meine Mutter ist protestantisch," entgegnete Rudolf.

„Und Sie? .... was sind Sie?"

„Nun .... ich bin katholisch — wenn überhaupt von einer äußerlichen Confession die Rede sein soll."

„Nein," sagte der Marquis gelassen, „nicht von einer äußerlichen Confession, sondern von einem Glaubensbekenntniß, in welchem sich der ganze innere Mensch ausspricht, mit seinen Ueberzeugungen, mit seinen Hoffnungen, mit seiner Richtung durch die Zeit auf die Ewigkeit."

„Da ich ein solches Glaubensbekenntniß nicht habe," sagte Rudolf kalt, „so werden Sie mich gewiß davon dispensiren, es abzulegen."

„Gewiß!" entgegnete der Marquis; „aber es ist auch eben so gewiß, daß Magdalene dann nicht Ihre Frau werden kann."

„Aber ich liebe Magdalene! .... Aber ich bin ihr nicht gleichgültig, Herr Marquis! .... Wozu diese Schroffheit der alleinseligmachenden Kirche des Feudalstaates in unserm Jahrhundert der Brüderlichkeit und der Aufklärung!" — rief Rudolf beleidigt.

„Diese Brüderlichkeit und diese Aufklärung habe ich mit dem Leben meines einzigen Sohnes — hat die Vendée und ganz Frankreich mit Strömen des edelsten Blutes und der bittersten Thränen bezahlt,".

entgegnete der Marquis ruhig, aber mit zitternder Stimme. „Sie werden begreifen, daß ein Mann, der jenen Worten huldigt, kein Gemahl für meine Magdalene iſt; alſo laſſen ſie uns hier abbrechen.“

„Herr Marquis,“ rief Rudolf erregt, „ich habe Ihnen durch die That bewieſen, daß ich jene Worte verabſcheue — denn ich habe wie ein ächter Sohn der Vendée gegen die Vertreter der Guillotinen-Aufklärung mit Ihnen gekämpft — und Blut und Leben mehr als Einmal in die Schanze geſchlagen.“

„Ja,“ erwiderte der Marquis liebreich, „dieſe tapfere Großmuth wird Ihnen Gott vergelten und ich will nicht weiter unterſuchen, ob ſie nicht mehr aus dem Thatendrang einer feurigen Jugend, als aus Sympathie für die Vendée entſprang. Daß ich ſie, ſo wie ſie eben iſt, zu ſchätzen weiß, habe ich Ihnen ebenfalls durch die That bewieſen, denn Sie leben als Gaſtfreund in meinem Hauſe. Aber wenn Sie auch die Brüderlichkeit und Gleichheit im Sinne eines Marat und Robespierre verabſcheuen, ſo habe ich doch keine Bürgſchaft, daß Sie dieſelben nicht in Ihrem Sinn auf das religiöſe Gebiet verpflanzen, wenn Sie ſich nicht einfach und klar einen Sohn der katholiſchen Kirche nennen, deren Dogmen glauben und deren Vorſchriften erfüllen.“

„Aber, Herr Marquis!“ rief Rudolf ungeduldig, „das Alles hat ja gar keinen Zuſammenhang mit

meiner Bitte! nicht auf den kirchlichen Dogmen beruht das Glück der Ehe, sondern auf der liebenden Eintracht von zwei Herzen."

„Einer solchen Auffassung der Ehe kann ich nimmermehr das Heil meiner Tochter anvertrauen!" rief der Marquis bewegt. „Die Eintracht kann in Zwietracht — die Liebe in Gleichgültigkeit ... ja, in Abneigung übergehen, denn das Menschenherz ist schwach und allen Leidenschaften zugänglich. Wer bürgt mir dafür, daß Sie — wenn Sie mit Ihrer Gesinnung außerhalb der Kirche stehen — nicht in der Verblendung der Leidenschaft der Aufklärung der Jacobiner huldigen, die Frankreich durch eine Gesetzgebung besudeln, welche die Ehescheidung erlaubt. Nein, Herr Baron! wenn irgend ein menschliches Verhältniß — so ist es vor Allem die Ehe, die den Boden der Kirche zu ihrem Gedeihen bedarf, denn nur dort hilft Gott Selbst in den heiligen Sacramenten ihre schweren Pflichten tragen."

Rudolf verstummte vor Erstaunen. Er hatte diese Sprache nie gehört. Er dachte mitleidig, der Marquis gehöre gewiß zu einer frommen Secte und sagte laut und bittend:

„Wird es mir nicht erlaubt sein, mit Fräulein Magdalene in dieser Sache zu reden?"

„Sie denkt wie ich, wie wir Alle," sagte der Marquis.

„Aber vielleicht fühlt sie anders!“ rief Rudolf.

Schweigend schellte der Marquis und ließ durch den eintretenden Diener Magdalene rufen. Bis sie erschien, gab Rudolf ungefragt einen Ueberblick des Vermögens seiner Eltern, die ein großes Haus in Mannheim und ein schönes Gut in der Pfalz besäßen. Der Marquis hörte wohlwollend zu. Magdalene kam; ein ernstes Mädchen von zwanzig Jahren, gar nicht schön von Zügen, aber mit einem solchen Ausdruck von Seelenadel und reinster Güte, daß sie wunderschön anzusehen war. Sie verneigte sich tief, als sie eintrat, küßte dem Vater die Hand und blieb vor ihm stehen. Der Marquis sagte liebreich:

„Magdalene, so eben hat sich Herr von Horburg bei mir um Deine Hand beworben; er wünscht aber aus Deinem Munde die Entscheidung zu hören.“

„Das wird nicht nöthig sein,“ entgegnete Magdalene erröthend; „sie gebührt Ihnen, mein lieber Vater.“

„In diesem Fall mußt Du sie dennoch aussprechen, mein Kind; denn Herr von Horburg hat bei den vielen Vorzügen, die wir Alle an ihm schätzen, ein großes Unglück.“

Magdalene warf einen angsthaften Blick auf den Marquis — und als dieser hinzusetzte:

„Das Unglück .... kein gläubiger Christ zu

ſein!“ da glitt eine tiefe Bläſſe über ihr Antlitz, ſie ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte ſie ſanft:

„Wenn Sie das wußten, mein lieber Vater, warum haben Sie mich rufen laſſen? Eine ſolche Verbindung iſt undenkbar.“

„Thor der ich war, zu hoffen, daß ich Ihnen nicht gleichgültig ſei, Fräulein Magdalene!“ rief Rudolf um ſo ſtürmiſcher, als ihn die Ruhe und Gelaſſenheit reizte, womit Vater und Tochter ſprachen.

„Nein,“ ſagte Magdalene und ließ ihr ſtilles, ernſtes Auge auf ihm ruhen; „Sie waren kein Thor.“

„Und dennoch weiſen Sie mich zurück, Magdalene!“

„Es iſt eine Kluft zwiſchen uns, die durch nichts ausgefüllt werden kann .... als durch Ihre Rückkehr zum Glauben, auf welche Ihre Ausſöhnung mit der Kirche folgen würde.“

„Nein!“ rief er, „um den Preis der Lüge mag ich das Paradies nicht kaufen. Leben Sie wohl!“

Er eilte hinweg, verſchloß ſich in ſeinem Zimmer, ſchrieb zwei Zeilen des Abſchieds an den Marquis und verließ das Schloß, ohne Jemand von der Familie zu ſehen. Einen Diener beauftragte er, ihm ſeinen Koffer nach Paris zu ſchicken und gab ſeine dortige Adreſſe.

Und damit war diese Epoche, die beste und glücklichste seines Lebens, abgeschlossen.

Seine vorherrschende Empfindung war gekränkter Stolz, der sich Luft machte in Groll gegen die katholische Kirche. Er blieb in Paris. Dort war der Blutrausch verdampft; aber aus dem Niederschlag von dessen giftigen Dünsten — und als Gegensatz zu den Schrecknissen des Todes, unter denen die Menschen gezittert hatten — entsprang eine Gier nach den Genüssen und Freuden des Lebens, welche brutale Entsittlichung verrieth und welche nur allzu oft die nächste Folge großer allgemeiner Calamitäten ist, sobald diese nicht im Hinblick auf das Kreuz getragen werden. Seelen, die das thun, fehlen zwar nie; allein auf der großen Schaubühne der Zeit kommen nicht sie zum Vorschein. Während des Directoriums und des Consulates lebte Paris in einem Rausch von heidnischer Genußsucht. Dort verschwendete Rudolf von Horburg seine Jahre, sein Vermögen und alle Kraft und Lust, um die guten Anlagen in seiner Natur auszubilden. Seine Eltern waren nichts weniger als zufrieden mit seiner verkehrten Richtung und wünschten lebhaft, ihn vermählt zu sehen. Mehrmals riefen sie ihn zurück. Er kam auch immer .... jedoch nur, um sie umzustimmen und um sie zu veranlassen, seine Schulden zu zahlen. Unter dem Vorwand, daß nur die

Schulden ihn in Paris feſſelten und daß ſeine Heimkehr von deren Abtragung abhänge, wußte er immer von Neuem bedeutende Geldſummen von ihnen zu erhalten. Als ſein Vater ſtarb, flehte ſeine Mutter ihn an, ſich in der Heimath niederzulaſſen.

„Sobald mein ſechsunddreißigſtes Jahr abgelaufen ſein wird," ſagte Rudolf, verkaufte ohne Vorwiſſen der Mutter, die ſich jetzt ganz in Mannheim niederließ, ſein ſchönes Gut in der Pfalz und verſchleuderte in gewohnter Weiſe ſein Vermögen binnen drei Jahren in Paris und in Spaa — dem Baden-Baden jener Zeit — wo er mit den Engländern, die es überſchwemmten, auf's Unſinnigſte wettete und ſpielte. Das Alles machte ihn gar nicht glücklich, allein es zerſtreute ihn fortwährend und betäubte die edleren Regungen, die ſich dann und wann bei ihm einſtellten und die ihm unbequem waren. Und ſo ſtand er denn bei ſechsunddreißig Jahren in der Welt ohne Vermögen, ohne Beruf, ohne Intereſſe, ohne Stellung, ohne Zukunft, ohne Ausſichten, ohne Gott und ohne Glauben — die kläglichſte Ruine eines urſprünglich ſchönen Menſchenbildes. Seine arme Mutter weinte, jammerte, rang die Hände; Rudolf bat ſie, ſich zu faſſen und ihn lieber recht dringend ihrem Onkel zu empfehlen, welcher in der Herrnhuter-Gemeinde zu Neuwied lebte, unvermählt war und ein ziemlich beträcht-

liches Vermögen beſaß — und ſehr liebte. Sie that es.

Dem alten Herrnhuter graute in jeder Beziehung vor dem Großneffen: ein Atheiſt, ein Verſchwender, ein Anhänger Napoleons! Ein ſchärferer Gegenſatz zu dem ſparſamen Mitglied der Brüdergemeinde, der die legitimen Fürſten und den Frieden der europäiſchen Völker durch dieſen aus dem Jacobinerthum herausgewachſenen Kaiſer bedroht ſah — war nirgends zu finden, als in Rudolf von Horburg. Aber Rudolf hatte einen eigenthümlich herriſchen Zug im Charakter. Er war gar nicht herrſchſüchtig; dazu verachtete er die Menſchen zu ſehr; er wollte nicht in der feſten Beziehung zu ihnen ſtehen, welche mit der Beherrſchung Anderer verbunden iſt. Aber — wie es fügſame Naturen gibt, ſo gibt es auch herriſche. So war Rudolf. Er hatte ſich immer als den Gebieter Derjenigen betrachtet, mit denen er in Berührung kam und demgemäß gehandelt. Zuerſt an der Schwäche ſeiner Eltern — ſpäter an der Ueberlegenheit, welche Geld und viel Geld in gewiſſen Kreiſen — kaltblütiger Muth und ſtolze Unerſchrockenheit überall ausübt — hatte ſich dieſe gebieteriſche Gewohnheit entwickelt und geſtärkt. War er der Guillotine entgangen, hatte er die tauſend Gefahren des Krieges in der Vendée beſtanden: ſo werde er auch ferner als Sieger aus ſeinen Schick-

falskämpfen hervorgehen: das war seine Ueberzeugung. Freilich . . . bei Magdalene war er der Besiegte gewesen. Aber was bedeutet eine Niederlage neben so vielen Triumphen? sprach er hochfahrend zu sich selbst; während er doch im Stillen diese eine Niederlage nicht verschmerzen, nicht vergessen konnte. Jetzt nahm er sich vor, den alten reichen Onkel zu gewinnen, um ihn zu beerben. Der gute Herrnhuter hatte einen Abscheu vor der katholischen Kirche — nicht weil er sie kannte, sondern weil er sie nicht kannte, und die allerconfusesten Ansichten von ihr hatte. Voltaire war ein Katholik: Voltaire war ein Jesuitenschüler und zugleich die Incarnation der Gottlosigkeit: folglich hatten die Jesuiten, die wiederum eine Incarnation der katholischen Kirche waren, ihm durch ihre Lehren diese Gottlosigkeit beigebracht: folglich war die katholische Kirche gottlos. Daß Voltaire's Gottlosigkeit sich gerade dadurch äußerte, daß er ihre Dogmen, Institutionen und Verhältnisse mit giftigstem Haß verfolgte, daß Voltaire's Hauptbestreben dahin ging, sie zu vernichten in ihrem Einfluß auf die Seelen — hätte dem alten Herrnhuter wohl die Augen öffnen und ihm beweisen können, daß Voltaire nichts anderes sei, als ein entartetes Kind der großen katholischen Familie, deren Mutter die Kirche ist. Aber so weit ging und dachte der gute Alte nicht. Es

ist so unbequem, aus dem permanenten Halbschlaf geweckt zu werden, in welchem man sein ganzes Leben hingebracht hat! so lästig die Augen an helles Licht zu gewöhnen, wenn die Dämmerung ihnen während siebenzig Jahren so wohlthätig war! — Dennoch war er zu gutmüthig, um seiner Nichte, der Frau von Horburg wehe zu thun, indem er den Besuch ihres Sohnes abwies. Allein er empfing Rudolf mit ängstlicher Zurückhaltung. Dieser aber ließ sich nicht abschrecken, vermied vorsichtig jeden Stein des Anstoßes und ließ nur diejenigen Punkte hervorleuchten, die dem Onkel genehm waren, nämlich den Widerwillen gegen die katholische Kirche und die Kriegeszeiten in der Vendée. Diese Gesinnungen beruhigten den alten Herrn ungemein, obschon die Verschwendung immer noch ein höchst bedenkliches Kapitel in Rudolfs Leben blieb.

„Aber, lieber Vetter," sagte er eines Abends ganz bedächtig zu Rudolf, „wie kommt es nur, daß Sie, der Sie die katholische Kirche und deren Product, die französische Revolution, so tief verabscheuen, dennoch Katholik geblieben sind?"

„Das kommt daher, Herr Onkel, weil sich in Frankreich Niemand um die Religion des Nebenmenschen bekümmert und von selbst kommt man nicht darauf, sie zu wechseln."

„Hm! hm! das hat sein Gutes und sein Schlim-

mes. Zur Bruderliebe gehört Glaubens-Eintracht. Wir ſollen einander im Glauben an unſern lieben Herrn und treuen Heiland befeſtigen. Ihrer Aeußerung zufolge wäre es alſo nicht wahr, was man damals behaupten hörte, die Vendée ſei rabbiat katholiſch?"

„Doch, Herr Onkel!" rief Rudolf; „rabbiat katholiſch, das iſt die wahre Bezeichnung für die Vendée. Sie wiſſen ja, daß ſtets in Zeiten der Aufregung der Fanatismus nahe liegt. Es war eine ganz natürliche Reaction gegen das empörende Gebahren der Schreckensmänner mit ihrer „Göttin-Vernunft" und wurde von den Prieſtern ausgebeutet, um ſich den Boden zu erhalten, der ihnen im übrigen Frankreich unter den Füßen weggezogen wurde."

„Welch ein Glück für Frankreich, wenn die revolutionären Fluthen die Prieſter wegſchwemmen wollten," ſagte der alte Herr und faltete andächtig ſeine Hände.

„Ganz Ihrer Anſicht, Herr Onkel!" verſicherte Rudolf.

„Aber um die Vendée thut es mir doch leid, daß das treue tapfere Volk dermaßen in den Stricken der Diener Babels liegt."

„Auch das iſt ganz meine Meinung, Herr Onkel," betheuerte Rudolf in aller Aufrichtigkeit.

„Da wir ſo ſehr eines Sinnes ſind — was mich ebenſo überraſcht als erfreut," ſagte der Großonkel freundlich ſchmunzelnd, „wie wäre es denn, mein lieber Vetter, wenn Sie thatſächlich Babels Heerlager und die Gezelte des Antichriſts verließen und Sich zu uns hielten."

Rudolf ſchwankte zwiſchen der Freude über ſeinen Fortſchritt in der Zuneigung des Onkels und dem Schreck vor dem Gedanken zu den „Stillen im Lande" — wie die Herrnhuter zuweilen genannt wurden — ſich zu geſellen. Er antwortete zögernd: „Herr Onkel, Sie wiſſen beſſer als ich, daß dazu die Wiedergeburt gehört."

„Alſo auch das iſt Ihnen ſchon bekannt!" rief vergnügt der Alte. „Ja freilich, lieber Vetter, die Wiedergeburt gehört dazu; aber an der wird es der treue Gott nicht fehlen laſſen, wenn Sie nur recht feſt an ihn glauben."

Rudolf hatte eine ſo tiefe Verachtung der göttlichen Offenbarung, daß ihm jeder poſitive Glaube als eine Unmöglichkeit für den denkenden Menſchen, und nur für den Fanatiker und den Selbſtbetrüger als möglich erſchien. Daher fand er die Zumuthung, der Brüdergemeinde ſich anzuſchließen, unausſprechlich abgeſchmackt. Magdalenens ernſtes Bild ſchwebte vor ſeiner Seele. Er hatte ſie geliebt, wie man ein edles Weſen zu lieben pflegt — ſo, daß ſie ihm eine

bessere Richtung hätte geben können. Sie hatte seine Aussöhnung mit der Kirche verlangt und er — dieselbe abgelehnt, weil ihm die Religion ein Wort ohne Werth und Sinn war. Jetzt trat ihm wiederum die so sehr verachtete Religion als die Bedingung entgegen, durch welche seinem Schicksal eine günstigere Wendung zu geben sei — und so tief war sein sittliches Bewußtsein gesunken, so stumpf das Gefühl für Ehre und Würde in ihm geworden, daß er dem gemeinen Zug zum Gelde folgte, während er dem edleren der Liebe widerstand. Er sagte nach einer Pause:

„Ihre Einsicht, Herr Onkel, wird Ihnen besser als eine Auseinandersetzung von meiner Seite sagen, daß mein Leben bisher ein allzu entschiedener Gegensatz zu dem Leben der frommen Brüdergemeinde war, als daß ich ohne Bangigkeit an einen so totalen Umschwung der Existenz denken könnte."

„O lieber Vetter!" rief der alte Herr ganz lebhaft, „wähnen Sie ja nicht, daß wir Sie hier in Neuwied behalten wollen. Mit nichten! wir brauchen thätige und erfahrene Männer, um neue Colonien zu gründen, um unsere Missionen in fremden Welttheilen zu besuchen und zu kräftigen, um Verbindungen anzuknüpfen, welche durch Handel und Wandel auch pecuniären Segen über unsere Gemeinden bringen. Sie könnten einen sehr gott-

ſeligen und dabei thätig bewegten Wirkungskreis erhalten!“

„Aber zuvor die Wiedergeburt!“ ſagte Rudolf ſo ernſthaft, als ſei es ihm Ernſt damit.

Seiner Mutter ſchrieb er jedoch: der Onkel wolle ihn zum religiöſen Commis voyageur der Herrnhuter machen; das überſteige jede erlaubte Forderung. Bei ſeinem Indifferentismus in Glaubensſachen könne er ſich zwar dazu verſtehen, der lutheriſchen oder reformirten Form zu folgen, nimmermehr aber einer ſolchen, deren Ausübung ihn namenlos lächerlich machen würde.

Frau von Horburg war reformirt — und obſchon der Katholicismus ihres Mannes und ihres Sohnes ihr nicht im mindeſten ſtörend geweſen war, weil er in den Seelen Beider nur als Name exiſtirte, ſo machte es ihr eine, auf ihrem Standpunkt begreifliche Freude, daß ihr Sohn ſich zu ihrem Bekenntniß halten wolle. Vielleicht hoffte ſie dadurch etwas mehr Einfluß auf ihn zu gewinnen. Ihr einſames Alter, ihre beſchränkten Vermögensverhältniſſe, ihre ſchmerzlichen Erfahrungen hatten ſie ernſter gemacht und etwas aufgerüttelt aus ihrem religiöſen Indifferentismus. Sie ſchrieb ihrem alten Onkel, er möge ſich vor der Hand mit Rudolfs Entſchluß begnügen, das reformirte Bekenntniß anzunehmen; man dürfe nicht zu viel von einer Natur fordern, die bis jetzt

in allzu großer Unabhängigkeit erstarkt sei und der erste Schritt zum Bessern werde hoffentlich einen zweiten und dritten nach sich ziehen. Der Onkel möge ihm deshalb nicht sein Wohlwollen entziehen, sondern diese Aufrichtigkeit achten.

Der alte Herr schien sich wirklich hiermit begnügen zu wollen. Er nannte den Tag, an welchem Rudolf das reformirte Bekenntniß ablegte, einen der glücklichsten seines Lebens und setzte dem Neffen sogleich ein bestimmtes Jahrgeld aus.

„Künftig das Weitere, lieber Vetter!“ sagte er mit stillzufriedenem Lächeln.

Rudolf glaubte seiner Sache ganz gewiß zu sein, besonders als er, bei dem Beginn der Napoleonischen Invasion in Deutschland, seine kriegerischen Neigungen erwachen fühlte und — zum höchsten Frohlocken des alten Herrn — in preußischen Kriegsdienst trat. Er haßte Napoleon, seit derselbe Kaiser war, nicht wegen seiner Despotie, sondern wegen seines unerhörten Glückes. Ein kleiner Artillerielieutnant binnen zehn Jahren Dictator über die Revolution und französischer Kaiser!! ... und er? — Nichts! — Da ihm die Mittel fehlten, sich im großen Weltstrudel zu betäuben, fiel sein Blick öfter, wenn auch ungern und gleichsam unfreiwillig, in sein Inneres, und wenn er den großen Schutthaufen betrachtete, in welchem verwirrt und zerbrochen Grundsätze,

Ueberzeugungen, Leidenſchaften durcheinander lagen, ſo ſchauderte er vor dieſem verwüſteten Chaos zurück und fragte ſich ſelbſt, ob es denn für einen vernünftigen Menſchen möglich ſei, in dieſem Zuſtand zu bleiben. Aber wo war ein Ausweg? wo war ein Licht, eine Kraft, eine ordnende Hand, um dieſe Ruinen zu bemeiſtern? Nicht in ſich, nicht um ſich fand er ſie — und über ſich ſelbſt hinauszuſchauen und, aus der Enge des [illegible]

grund eines Meeres von Thränen über die tausend und tausend und aber tausend vor der Zeit vernichteten, zerstörten Existenzen — entrückte seine Gedanken und seine Theilnahme der frivolen Oberflächlichkeit und den niedrigen Geldinteressen: er begann sich für die Sache zu interessiren, für die er sich schlug und seinen persönlichen Egoismus in den Hintergrund zu stellen. Nach der Schlacht von Jena und nach all der Schmach, die auf ihren Verlust folgte, ging Horburg in österreichische Dienste; und als auch hier Napoleon siegte, ging er nach England und mit den Engländern nach Spanien, um dort den Freiheitskampf gegen den Unterdrücker aller Nationen fortzusetzen. Endlich schlug auch für Deutschland die Stunde der Befreiung und nun verließ er Spanien und den englischen Kriegsdienst, um wieder auf deutschem Boden unter deutschen Fahnen zu stehen und allendlich zu siegen. Aber mit dem Siege, mit dem Einzug der verbündeten Heere in Paris erlosch seine Freude am Kriegsdienst: er nahm den Abschied. Und weil er dies binnen kaum acht Jahren zum vierten Mal that, so hatte er nirgends eine eigentliche Carriere gemacht. Orden hatte er; aber keine Zukunft. Seine Rastlosigkeit machte ihn zu einem Schiff, das ohne Ballast und Compaß auf hoher See treibt.

Der Großonkel war schon vor einigen Jahren

geſtorben; das Vermögen auf einen andern Großneffen übergegangen, der freilich auch nicht zu den Herrnhutern gehörte, aber den Namen des alten Herrn führte. Rudolf behielt nur ſein Jahrgeld. Indeſſen berührten ihn ſeine beſchränkten Verhältniſſe jetzt weniger tief, als vor acht Jahren, weil er während dieſer ganzen Zeit in der Atmoſphäre hoher Begeiſterung und großer Opfer gelebt hatte — die nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben war. Jetzt ſtarb auch ſeine Mutter. So lange ſeine Eltern lebten, hatte er freilich nur beſuchsweiſe ſich bei ihnen aufgehalten, aber doch ſtets in ſchriftlichem Verkehr mit ihnen geſtanden — doch ſtets Jemand gehabt, der ſeine Leiden und Freuden theilte, für ihn ſorgte, für ihn ſich opferte, der für ihn Wege und Stege zu ebnen ſuchte, welche er ſelbſt dann wieder verwirrte — kurz, der mit jener unverwüſtlichen Liebe ihn liebte, die in ſolchem Maß nur im Herzen von Vater und Mutter wohnt. Jetzt hörte das auf. In ſeinem Alter hat gewöhnlich der Mann längſt entweder eine Familie gegründet oder einen Beruf gewählt, der ſeine Thätigkeit in Anſpruch nimmt und ihn in Verbindung mit der menſchlichen Geſellſchaft ſetzt. Keines von beiden war bei Rudolf der Fall. Er war allein; er ſtand allein; er lebte für nichts und für Niemand. Er kannte Menſchen in Maſſe, er hatte auch manche gute Freunde — aber Alle

ſtanden innerhalb ihrer Verhältniſſe, ihres beſonderen Kreiſes! Alle gingen ihren Weg, zu ihrem Ziel. Doch er — wo war ſein Ziel? .... Und war es denn möglich, in dieſer Weiſe fort zu exiſtiren? .... Ließ ſich dies verfehlte Leben doch nicht endlich in feſte, ruhige Bahnen lenken? .... Ließ ſich nicht eine anſprechende Beſchäftigung finden, indem er ſeine Erfahrungen und Erlebniſſe aufzeichnete, die ihm ſeit vierundzwanzig Jahren auf dem Schauplatz aller Weltbegebenheiten zu Theil geworden waren? — Er hatte ſein elterliches Haus verkauft und ſich nach der Schweiz an den Bodenſee begeben, wo er in aller Stille über den letzten Plan nachdachte. Was ihn darin ſtörte, war — daß er nicht einen feſten Standpunkt zu finden wußte, der ihm als Warte diente, um die einzelnen Bilder, Gruppen und Richtungen ſo zu überſchauen, daß ihm deren innerer Zuſammenhang klar wurde. Der Menſch, der nur für ſich ſelbſt die Intereſſen des Augenblicks und die Strömung einer Epoche verfolgt — der nur vorübergehend, weil es gerade zu ſeiner Neigung paßt, mit ſeinem Bedürfniß ſtimmt, von großen Schickſalen berührt, in ihre Entwickelung ſich verflechtet: verliert den Maßſtab für jene große Gemeinſamkeit der Menſchheit, die von einer höheren Ordnung geknüpft iſt und in ihr eine ewige Grundlage hat. So wie Rudolf nachzudenken begann, fiel ihm das auf. In

dieſer Stimmung machte er die Bekanntſchaft eines Irländers, der in der nordöſtlichen Schweiz reiſte, um die Stellen kennen zu lernen, wohin die iriſchen Miſſionäre Fridolin und Gallus vor grauen Jahrhunderten das Licht des Chriſtenthums brachten und zugleich den Grund zu den Städten Glarus[1]) und St. Gallen legten. Rudolf war nie mit Männern zuſammengekommen, die in den alten Mönchen der erſten chriſtlichen Jahrhunderte nicht nur Glaubensboten, ſondern auch Träger der Civiliſation, Beſchützer und Förderer des bürgerlichen Lebens, des Gewerbfleißes, der geiſtigen Bildung ſahen. Dieſe Auffaſſung war ihm ſo neu, daß ſie ihn ungemein intereſſirte — und der Ire, der ſchnell den Mangel einer religiöſen Grundlage in Horburg erkannte, benutzte deſſen Theilnahme, um ihm die Reiſe nach Rom anzurathen und gab ihm, als Rudolf dazu geneigt war, einen Brief an O'Connor mit.

So kam Horburg in das Gartenhäuschen am Monte Celio — in den ſchlagendſten Gegenſatz zu Allem, was ihm bisher vorgekommen war! Men-

1) Fridolin war Abt im Kloſter des hl. Hilarius zu Poitiers. Er weihte in der Schweiz mehrere Kirchen dieſem Heiligen. Um die größte entſtand eine Stadt und die Kehllaute der Schweizer Mundart verwandelten den Namen Hilarius in Glarus. Canton Glarus führt noch jetzt im Wappen St. Fridolins Bild.

ſchen, die in der Verbannung ſo zufrieden lebten, wie in ihrem Königreich, und in der Beſchränktheit wie auf einem Thron; — die ſo voll großer und ſchöner Gedanken waren, daß ihnen für die irdiſchen Güter kein Gedanke, viel weniger ein Wunſch übrig blieb; — die kein anderes Streben kannten, als in ſich und um ſich das Reich Gottes auszubreiten! nein! ſolche Mirakelmenſchen waren ihm noch nicht vorgekommen! Die Vendée fiel ihm ein, der alte Marquis und Magdalene. An hochherziger und tiefreligiöſer Geſinnung ließ ſich eine Aehnlichkeit finden; aber was bei ihnen fromme Ergebung in den Willen Gottes war — das war hier frohe Hingebung an dieſen angebeteten Willen; und obſchon ſich Rudolf durchaus keine Rechenſchaft über dieſe zarte Schattirung in der Seelenſtimmung geben konnte, ſo empfand er ſie an dem wunderbar heitern Frieden, in welchem O'Connor, wie in ſeinem eigenthümlichen Element, lebte und webte. Für Horburg lag das Häuschen am Celio wie auf einem andern und beſſern Stern — allein der Genius dieſes Sternes war für ihn Colomba.

Er kam oft, dann öfter, dann täglich. Er durchwanderte mit O'Connor ganz Rom und Roms Umgebungen — und im Geſpräch mit ihm Roms Geſchichte, welche mittelbar die Geſchichte der Menſchheit iſt. Denn eine göttliche Idee liegt dieſer Geſchichte

zum Grunde, und der liebevollste Ausdruck dieser Idee ist Rom: Rom ist die christliche Offenbarung sichtbar und thatsächlich geworden. Daher ist es der Kern, aus welchem, und die Axe, um welche die Ausgestaltung der Weltgeschichte vor sich geht. Rom! das ist der tiefinnerste Gedanke aller Menschen, die selbstständig in der Geschichte auftreten, hassend oder liebend, abfallend oder aufbauend, Feind oder Freund. Rom! das ist das Wort, welches die Epochen bewegt, indem ein Blitz, ein Funke dieser göttlichen Idee neu aufleuchtend, zündend in die Welt hineinstrahlt. Rom! das ist der magnetische Pol für die Geister — anziehend Diejenigen, welche in der Richtung der göttlichen Idee wirken und arbeiten, abstoßend Jene, die ihr zuwider denken und handeln. Rom! das ist das wahre Zeugniß für Christus den Gottmenschen, denn die ersten Zeugen vergossen hier ihr Blut für ihren Glauben an ihn, den Gekreuzigten, den Auferstandenen, und aus diesem Blut und diesem Glauben ist Rom geboren. Darum hat es auch eine ewige, eine unvergängliche Signatur. Darum heißt es „das ewige Rom" — nicht aber, weil es die Ruinen von einigen Jahrtausenden aufweist! das thut auch Egypten; doch Niemand sagt: „Das ewige Theben." — Könnte man in die geistige Werkstatt eines jeden denkenden Menschen hineinblicken, gleichviel zu welcher Zeit, in welchen Ver-

hältnissen, mit welchen Bestrebungen er gelebt hat, man würde finden, daß der Heerd dieser Werkstatt — Rom ist. Und wer das läugnen möchte, bedenke doch, daß Rom die Hieroglyphe für katholische Kirche — und diese die Stellvertreterin der göttlichen Autorität ist.

O'Connor sprach viel in diesem Sinn mit Horburg, oder besser gesagt, zu ihm. Er hatte, so wenig wie sein Freund Arran, eine Ahnung von Horburgs Apostasie. Er hielt ihn für aufgewachsen und altgeworden in der Irrlehre und fand es ganz in der Ordnung, daß deren Bruchstücke einen denkenden Mann auffordern mußten, dem harmonischen und vollendeten Bau, welchem sie entnommen sind, nachzuforschen. Hätte O'Connor Horburgs Apostasie gekannt, so würde er ihn freilich noch mehr bemitleidet, aber zugleich gerechtes Mißtrauen in die Aufrichtigkeit seines Charakters und seines Strebens gesetzt und ihn nicht in die Vertraulichkeit seines Hauses aufgenommen haben. Horburg beobachtete über diesen Punkt seiner Vergangenheit tiefes Schweigen, während er sein ganzes buntbewegtes Leben, welches durch den gänzlichen Mangel an Befriedigung für Herz und Geist etwas Tragisches bekam, in tausend Bildern aufrollte — und natürlich nur in solchen, die ihm vortheilhaft waren oder leicht eine Entschuldigung fanden.

„Sollte so viel Muth, Thatkraft, Hingebung an eine edle Sache nicht dadurch in das richtige Geleise kommen, daß der wahre Glaube Horburg erleuchtet?“ sagte O'Connor zu seiner Frau — und sie entgegnete:

„Wir dürfen es hoffen, aber wir müssen viel für ihn beten, weil er allzusehr in die Welt verwickelt ist, um höherer Wahrheit leicht zugänglich zu sein.“

Colomba fand heimlich, daß die Welt, von welcher Horburg so viel zu erzählen wußte, ganz anders und viel anziehender sei, als sie sich dieselbe bis jetzt vorgestellt hatte. Das Anziehendste darin war aber er selbst, und weil sie das fühlte, schwieg sie darüber. Ihre Eltern waren dermaßen an Colomba's unschuldige Offenheit gewöhnt, daß sie Gedanken und Neigungen, über welche ihre Tochter nicht sprach, auch gar nicht bei ihr voraussetzten — und so kam es denn, daß ihr junges unbewachtes Herz in aller Stille einem Manne sich zuneigte, auf den sie zugleich mit tiefem Mitleid und mit tiefer Bewunderung blickte — mit diesen zwei Empfindungen, die auf den zartesten und edelsten Saiten des weiblichen Herzens erklingen. Das Gefühl der Bewunderung allein würde den Mann allzu fern hinstellen, und das Gefühl des Mitleids allein — allzu hülfsbedürftig; aber wenn beides verschmilzt, so wird

daraus eine unſäglich innige Liebe, die zugleich ſich anſchmiegen und tröſten will.

Horburg war ſcharfſichtiger als Colomba's Eltern. Ihm entging nicht dieſe zweifache Regung ihres Herzens. Es war wie ein Frühlingshauch über das ſeine, das ſich erneut und erfriſcht fühlte und im Wiederſchein dieſes unverhofften Sonnenſtrahles ein neues Leben vor ſich aufgehen ſah. Es iſt nicht ganz ſelten, daß Männer, die längſt über die Jugend hinaus ſind und mit dem Leben des Herzens entweder abgeſchloſſen, oder nie es gekannt, oder darauf verzichtet haben — daß ſie, von der heftigſten Leidenſchaft ergriffen, die ſchwierigſten Verhältniſſe beſeitigen und die trennendſten Abgründe überbrücken, um zu dem Beſitz eines Weſens zu gelangen, das ihnen fern ſteht an Jahren, entgegengeſetzt in der Richtung, fremdartig in Denk- und Sinnesweiſe. Eine ſolche Leidenſchaft entbrannte in Horburg für Colomba. Alle Stürme ſeines Innern legten ſich, alle Ungewitter ſeiner Seele gingen zur Ruhe, all der eiſige Nachtreif von Verachtung der Welt und der Menſchen zerſchmolz vor dem Gedanken, Colomba zu beſitzen. Er ſah ſie monatelang täglich in der Traulichkeit des häuslichen Lebens, immer dieſelbe in ihrer bezaubernden Einfachheit, aus welcher zuweilen, wie ein Stern aus dem ſtillen Morgenroth, die tiefſte Gefühlsinnigkeit auftauchte —

und er dachte, das Leben dürfe ja in dieser Weise nur fortgesetzt werden. Für Colomba's Ansprüche und Gewohnheiten reiche auch sein Jahrgeld aus, und die Existenz in Rom biete ihm einen Stoff zum Nachdenken, zu anregendem Studium in solcher Fülle, wie er bei seinem Weltleben keine Ahnung davon gehabt hatte.

Ein Mal, zum ersten Mal, seitdem er O'Connor besuchte, traf er Colomba allein im Garten. Sie schöpfte Wasser am Brunnen in ihre Gießkanne. Er ging rasch auf sie zu. Als sie die Schritte hörte, wendete sie sich langsam und erröthend um, denn sie hatte Rudolfs Schritte erkannt. Er blieb vor ihr stehen und sagte nur:

„Colomba!"

Er hatte schon öfter in Gegenwart der Eltern, und über ihren Taubennamen scherzend, Colomba sie genannt; aber jetzt klang es ganz anders in Stimme, Ton, Ausdruck — ganz anders! Fragend, bittend, beschwörend, wiederholte er:

„Colomba!"

Sie wollte die Augen zu ihm aufschlagen, aber zwei große Thränen hingen an ihren langen schwarzen Wimpern, und verwirrt bückte sie sich, um ihre Gießkanne zu nehmen. Allein Rudolf kam ihr zuvor, stellte die Gießkanne auf den Brunnenrand und sagte:

„Colomba .... ich muß erſt Antwort haben.“

„Ja!“ ſagte ſie verwirrt.

„O!“ rief er, „das iſt gerade das Wort .... genau die Antwort, die ich erſehne! Bleibt es bei dieſem ſüßen, glückſeligen Ja .... Colomba?“

Sie hatte ſich gefaßt und ihre Augen getrocknet, ſah ihn traurig an und erwiederte:

„Meine Eltern wünſchen, daß ich in's Kloſter trete.“

„Die Eltern werden vor allen Dingen wünſchen, daß ihr Kind glücklich ſei,“ entgegnete Horburg. „Glaubt Colomba ihr Glück im Kloſter zu finden?“

„Ach ... ich habe es geglaubt!“ rief ſie in Thränen.

„Und jetzt?“

„Ach jetzt .... jetzt glaub' ich es nicht mehr.“

„Nun, ſo wollen wir dies den Eltern ſagen!“ rief Rudolf entzückt.

„Ich fürchte, es betrübt ſie!“ entgegnete ſie ängſtlich.

„Wenn aber das Kloſter mich betrübt .... in ſolcher Weiſe und ſolchem Maß betrübt, wie das bei Eltern nimmermehr der Fall ſein kann .... was dann, Colomba?“ fragte er ſtolz und hart.

„Ich weiß es nicht!“ rief ſie und faltete angſtvoll ihre Hände.

„Es verſteht ſich ja von ſelbſt,“ ſagte Rudolf begütigend, „daß ſo vortreffliche Eltern gern einen

Plan aufgeben werden, den sie nur in der Voraussetzung machten, das Glück ihres Kindes zu begründen! warum sollten sie, die in einer so unaussprechlich glücklichen Ehe leben, diese ihrer Tochter mißgönnen? ... Nein Colomba, das ist ganz unbegreiflich! das Kloster mag gut sein für Personen, die mit einem ungetheilten, ruhigen Herzen eintreten. Läßt aber das Herz in der Welt seine Liebe zurück, so wird ihm das Kloster zur Hölle, denn es verzehrt sich in unstillbarer Sehnsucht. Welche Eltern könnten ihr Kind zu einer solchen Tortur verdammen?"

„O die meinten nicht!" rief sie lebhaft und ermuthigt.

„So wollen wir sie gleich um ihren Segen bitten," sagte Horburg, nahm Colomba's Hand und ging mit ihr dem Hause zu.

Sie zitterte dermaßen, daß ihre Knie wankten und daß sie stehen blieb, um Athem zu schöpfen.

„Wenn ich nur nichts Böses thue!" stammelte sie.

„Seit wann ist es böse, einen unglücklichen Menschen glücklich zu machen?" fragte er mit dem gewissen Ton, der ihr Herz vibriren ließ.

„O!" rief sie, „das ist ja sehr wohlgefällig vor Gott."

Sie nahm all ihre Kraft zusammen und trat mit Horburg in das Wohnzimmer, wo O'Connor

am Schreibtiſch ſaß und mit ſchmerzlichem Erſtaunen Rudolfs Antrag anhörte.

„Wäre die Sache nicht ſo ernſt,“ erwiederte er traurig, „ſo würde ich an Ihrer Aufrichtigkeit zweifeln. Colomba, im Vergleich zu Ihnen, iſt ein Kind den Jahren, der Erziehung, der Bildung nach. Alles trennt ſie von Ihnen — nichts verbindet ſie.“

„Nur die Liebe!“ rief Horburg.

„Die arme Liebe muß viel Verantwortung auf ſich nehmen,“ fuhr O'Connor fort. „Die unbefangene Colomba hat vielleicht ein gewiſſes Intereſſe für Sie gefaßt — aus Gründen, die uns wohlbekannt ſind und die meine Frau und mich bewogen, Sie gaſtfrei aufzunehmen; allein es iſt nicht edel von Ihnen, dieſe Exaltation eines kleinen, unerfahrenen Mädchens zu benutzen, um eine Liebe daraus zu machen.“

„Colomba!“ rief Rudolf in ſeinem herriſchen Ton, um ſie als Zeugin aufzuſtellen.

Colomba hatte ſich gleich bei ihrem Eintritt neben Mißtriß O'Connor niedergekniet und ihr Geſicht auf deren Schooß verborgen. Jetzt ſtand ſie auf und ſagte lebhaft:

„Nein, lieber Vater, das hat er nie gethan! ich ſah ihn, ich hörte ihn, ich betete für ihn, ich dachte an ihn .... daraus iſt ganz von ſelbſt eine Liebe geworden. Aber ich habe erſt jetzt erfahren, daß das Liebe iſt“ .... —

„Nun und jetzt?“ fragte die Mutter angſthaft.

„Jetzt“.... — ſagte Colomba zögernd, „iſt mein Glück — ſein Glück.“

Mißtriß O'Connor brach in Thränen aus. O'Connor ſagte ernſt:

„Ich vergebe Dir, daß Du den Wunſch Deiner Eltern nicht erfüllſt, Colomba; aber ich kann Dir nicht vergeben, daß du die trennende Kluft des Glaubens vergeſſen konnteſt. Das iſt ſträflicher Leichtſinn, der keine Berückſichtigung verdient.“

„Ach, wir hoffen ja Alle auf ſeine Bekehrung, und beten für ihn,“ rief ſie.

„Ja, das thaten wir — und wir werden es ferner thun.... und gibt ihm Gott die Gnade, das Licht des wahren Glaubens zu erkennen und ſich demſelben zuzuwenden, ſo iſt es noch immer Zeit zu einem Ehebündniß. Jetzt aber, da ich in vier Monaten vertrauten Umgangs noch nicht die Ueberzeugung gewann, daß es dem Herrn von Horburg ernſtlich darum zu thun iſt, die Wahrheit der Offenbarung zu ſuchen — jetzt werde ich nimmermehr Deine Verbindung mit einem Manne zugeben, welcher in der Irrlehre wandelt und folglich principiell ein Todfeind und Verfolger des heiligen katholiſchen Glaubens iſt. Eine ſolche Zumuthung darf O'Connor's Tochter nicht an ihren Vater machen.“

Colomba warf einen flehenden Blick auf Rudolf, um ihn zu bitten, sich von dem Vorwurf der Todfeindschaft gegen den katholischen Glauben zu reinigen. Aber in Rudolf regten sich die alten Dämonen des Stolzes und der Eigenliebe. Colomba liebte ihn; das war ihm genug, um an der Durchführung seines Willens festzuhalten, und daß es Hindernisse gebe, reizte seine Leidenschaft nur noch mehr. Wozu also diesem fanatischen Irländer Concessionen machen! Er sagte mit starrer Kälte — und nicht ganz wahrheitsgetreu, aber es machte den Effect, den er beabsichtigte:

„Diese Scene beweist mir, daß die Katholiken unverbesserlich in ihrem religiösen Fanatismus sind. Eine Scene dieser Art machte mich vor achtzehn Jahren zum Protestanten!“

„Zum Protestanten? Sie waren also Katholik?“ rief Mißtriß O'Connor; — und Colomba rief:

„O dann wird er auch wieder katholisch!“

O'Connor selbst nahm seine ganze Kraft der Selbstbeherrschung zusammen und sagte ruhig, aber mit flammenden Augen:

„Für den Protestanten, der unverschuldet in der Irrlehre lebt, kann ich Achtung haben und in brüderlicher Gesinnung mit ihm verkehren. Bei dem Apostaten, der in reifen Jahren mit vollem Bewußtsein den Abfall vollführt — ist weder das

Eine noch das Andere möglich.... und darum, Herr von Horburg, ſehen wir uns jetzt zum letzten Mal."

„Und was ſagt Colomba?" fragte Rudolph höhniſch.

„Colomba wird ſich auf ihre Pflicht beſinnen!" rief Mißtriß O'Connor, da ſie ſah, daß ihr Mann ſprachlos vor Entrüſtung war. Colomba aber rief: „Sie leidet und liebt!"

Horburg verließ das ſtille Häuschen, das ihn ſo liebevoll aufgenommen und in welches er ſolche Verſtörung gebracht hatte. Aber ſein Plan war gemacht.

Unter den Söhnen des Gärtners, der dieſe Vigne gepachtet hatte und das größere Haus bewohnte, befand ſich ein Burſche von etwa ſechszehn Jahren, deſſen verſchlagener Ausdruck ſchon früher von Horburg bemerkt worden war. Er hieß Marco. Als Horburg an einer benachbarten Trattorie vorüberging, trat Marco heraus und Horburg fragte ihn im muntern Ton:

„He, mein Sohn! willſt Du Dir ein hübſches Trinkgeld verdienen?"

Marco lachte und zog die Schultern bis zu den Ohren hinauf, um auszudrücken: „Warum nicht?"

„Es gilt eine Wette! Komm' morgen Abend um dieſe Stunde auf den Platz bei S. Clemente und

erzähle mir Alles, was bei den Leuten in Eurem Gartenhäuschen geschieht."

„Va bene!" sprach Marco laconisch und ging von dannen.

O'Connor redete inzwischen sehr sanft und liebreich mit Colomba, weil er meinte, sie werde leicht die Thorheit ihrer Liebe einsehen. Dem war aber nicht so. Die kindlich zärtlichen Gefühle, die sie bis jetzt für ihre Eltern und für Denjenigen gehabt hatte, dessen Braut sie sich seit ihren kindlichen Tagen unbefangen nannte — waren nicht erloschen; aber die Fähigkeit und Neigung, die in jedem Menschenherzen liegt, einem Gegenstand die Quintessenz aller Empfindungen zuzuwenden, war erst jetzt in Colomba erwacht und hatte sich unüberlegt, wie die erste Jugend ist, und eben daher mit intensiver Kraft auf Horburg gerichtet. Colomba erklärte ihren Eltern, sie wolle gewiß nicht Gott beleidigen und gewiß eine gute Tochter sein; doch sei es eben so gewiß, daß sie Horburg liebe — und deßhalb unmöglich ein Herz in das Kloster zu bringen, das zwischen Gott und einem Menschen getheilt sei.

Darin gab O'Connor ihr vollkommen Recht.

„Das Herz, das im Kloster seinen Frieden finden will, muß ausschließlich nach der himmlischen Liebe verlangen," sagte er, „und nie werden Deine Eltern Dich zu einem Schritt drängen, den nur die

Gnade eingibt. Aber nie werden ſie geſtatten, daß Du im Rauſch Deiner jungen Leidenſchaft ein Ehebündniß ſchließeſt, welches Dein Seelenheil gefährdet. Nur da findet die Seele ihren Frieden, ſei es im geiſtlichen, ſei es im weltlichen Leben, wohin die Hand Gottes unter dem Einfluß der Gnade ſie führt. Ueberlege, ob das bei Dir der Fall iſt, und — wenn Du aufrichtig biſt, wirſt Du ſehr ſchnell zur Einſicht kommen."

„Könnte ich nicht das Werkzeug Gottes ſein, um eine verirrte Seele zurückzuführen?" fragte Colomba ſchüchtern.

„Bei Menſchen, die guten Willens ſind, wäre das möglich," erwiederte O'Connor; — „aber bei einem Apoſtaten, mein Kind, iſt der gute Wille ein Sklave ſo finſterer Leidenſchaften geworden, daß ſeine Bekehrung ein noch größeres Wunder der Gnade iſt, wie jede andere Bekehrung. Du haſt es ja ſelbſt gehört: verletzter Stolz, die Sünde Lucifers, machte Horburg zum Abtrünnigen — und gerade der Stolz, der eine ungeziemende Ueberhebung des Menſchen iſt, zieht ihn in die tiefſten Abgründe. Da iſt die Rettung ſchwer! Wer ſie verſuchen will, muß eine unausſprechlich reine Abſicht auf Gottes Ehre und eine heilige Liebe zum Opfer haben."

„Nun ſo laß mich dies Opfer für ihn ſein!" rief Colomba feurig.

„Für ihn: ſehr gern, mein Kind! An ihn... niemals.“

Sie ſchlug die Augen nieder; ſie hatte das verwechſelt. O'Connor fuhr fort:

„Unter keinen Umſtänden wäre Horburg der Mann, den ich Dir zum Gatten wünſchen könnte. Er iſt vierundvierzig Jahr alt; Du... kaum ſechzehn. Sein gebieteriſcher Charakter bekommt durch die Erfahrung, Menſchenkenntniß und Weltbildung, welche die Jahre mit ſich bringen, ein ſolches Uebergewicht, daß er Deinen Charakter erdrücken und lähmen — nicht ausbilden würde. Indem die Natur mehr als ein Vierteljahrhundert zwiſchen Euch gelegt hat, trennt ſie Euch gerade ſo, wie übernatürliche Rückſichten Euch trennen.“

Während der Vater ſprach, fühlte Colomba unwillkührlich die Wahrheit ſeiner Worte; aber Rudolf hatte ſich zu ſehr ihres Herzens bemächtigt, um durch vernünftige und religiöſe Gründe daraus verdrängt zu werden; — und als Horburg mit Marco auf dem beſtimmten Platz zuſammentraf, berichtete dieſer, die Signorina ſei nach ihrer Gewohnheit Morgens und Abends in den Garten gekommen, um ihre Beete zu begießen, habe aber ſehr traurig und verweint ausgeſehen. Zuletzt ſei ſie am Brunnen niedergekniet, habe den Kopf auf den Rand gelegt und bitterlich geweint.

„Brav, Marco! Du haſt Deine Sache gut gemacht!“ entgegnete Horburg. „Nun wollen wir weiter ſehen, ob Du ſchlau biſt. Wenn es dunkel geworden iſt, legſt Du dies verſiegelte Blättchen ſo auf das erſte Beet, daß die Signorina — aber nur ſie! — morgen früh es findet. Dann kommſt Du morgen Abend wieder hieher und berichteſt, ob ſie geweint oder gelacht hat... und was ſonſt noch vorfiel.“

Marco empfing den Zettel und ein Trinkgeld, und ſie trennten ſich.

O'Connor überlegte inzwiſchen mit ſeiner Frau, daß es gut ſein werde, Colomba auf einige Zeit zu entfernen, da ein Wechſel der Umgebung leicht einen Wechſel des Gedankenkreiſes nach ſich zieht. Als ſie darüber einig waren, machte O'Connor einen Spaziergang und begegnete bei der Heimkehr Horburg am Coliſeum, der eben von ſeinem Zwiegeſpräch mit Marco zurückkam. Beide Männer grüßten ſich kalt und fremd. Obſchon es ſtark dunkelte, glaubte O'Connor doch einen ſolchen Ausdruck von höhniſchem Trotz bei Horburg zu bemerken, daß er nicht ohne den tiefſten Schmerz daran denken konnte, ſein Kind durch eine Herzensneigung an dieſen Mann gefeſſelt zu wiſſen. Colomba empfing ihren Vater wie gewöhnlich mit liebevoller Zärtlichkeit; aber ihr Frohſinn war fort. Sie wußte nichts ihm zu erzählen, ſie hatte nichts

ihn zu fragen; ihre Gedanken waren mit andern Gegenständen beschäftigt, und als er fragte, ob sie nicht ein wenig singen wolle? — versuchte sie es zwar, aber ihre Stimme bebte dermaßen und sie kämpfte dermaßen mit hervorquellenden Thränen, daß ihm das Herz weh that. Da sagte er:

„Komm' her, Colomba! Du bist zu erschüttert, um singen zu können, mein armes Kind! Sieh, wie verkehrte Neigungen den Frohsinn und den Frieden des eigenen Herzens und der ganzen Familie trüben. Die Leidenschaft wirkt zerstörend auf einen ganzen, glücklichen Kreis von Menschen! Deine Mutter und ich — wir glauben, es werde Dir leichter werden, Dich zu besinnen, zu sammeln und zu fassen; wenn Du Dich auf etwa acht Tage in ein Kloster begibst" .... —

„Ich kann aber nicht da bleiben!" rief Colomba ganz außer sich und umschlang verzweiflungsvoll die Mutter.

„Armes Kind, daran denken wir nicht," sagte Mißtriß O'Connor liebevoll. „Nicht zu den Benedictinerinnen von S. Cecilia wollen wir Dich führen, sondern zu den Ordensfrauen von Bambino Gesù, bei denen man sich ein Paar Tage oder Wochen aufhält, sei es, um geistliche Uebungen zu machen, sei es, um sich in stiller Abgeschiedenheit vom Weltleben zu erholen. Und einer solchen Erholung bedarfst Du sehr."

Colomba ſah in der kurzen Trennung von den Eltern eine günſtige Gelegenheit, um ſich einmal recht ungeſtört auszuweinen und ging nun willig auf den Vorſchlag ein, am andern Morgen ſich dahin zu begeben, da O'Connor ſagte, er habe bereits der Oberin ihre Ankunft gemeldet.

Ihrer Gewohnheit treu, war Colomba's Geſchäft in der Frühe nach dem Beſuch der Meſſe in S. Clemente, die Gartenbeete zu begießen. Sie entdeckte ſchnell das Zettelchen, das ihren Namen trug. Krampfhaft ergriff ſie es, blickte ſcheu um ſich, ob Niemand ſie beobachte, riß es auf und las die Worte in engliſcher Sprache:

„Die Liebe wacht und waltet über Colomba."

Es kam eine tiefe, unausſprechliche Beruhigung über ſie. Wodurch? weßhalb? .... ſie wußte es nicht! allein ſie fühlte, daß Rudolf ihr im Geiſt nahe ſei. Beinahe fröhlich nahm ſie Abſchied von ihrem Vater und ging mit der Mutter nach ihrem Beſtimmungsort. Am Abend konnte Marco an Horburg erzählen, die Signorina ſei auf acht Tage in's Kloſter zum Bambino Geſù bei S. Maria Maggiore gegangen und habe gar nicht betrübt ausgeſehen; — die Signora hingegen recht traurig. Er habe das gut bemerken können, da er ſie begleitet und ein Säckchen mit ihren Kleidungsſtücken getragen habe.

„Braviſſimo, Marco! vor der Hand iſt's genug!“ rief Horburg hoch erfreut, ſetzte dann aber raſch hinzu: „Ich denke, daß ich Dich bald wieder brauchen werde.“

Der unbeſtimmte ſüße Troſt, den Colomba aus jenen Worten Rudolf's geſchöpft hatte, verſiegte bald. Die Leidenſchaft iſt eine unerſättliche, aufzehrende Flamme, die immer neu genährt ſein will und unbefriedigt durch die Nahrung bleibt. Auf den flüchtigen Troſt folgte um ſo tiefere Entmuthigung. Sie hatte für keinen Zuſpruch, für keine Unterhaltung, für keine Beſchäftigung das mindeſte Intereſſe. Sie löſte ſich auf in Thränen und bekam nach drei Tagen ein ſo heftiges Heimweh nach ihren Eltern und ihren gewohnten Umgebungen, daß die guten Ordensfrauen berathſchlagten, ob es nicht beſſer ſei, ſie zurückzubringen. Eine Botſchaft von Mißtriß O'Connor entſchied die Frage! Eine Ordensfrau möchte die Güte haben, Colomba ſogleich nach Hauſe zu bringen, denn der Vater ſei erkrankt; da es ſchon finſter ſei, ſchicke ſie einen Wagen.

Colomba packte haſtig, beängſtigt und doch froh ihre Sachen zuſammen, nahm flüchtig Abſchied von der Oberin und verließ das Kloſter, mehr denn je entſchloſſen, niemals weder dieſes noch ſonſt irgend eines wieder zu betreten. Vor der Pforte ſtand

Marco neben dem Wagen und öffnete den Schlag. Colomba fragte ihn, ob ihr Vater sehr krank sei. Er entgegnete, das könne er nicht sagen; er habe nur den Auftrag bekommen, ihr die Botschaft zu bringen. Er schloß den Wagen und sie fuhren ab — Colomba voll Verlangen nach ihren Eltern, ihrem Hause, ihren Umgebungen, ihren Beschäftigungen, weil das Alles voll lebendigster Erinnerung an Rudolf war.

Nach einiger Zeit hielt der Wagen, der Kutscher stieg ab, öffnete den Wagenschlag und sagte, sein Pferd sei lahm geworden; die Damen müßten die Güte haben, sich in den Wagen seines Kameraden zu bemühen. Er war Colomba beim Aus- und Einsteigen behülflich; dann sprang er selbst zu ihr in den andern Wagen — und der Kutscher jagte davon, der Porta del popolo zu und von da gen Tor di Quinta auf dem Wege nach Florenz. Colomba's Entführung war vollkommen gelungen!

Indessen stand die arme Klosterfrau bestürzt und verwirrt neben dem ersten Wagen — und zwar ganz allein. Marco war gleich nach der Abfahrt eiligst nach Hause gelaufen und Horburg, der den Kutscher gespielt hatte, war mit Colomba entflohen. Da aber die Klosterfrau keine Ahnung von dem Zusammenhang dieser Ereignisse hatte, so hielt sie das Ganze so lange für ein unbegreifliches Mißverständniß, bis

ſie ſich orientirt hatte, wo ſie denn eigentlich ſei. Da aber überfiel ſie ein furchtbarer Schreck — denn ſie befand ſich auf dem weiten, öden, menſchenleeren Platz vor S. Maria degli Angeli in den Thermen des Diocletian! Das konnte kein Mißverſtändniß, das mußte eine böſe Abſicht ſein, denn dieſe Richtung war derjenigen entgegengeſetzt, die ſie hätten einſchlagen müſſen. Die abgelegene Stätte, weit und breit keine Menſchen, keine Wohnungen, die Dunkelheit, die im September um acht Uhr Abends vollſtändig iſt und vor fünfzig Jahren durch keine Gasflammen gelichtet wurde, erfüllten die Kloſterfrau mit namenloſem Grauen und ſie eilte, ſo ſchnell die lähmende Angſt um Colomba's Schickſal es geſtattete, zurück zum Kloſter des Bambino Geſù. Nachdem ihre Schritte verhallt waren, tauchte ein Mann irgendwo aus dem Dunkel auf, ging zu dem verlaſſenen Pferde, das geduldig vor dem Wagen auf eine lenkende Hand wartete, klopfte es liebkoſend auf den Hals, um ſich als Herr kund zu geben und fuhr dann gelaſſen nach Hauſe.

Die Oberin des Bambino Geſù war in Verzweiflung über die entſetzliche Kunde, welche durch die einbrechende Nacht noch ſchauerlicher wurde. Wo war das unglückſelige Kind? bei wem war es? ging es freiwillig mit dem Entführer? war es geraubt? — Sie ließ den Beichtvater des Kloſters, der in der

Nachbarſchaft wohnte, zu ſich bitten und theilte ihm den Vorfall mit. Trotz der ſpäten Stunde eilte der Pater ſogleich zu O'Connor. Die Gärtnersleute, durch deren Haus er kommen mußte, um in die Gartenwohnung zu kommen, ſchliefen längſt. Es dauerte geraume Zeit, bis ſie wach wurden und öffneten. Dem Pater kam jede Minute wie eine Ewigkeit vor. Er dankte Gott, als er im Gartenhauſe durch einen Spalt der Fenſterladen Licht ſchimmern ſah, doch die Angſt gewann wieder die Oberhand, als auf ſein Klopfen und auf die Nennung ſeines Namens — O'Connor ſelbſt die Thür aufſchloß.

„Sie ſind alſo nicht krank?“ ſtammelte er.

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?“ fragte O'Connor erſtaunt und ſetzte ſchnell und ahnungsvoll hinzu: „Was gibt es mit Colomba, mein Pater?“

„Sie iſt fort . : . . entführt mit teufliſcher Liſt . . . nach einem durchdachten Plan!“ rief der Pater. „Hören Sie, Signor, dieſe historia calamitatis. Rufen Sie Ihre Frau . . . . das Kind muß vor dem Verderben geſchützt, das Lamm aus den Klauen des Wolfes gerettet werden.“

„Ruhig, mein Pater, ruhig!“ ſagte O'Connor tonlos; „will Colomba, ſo kann ſie ſelbſt ſich ſchützen; will ſie nicht, ſo vermögen wir Alle

nichts. Ich bitte, erzählen Sie mir den ganzen Hergang.“

Der Pater that es. O'Connor konnte aber nicht daraus entnehmen, ob Colomba im Einverständniß mit Horburg gehandelt habe oder nicht. Für den Augenblick, zu mitternächtlicher Stunde, waren keine Nachforschungen anzustellen. O'Connor beherbergte den Geistlichen, um in der Frühe des nächsten Morgens mit ihm auf das Polizeibüreau zu gehen. Es war eine furchtbare Nacht für O'Connor! angsthaftes Mitleid mit Colomba überwog im Vaterherzen alle Entrüstung, allen Zorn, alle Verachtung gegen Horburg. Er konnte sich nicht entschließen, seine Frau zu wecken; sie erfuhr ja immer früh genug die herzzerreißende Kunde. Er ging hin und her im Zimmer, im Garten, er kniete betend vor einem Cruzifix: er fand keine Ruhe! Wo war sein Kind? .... Die Botschaft ihres Todes hätte für ihn nicht diese gräßliche Bitterkeit gehabt: er hätte sie in der Hand Gottes gewußt! ... jetzt war sie in den Krallen des Satans .... sie! seine Colomba! — — —

Der Jammer der Mutter gab ihm am andern Morgen etwas Fassung. Er sprach ihr Trost zu, den er selbst nicht fühlte, geleitete sie nach dem Kloster vom Bambino Gesù, das ebenfalls in der größten Verstörung war — und begab sich dann

zur Polizeibehörde. Seine verschiedenen Nachforschungen ergaben, daß Baron Horburg und seine Frau Pässe nach der Schweiz, Frankreich und Deutschland nahmen und am gestrigen Abend mit Extrapost und mit vorausbestellten Courierpferden auf allen Stationen, nach Florenz abgereist waren. O'Connor war gleich entschlossen, ihnen nachzusetzen. Was er thun werde, wenn er sie gefunden — das war ihm nicht klar; das gab er Gott anheim. Er reiste ebenfalls mit Courierpferden nach Florenz und verfolgte auf jeder Station ihre Spur — denn überall hörte er, daß etwa dreißig Stunden vorher Pferde für eine Courierchaise bestellt worden wären. Aber in Florenz versiegte die Spur. Weder die Gasthöfe, noch Paß- und Postbüreau's gaben die mindeste Auskunft. Die Flüchtlinge waren verschwunden. Nach drei Tagen voll trostlosem Suchen, Forschen und Fragen mußte O'Connor sich entschließen, die Rückreise anzutreten. Diese drei Tage verwandelten den kräftigen Mann in einen Greis. Der namenloseste Gram grub Furchen auf seine Stirn, in seine Züge, die beredsamer als Worte sein Leid erzählten.

In Rom, in seinem verödeten Häuschen, aus welchem die Colombella entflohen war, kam ihm seine Frau entgegen mit einem Brief des Kindes. Colomba schrieb:

„O meine geliebten, meine schwer gekränkten,

theuern Eltern, verzeiht mir, ach, verzeiht mir. Ich kann nicht leben ohne Eure Verzeihung. Auf meinen Knien und in Thränen gebadet bitte und flehe ich, verzeiht mir, daß ich jetzt Horburgs Frau bin. Ach, ich bin es nicht mit Freuden geworden; wenigſtens nicht mit der Freude, die ich wohl nur geträumt habe. Wo Euer Segen fehlt und Eure Liebe — ach, da kann Eure Colomba unmöglich ganz glücklich ſein.

Ich hatte keine Ahnung von Horburgs Plan. Marco brachte Eure Botſchaft in's Kloſter und wir Alle glaubten ſie. Als ich den Wagen wechſelte, hatte ich noch kein Arg, denn Horburg ſprach mit verſtellter Stimme. Erſt als er ſich zu mir ſetzte und meinen Namen nannte, erkannte ich ihn und rief:

„Fahren wir zu meinen Eltern?“

„Später, Colomba, ſpäter!“ ſagte er beklommen.

„Nein! ſogleich!“ rief ich, wollte den Wagen öffnen und herausſpringen, denn mich überfiel eine unſägliche Angſt; allein er hielt mich feſt und ſagte, wir gingen nach Florenz, um uns dort auf ewig zu verbinden und dann als Vermählte zu Euch zurückzukehren. Dann würdet Ihr Euch leicht verſöhnen laſſen. Dieſe Entführung ſei das einzige Mittel, um uns Alle glücklich zu machen, während wir ſonſt in Trauer und Ungewißheit im beſten Fall manches Jahr ver-

lieren, wahrſcheinlich aber auf immer uns trennen müßten. Das leuchtete mir zwar ein, doch jammerte ich fort und fort nach Euch, bis Horburg ſehr ernſt ſagte:

„Wohlan! es kann geſchehen! aber dann, Colomba, dann ſind wir auch auf ewig getrennt. Eine Liebe wie die meinige begehrt Erwiederung und Vertrauen. Ein Weib, das Vater und Mutter lieber hat, als mich, iſt meiner Liebe nicht werth.“

Auf ewig von ihm mich zu trennen, vermochte ich nicht. Ich ſchwieg und weinte — und hoffte, daß wir bald nach Florenz kommen würden. Ich wußte nicht, wie weit das von Rom ſei! Wir fuhren ungeheuer raſch; aber die Nacht verging und der Tag verging und wir waren noch immer nicht da. Horburg ließ Wein und Früchte und Brod beim Wechſel der Pferde an den Wagen bringen; aber ich konnte weder eſſen noch trinken; ich hatte keinen Hunger, keinen Schlaf. Ich glaube, ich hatte Fieber; ... in der Seele gewiß! — So kamen wir nach Siena. Da änderte Horburg ſeinen Reiſeplan, obſchon er die Pferde nach Florenz beſtellt hatte. Er ließ ſie im Stich und nahm einen Vetturin nach Livorno. Die Spannung, die Ungeduld gaben mir Kraft, um die Ermüdung auszuhalten. Ich ſagte ihm, in Livorno müſſe er wegen unſerer Copulation gleich zu einem katholiſchen Geiſtlichen gehen. Er verſprach es. Als wir in Livorno ankamen, brach ich zuſammen vor

Erſchöpfung. Ich ſchloß mich in dem Zimmer, das mir angewieſen wurde, feſt ein und fiel in einen eiſernen Schlaf. Am andern Morgen ging ich in die Meſſe, um den lieben Gott zu bitten, daß er mir und Horburg gnädig ſein und uns die Herzen meiner vielgeliebten Eltern wieder zuwenden wolle. Das beruhigte mich ſehr; ich faßte Muth und Hoffnung. Ich war bis jetzt gar nicht freundlich gegen Horburg geweſen, mochte ihn nicht ſehen, nicht hören, nicht ihm die Hand geben; ich fand es grauſam, daß er mich ſo fortſchleppte vom Vaterhaus. Aber jetzt, da ich nun bald ſeine Frau ſein ſollte, war ich wieder geneigt, ſein gewaltthätiges Verfahren zu entſchuldigen und zu glauben, daß wir einem grenzenloſen Glück entgegen gingen. Dann kam Horburg und holte mich ab. Unterwegs ſagte er mir, die katholiſchen Geiſtlichen dürften keine Copulation vornehmen, wenn, wie bei uns, ausweiſende Papiere und andere Bedingungen fehlten. Er habe aber einen Geiſtlichen einer andern Confeſſion gefunden, der aus großer Barmherzigkeit, um jedes öffentliche Aergerniß zu vermeiden, uns copuliren wolle. „Ich gebe mein Ehrenwort," ſetzte Horburg hinzu, „daß auch der frömmſte Katholik eine alſo geſchloſſene Ehe nicht als bürgerlich ungültig betrachtet; — und das iſt jetzt für uns die Hauptſache." Mit beklommenem Herzen mußte ich ihm Recht geben, ſo bitter leid es mir

auch war, keinen Prieſter bei dieſem heiligen Sacrament zu ſehen — und in der unfreundlichen Sacriſtei von ich weiß nicht welcher Kirche ging unſere Copulation vor ſich. O meine geliebten Eltern, das war unausſprechlich traurig! . . . ohne Feier, ohne Freude! Hätte ich nur gewußt, wie ich wieder zu Euch kommen könnte, ich glaube ich wäre fortgelaufen, ſo verlaſſen, ſo einſam, ſo beängſtigt fühlte ich mich. Aber nein! ich will nicht lügen! Der Gedanke, Horburg ganz und für immer zu verlieren, war mir ſo unfaßbar, daß ich meine peinliche Verlaſſenheit doch lieber aushalten wollte.

Geſtern bin ich alſo vor Gott und mit ſeinem Segen Horburgs Frau geworden, obſchon kein katholiſcher Prieſter ſich bereit finden ließ, uns zu trauen. Allein ich kann ohne Euren Segen weder Ruhe noch Frieden, weder Freude noch Glück haben. Darum bitte ich auf den Knien, ſchreibt mir ein Wort des Troſtes hieher, Livorno, post. rest. und laßt Gnade vor Recht gehen für Eure Colomba."

„Welch ein Glück, daß das Gewiſſen dem armen Kinde keine Ruhe läßt," ſeufzte die Mutter; und O'Connor ſpürte faſt ein Gefühl von Freude über die Art der Entführung und über Colomba's Bericht und Stimmung. Nach ruhiger Ueberlegung ſchrieb er:

„Eltern ſind immer geneigt, einem geliebten Kinde Kränkungen zu verzeihen, die es ihnen aus Ver-

blendung zufügt. So geht es auch Deiner Mutter und mir, mein theures Kind. In unſern Herzen iſt keine Spur von Zorn oder Groll, ſondern nur ein unausſprechliches Weh über den Schritt, zu welchem Du Dich haſt hinreißen laſſen und deſſen ſträflichen Leichtſinn Du in Deiner gegenwärtigen Bethörung nicht gehörig würdigſt. Eltern müſſen immer darauf vorbereitet ſein, mehr oder minder durch ihre Kinder zu leiden, denn ſie ſind bei denſelben die Stellvertreter Gottes — und da Gott ſo vielfach durch uns Alle beleidigt wird, ſo iſt es in der Ordnung, daß auf uns, als Eltern, ein Theil dieſer Beleidigungen falle, da wir, als wir Kinder waren, vielleicht unſern Eltern etwas Aehnliches zufügten. Sei alſo getroſt in Beziehung auf Deine Mutter und mich: wir lieben Dich, wir beten für Dich, wir haben für Dich keine andere Geſinnung als die der zärtlichſten Milde und Nachſicht, und wir vergeben Dir vollſtändig den Schmerz, den Du uns bereitet haſt."

„Aber, mein theures Kind, die ſchwere Beſchädigung, welche Du Deiner eigenen Seele, Deiner im Blut Jeſu erkauften Seele zufügteſt, indem Du Dich gegen Gottes Gebot verfehlteſt — können wir Dir nicht vergeben, denn das liegt außerhalb unſeres Bereiches. Wir können nur Gott bitten, daß er Deine Schuld an uns ſtrafe; wir können uns nur ihm

als Opfer darbieten; — Deine Versöhnung mit ihm mußt Du selbst in Reue und Buße bewirken. Du hast sein heiliges viertes Gebot, an welches er seinen Segen für das ganze Erdenleben geknüpft hat, mit furchtbarem Leichtsinn verletzt; Du hast die jungfräuliche Sittsamkeit, diesen himmlischen Schleier um die Seele des Weibes, gedankenlos zerrissen. Du hast es gethan, um Dich mit einem Manne zu verbinden, den ein einziges Wort bis in's Herz hinein brandmarkt: Apostat; und nachdem Du das Alles thatest, mein armes Kind, und Dich nun für sicher und geborgen hältst, ja sogar für gerechtfertigt — muß ich Dir erklären, daß Deine Ehe ungültig ist, daß Du, wenn Du in diesem Verhältniß bleibst, von der Kirche und ihren Sacramenten Dich trennst und daß Dir keine andere Rettung übrig bleibt, als zu uns, Deinen Eltern, zurückzukehren. Gültig ist eine Ehe nur dann, wenn sie vor dem rechtmäßigen Pfarrer geschlossen wurde. Und da ein Ehebund ein Act des freien Willens ist, eine Entführte aber, so lange sie unter der Botmäßigkeit des Entführers sich befindet, nicht als frei in ihren Handlungen betrachtet werden kann, so erkennt die Kirche mit hoher Weisheit eine solche Ehe nicht als gültig an. Zwei Gründe also machen Deine Verbindung zu einer unehelichen und folglich unerlaubten: erstens hat nicht Dein oder Horburgs rechtmäßiger Pfarrer

Deine Verbindung eingeſegnet; und zweitens biſt Du eine Entführte und dadurch der Freiheit Deines Willens beraubt. Wie ſehr Letzteres der Fall iſt, geht aus jedem Wort Deines Briefes hervor! überall unterdrückt die Leidenſchaft die Stimme des Gewiſſens; das iſt ſchmachvolle Sklaverei, mein armes Kind — und die Kirche, die jede Art von Sklaverei verabſcheut, am meiſten aber die ſittliche, erklärt eine Perſon, welche ſich in dieſem Zuſtand befindet, für unfähig, das heilige Sacrament der Ehe zu empfangen. Dies iſt nicht meine Anſicht, nicht mein Urtheil, ſondern das unſerer gemeinſamen Mutter, der wir Alle, Du und ich, zu gehorchen haben; — der auch Horburg gehorchen müßte, wenn er ſich nicht einen Gott und eine Religion zurechtgemacht hätte, die ſich mit ſeinem Entſchluß vertragen, nur ſeinen Willen als abſolutes Recht, — nur ſeine Anſicht als abſolute Wahrheit — nur ſein Wohlgefallen als abſolutes Geſetz anzuerkennen und zu befolgen. Es iſt möglich, daß er bei ſeinem Abfall nicht klar in ſeine Beweggründe hineingeſchaut habe. Der Hochmuth, die Eigenliebe, die Sinnlichkeit, die Ehr- und Selbſtſucht, ach alles Böſe, das ſich ſo gern in unſerer hinfälligen Natur breit macht — Alles wird ihn verblendet haben — aber eine ſolche Verblendung, unter dieſen Umſtänden und bei dieſem Schritt, iſt ſchon ſündhaft. Will ich ihn noch

ſo gern entſchuldigen, ſo iſt es doch Eines unleugbar und gewiß: Keiner wird ein Abtrünniger, um eine höhere Stufe der Tugend zu erſteigen, wohl aber, um mit möglichſt geringer Gewiſſensunruhe auf einer niedrigeren es ſich wohl ſein zu laſſen. Und einem ſolchen Mann haſt Du Dich für Dein ganzes Leben unterwerfen wollen! und in welcher demüthigenden, das Zartgefühl verletzenden Weiſe! Du haſt ihm bewieſen, daß Du im Himmel und auf Erden nichts Höheres anerkennſt, als ihn! daß Du es unmöglich findeſt, dem Rath Deiner Eltern und der Warnung der Kirche Gehör zu geben! d. h. daß Du es unmöglich fandeſt, Gott zu gehorchen, der durch dieſe Stimmen zu Deiner verblendeten, unerfahrenen Jugend ſprach. — Du haſt alſo durch die That, durch Deine Handlungsweiſe gezeigt, daß Deine Seele nicht in der Verfaſſung iſt, um ein ſo großes, ſo heiliges Sacrament zu empfangen. Und deshalb, Colomba, ermanne Dich! Fliehe den Mann, der Dich in eine Stellung gebracht hat, die Gott beleidigt und Dich erniedrigt. Kehre zurück zu Deinen betrübten Eltern, die vor Allem wünſchen, Deine Seele zu retten. Kein Vorwurf ſoll Dich betrüben, kein Wort Dich kränken. Wir wollen unſern namenloſen Gram bezwingen und mit unſerer Liebe zudecken, wenn Du zu uns, zu Gott, zu Deiner Pflicht zurückkehrſt. Ermanne Dich, Co-

lomba! wir bitten Gott auf den Knien um Deine Rückkehr, um Deine Rettung."

Miſtriß O'Connor fügte dieſen Zeilen einige ebenſo zärtliche und ebenſo entſchiedene Worte bei und der Brief ging nach Livorno.

„Und wenn ſie nicht wiederkommt — was dann?" ſeufzte die betrübte Mutter. „Wenn der Geier unſere Taube in den Krallen behält — was dann? — Können wir — dürfen wir ſie ganz fallen laſſen? uns ganz von ihr losſagen? ſie ohne Zeichen der Theilnahme ihrem ſchrecklichen Schickſal überlaſſen? — — Ich vermag das nicht, Reginald! ich werde immer wieder von Zeit zu Zeit an ihr Herz klopfen und ihr die rettende Hand bieten."

„Sie kommt vielleicht!" ſagte O'Connor.

Aber ſie kam nicht! Sie empfing und las auf den Knien das Schreiben der Eltern. Dann aber eilte ſie ſchwimmend in Thränen zu Horburg und fragte ihn, ob ſie denn nicht wirklich ſeine rechtmäßige Frau ſei? ob er ſie in irgend einer Weiſe hintergangen habe?

Er ſchwur ihr tauſend Eide, daß ſie und nur ſie und ſie für immer und ewig ſeine Frau und ſo rechtmäßig ſeine Frau ſei, als habe ihr Pfarrer in Rom die Einſegnung vollzogen.

„Denn die Aſſiſtenz des Geiſtlichen," ſagte er, „iſt nur eine Form, iſt nichts Weſentliches. In

Frankreich, das doch sehr katholisch ist, schließen eine Menge von Katholiken ohne Priester und ohne kirchliche Ceremonien ihre Ehe und sie ist von der allervollkommensten bürgerlichen Geltung. Kein Mensch bezweifelt auch nur im Allerentferntesten, daß die Zwei ein Ehepaar sind. Bei der etwas übertriebenen Anschauungsweise Deiner Eltern, meine süße Colombella, ist es zu erwarten, daß sie auf die kirchliche Einsegnung der Ehe das größte Gewicht legen werden. Mein Gott! ich hätte mich ja sehr gern von einem katholischen Priester — und gewiß am allerliebsten von Deinem Pfarrer in Rom copuliren lassen. Aber, wer trägt die Schuld, daß es nicht geschah?.... sind es nicht Deine Eltern? — Und was ist das für ein seltsamer Vorschlag, daß Du zu ihnen zurückkehren mögest, nachdem Du mir Treue und festes Ausharren in Leid und Freude gelobtest und durch die süßesten und stärksten Bande unauflöslich Dich mit mir verbandest! Sind nicht die Bande der Natur von hoher Heiligkeit? Muthet man einer Mutter zu, sich von ihrem Kinde loszusagen, selbst wenn es ein Verbrechen begangen hätte? Warum denn einem Weibe, den Gatten zu verlassen, weil er, von Liebe hingerissen und durch den Widerstand der Eltern dazu gedrängt, den Schritt that, welchen ich gewagt habe und mit welchem sich Deine Eltern allmälig versöhnen werden, sie sehen, daß Du glücklich bist. Bist Du es

aber nicht, Colombella, ſo gehe zu ihnen zurück ... ich halte Dich an keiner anderen Kette, ... als an meiner und Deiner Liebe."

„Ich kann Dich nicht verlaſſen ... ich fürchte mich vor meinen Eltern — oder eigentlich vor der Beſchämung, die ich jetzt, ihnen gegenüber, empfinden würde," ſagte ſie, indem ſie ſich an Horburg ſchmiegte. „Aber unſer Glück wird ſie verſöhnen .... das glaube ich feſt. Ich vertraue dem Faden der Liebe und Verſöhnung, der durch den Brief läuft."

Sie war eben ein unerfahrenes Kind, ein unentwickelter Charakter — und war in den Brennpunkt einer Leidenſchaft gerathen, gegen welche ſie gar keine Waffen zu beſitzen wähnte, weil ſie zu ungeübt in der Vertheidigung nach der Seite der Welt hin — und ohne jene Einſicht war, die aus Nachdenken und Erfahrung, von der Gnade erleuchtet, hervorgeht. Der Abfall ihres Mannes vom Glauben kam ihr freilich wie ein großes Unglück vor, — wie wenn Jemand das Unglück hätte, im Finſtern von einem Felſen zu ſtürzen; ſie ſah ein trauriges Ereigniß, keine Sünde darin. Iſt es aber keine Sünde, keine Empörung gegen Gott, der in Bezug auf die chriſtliche Offenbarung zu den Apoſteln, den Trägern der Kirche, geſagt hat: „Wer euch hört, der hört mich!" — ſo iſt es auch kein trauriges Ereigniß, ſondern ein höchſt gleichgültiges, ja im *Grunde gar* keines. Alle tieferen Beziehungen und

höheren Anknüpfungspunkte hören auf, sobald der Mensch aus dem Glauben, der einerseits eine Gnadengabe und andererseits eine christliche Tugend ist, eine individuelle Meinung macht, welche die indifferenteste Sache von der Welt ist. Entweder gibt es keine absolute und objective Wahrheit, die sich in und durch die christliche Glaubenslehre offenbart: — und dann steht es dem Narren wie dem Weisen, dem Lasterhaften wie dem Tugendhaften zu, nach eigenen Normen zu meinen; — oder es gibt eine: dann muß sie, weil sie eben die Eine und Einzige ist, in göttlicher Autorität begründet und bevollmächtigt sein, ihre ewig gültigen Normen dem Weisen wie dem Thoren, dem Tugendhaften wie dem Lasterhaften vorzuzeichnen; und dann tritt der, welcher diesen Normen widersagt, als Empörer wider sie auf. Die Empörung gegen rechtmäßige geheiligte Herrschaft ist Sünde, weil durch sie das Geschöpf dem Schöpfer den Gehorsam aufkündigt.

Colomba dachte jedoch nicht so weit und hoffte, ein so herrlicher Mann wie Horburg werde sich bald auf den rechten Weg zurückfinden. Horburg aber, nachdem er sich versichert hatte, daß Colomba ihn nicht verlassen werde, durchlas O'Connors Schreiben nochmals mit dem Auge der Eigenliebe, und da es den Apostaten ins Herz hinein kennzeichnete, fand er — eine ungeheure Beleidigung darin, so daß

ſein Stolz ihn geneigt machte, in dieſer ganzen Sache keine andere Kränkung zu ſehen, als die, welche er empfing.

„Sieh, wie deine frommen Eltern mich hart behandeln und Dich rauh zurückweiſen," ſagte er zu Colomba, nachdem er den Brief geleſen; — „deſto beſſer! Du biſt nun ganz Mein und haſt nichts auf Erden als mich! das iſt mir ein unbeſchreiblich ſüßes Gefühl."

„Nein!" antwortete Colomba in ihrer kindlich natürlichen Weiſe: „ſie prüfen uns nur und weiſen uns zurecht, ... nicht zurück. Sie werden ſich verſöhnen laſſen."

„Es kommt mir drollig vor," rief Horburg lachend, „eine Zurechtweiſung zu empfangen. Seit mindeſtens vierzig Jahren war davon keine Rede."

„Ich bin nicht ſo vollkommen wie Du!" ſagte ſie lieblich. Was ihr die Eltern über die Ungültigkeit ihrer Ehe geſchrieben hatten, ging unter vor Horburgs Sophiſtik . . . Er fing an nachzudenken, was denn jetzt wohl zu beginnen ſei. Bisher war ſein Leben eine Kette von Aufregungen, von Bewegung der verſchiedenſten Art, doch ſtets nach Außen hin, geweſen. Er war jetzt älter geworden, gleichgültiger gegen die Außenwelt; er war durch ſeine Ehe auch zu einem gewiſſen Abſchluß mit ſich ſelbſt gekommen, da er die Nothwendigkeit einſah,

für eine Familie zu ſorgen, wenn er ſie gründe. Er war mit ſeinem Einkommen auf das Jahrgeld des alten Herrnhuters beſchränkt. Das Erbe ſeiner Mutter war kaum genügend geweſen, um frühere Schulden zu bezahlen. Colomba hatte ſo geringe Bedürfniſſe und war ſo ſehr an eine beſchränkte Haushaltung gewöhnt, daß ſie ſich ganz von ſelbſt in ihren neuen beſchränkten Verhältniſſen heimiſch und zufrieden fühlte. Nur aber mußte er mit ihr im Ausland bleiben. Nach ſeiner Heimath zu gehen, zwiſchen Verwandten und Standesgenoſſen zu leben — und nicht ſo zu leben, wie ſein Vater gelebt hatte und wie er ſelbſt hätte leben können, ohne ſeine thörichte Verſchwendung — das fiel ihm gar nicht ein. Er beſchloß alſo, ſich vor der Hand in Florenz niederzulaſſen, wo die materielle Exiſtenz außerordentlich leicht und durch die Schönheit der Natur und die herrlichſten Schätze der Kunſt höchſt angenehm war. In einer kleinen Wohnung am Lungh-Arno, mit dem Blick auf den Fluß und auf die Cypreſſen drüben im Garten Boboli, verlebte Horburg ſeine Roſenmonde mit Colomba. Beide fühlten ſich ſehr glücklich. Sie war ein äußerſt bieg- und bildſames Weſen, neu und friſch in allen Dingen, ganz bereit, in ihm ein Orakel der Weisheit und einen Apoſtel der Liebe zu verehren und glücklich, weil ſie ihn wegen ſeiner Ueberlegenheit bewundern

und trotz derſelben lieben durfte. Er war glücklich in dem ſo ganz fremden Genuß einer Häuslichkeit, welcher ein reizendes Weſen ſüßen Zauber lieh. Indeſſen konnte er doch nicht ununterbrochen mit Colomba ſpaziren und in Gemälde-Gallerien gehen; er nahm alſo ſeinen früheren Gedanken wieder auf, ſich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu beſchäftigen und einen Theil ſeiner Erlebniſſe aufzuzeichnen. Er wählte die Jahre in der Vendée. Es waren die beſten in ſeiner Vergangenheit. Was er am Tage ſchrieb, las er Abends Colomba vor und entzückte ſie. Wie alle jungen friſchen Seelen liebte ſie heldenhafte Menſchen und Thaten.

„Du mußt aber mehr Nachdruck darauf legen, daß das Volk für ſeine Religion kämpfte," ſagte ſie.

„Nein!" erwiderte er; „das würde den Eindruck von wildem Fanatismus machen; — und den muß man vermeiden."

Das Kapitel der Religion blieb von allen Geſprächen ausgeſchloſſen. Colomba war viel zu unbefangen, um es abſichtlich zu thun; da aber Horburg kein Intereſſe dafür äußerte, ſo unterblieb es von ſelbſt. Uebrigens ſtörte er ſie gar nicht in ihren frommen Gewohnheiten; ſie ging täglich in die Meſſe; ſie hatte ein hübſches Muttergottesbild gekauft, ſtellte es in ihr Schlafzimmer und ließ jeden Samſtag eine Lampe davor brennen; ſie verrichtete auf den

Knien ihr Abendgebet vor einem Cruzifix; sie that das Alles mit einer Kindlichkeit und Einfalt, die ihren Mann entzückte, so daß er sich der Ansicht zuneigte, die katholische Religion habe etwas Eigenthümliches, um Frauen liebenswürdig zu machen — und das sei kein geringer Vorzug.

Nach einigen Monaten schrieb Colomba ihren Eltern, umging die große Frage der Rückkehr und pries ihr Glück und ihren Mann. Mistriß O'Connor antwortete mit der größten Zärtlichkeit, stellte aber wiederum Colomba's Ehe als eine ungültige hin, drang wiederum auf die Heimkehr der Tochter und fragte, ob Colomba denn nicht zu den Sacramenten zu gehen wünsche. Dies war aber noch gar nicht geschehen! Colomba's Gewissen war eingeschlummert, nachdem sie für ihren Leichtsinn demüthig um die Vergebung der Eltern gebeten und sich mit ihrer Liebe entschuldigt hatte. Jetzt war sie unter die Botmäßigkeit dieser Liebe gerathen und kannte kein höheres Gesetz als das — ihren Mann glücklich zu machen, und keine höhere Aufgabe als die, seine Liebe zu bewahren. Die frommen Gewohnheiten, in denen sie aufgewachsen war, behielt sie bei — als Gewohnheit und weil sie einen von Natur frommen Sinn hatte. Aber wie lange konnte das dauern neben einem angebeteten Mann, dessen eisige Gleichgültigkeit gegen alles Religiöse einen Hauch des

Todes über jedes innere Leben mit Gott verbreitete! Es war vorauszusehen, daß Colomba, auf diesem Wege fortwandelnd, mit der Zeit so gleichgültig wie Horburg werden — und da mit der Zeit auch der Rausch jeder Leidenschaft verfliegt — äußerst unglücklich werden mußte.

Dies erkannte sogleich der Priester, zu dem Colomba eilte, um ihrer Mutter mittheilen zu dürfen, daß sie wenigstens Einmal das Sacrament der Buße empfangen habe. Er sah in ihr das arme, verblendete, im Strudel der Leidenschaft berauschte Kind, das sie eben war — und behandelte das schwache Seelchen, das ohne Arg und ohne Falschheit sich offenbarte, nachsichtig genug, um sie im guten Willen und in der Aufrichtigkeit zu erhalten und dann allmälig ihre moralische Kraft zu heben und zu stärken. Er sprach nicht von ihrer Rückkehr zu den Eltern; allein er erklärte ihr ganz einfach, daß die Kirche ihre Ehe mit Horburg nicht als eine gültige anerkenne und zwar aus den Gründen, die ihre Eltern angegeben hatten. Sie müsse bei Horburg darauf dringen, diesen heiligen Act jetzt vorzunehmen, da sie bereits seit drei Monaten in Florenz domicilirt sei und folglich einer Pfarrgemeinde angehöre und einen rechtmäßigen Pfarrer habe. Er selbst, der Pater Generoso, sei gern bereit, die Sache zu vermitteln und so bald wie möglich mit dem

Pfarrer zu ordnen. Um alle Bedingungen der Kirche zu erfüllen, müsse sie sich von Horburg trennen, bis sie seine rechtmäßige Gattin geworden sei. Sie werde am Besten thun, sich deshalb in ein Kloster zurückziehen, das er ihr anweisen und wo sie sich auf den Empfang der Sacramente des Altars und der Ehe vorbereiten könne. Erst dann dürfe er ihr die Absolution ertheilen.

Horburg entsetzte sich, als er Colomba zurückkehren sah. Leichenblaß, mit verweinten Augen, mit bebenden Lippen trat sie ein und sagte mit zitternder Stimme:

„Rudolf! wenn Du nicht willst, daß ich im namenlosesten Elend vergehen soll, so erfülle die Bedingung, welche die Kirche macht, um die Rechtmäßigkeit unserer Ehe anzuerkennen. Dich kostet dieser Act nichts, als eine kleine Selbstverleugnung, die Gott Dir lohnen wird. Für mich ist er von der höchsten Wichtigkeit — denn meine ewige Seligkeit knüpft sich daran. Rudolf, erbarme Dich."

„Beruhige Dich, Colombella," sagte er zärtlich, „und glaube doch nicht den Worten eines Priesters."

„Rudolf! das verstehst Du nicht!" rief sie außer sich; „ich glaube an Den, der vom Priester gesagt hat: Wer euch hört, der hört mich. Durch den Priester im Beichtstuhl spricht der heilige Geist! ... Dem will ich gehorchen."

Er wollte sie beruhigen, mit Worten, mit Liebkosungen.

„Schweige! rühre mich nicht an!“ rief sie und trat einen Schritt zurück; — und dann, auf die Knie fallend, setzte sie hinzu: „O Rudolf, vergib mir!.... aber erbarme Dich meiner .... vergifte nicht mein Leben und Dein Leben!.... Ich habe Dir Alles geopfert .... aber meine Seele für die Ewigkeit .... nein! die nicht!“ —

Horburg erkannte, daß hier der Moment eintrete, wo er nachgeben müsse, wenn er nicht sein Verhältniß zu Colomba unerträglich machen wolle; vielleicht rührte ihn auch die Todesangst ihrer verirrten, aber gläubigen Seele. Er entgegnete mild:

„Sei ruhig, Colombella, ich bin bereit, unsere Ehe, die für mich eben so gültig als heilig ist, in der Weise einzugehen, die man von Dir verlangt. Frage den Priester, was zu thun sei. Ich willige in jede Bedingung ein.

Ganz beseligt eilte sie zu Pater Generoso zurück, besprach das Nöthige mit ihm und begab sich dann sogleich in das Kloster, das er ihr anwies und das die Bestimmung hatte, Frauen aus der Welt eine Zeit der Zurückgezogenheit und geistlicher Uebungen zu gewähren. Inzwischen setzte Pater Generoso den Pfarrer in Kenntniß der Verhältnisse; — und nachdem dieser von Horburg das Versprechen erhielt,

seine etwaige Nachkommenschaft in der römisch-katholischen Kirche erziehen zu lassen — und die Versicherung, daß sich Horburg für die nächsten Jahre in Florenz niedergelassen habe — trat der von Colomba heiß ersehnte Augenblick ein: sie empfing das Sacrament der Ehe. Mit dankbarer Freude für diese große Gnade machte sie ihren Eltern diese Mittheilung und bat um deren Segen.

„Wir segnen unser geliebtes Kind," antwortete ihr Vater; — „was aber Deine Ehe betrifft, so begnügen wir uns, sie der Gnade Gottes zu empfehlen. Wir halten es für unmöglich, daß Du an der Seite eines ungläubigen Gatten glücklich werden könnest. Früher oder später wird der Schmerz Dich heimsuchen und es wird Deine schwere Buße sein, ihn sanft und geduldig zu tragen. Vergiß nicht, daß es Deine höchste Pflicht ist, Deinen Glauben zu bewahren, nach dessen Lehren und Vorschriften zu leben, nicht kalt noch lau zu werden und nicht nachzulassen mit Gebet für die Bekehrung Deines Mannes. Wir werden das unsrige mit dem Deinen vereinen und Dich immer zärtlich lieben."

Dieser Zeitpunkt machte einen großen Abschnitt in Colomba's Leben. Sie war zurückgetreten auf den Boden der heiligmachenden Gnade. An dem Licht und an der Kraft, welche ihr dort entgegenströmten, klärte sich ihre Erkenntniß auf und stärkte

ſich ihr Wille; — und als auch gar bald der Schmerz mit ſeiner läuternden Weihe hinzu kam, reifte er mehr und mehr ihre Seele und die irdiſche Leidenſchaft wurde allmälig eine heilige Liebe.

Sie empfing von nun an häufig das Sacrament der Buße. Als ſie eines Tages ſtrahlend von innerer Zufriedenheit aus der Kirche kam, rief ſie beſeligt:

„Ach Rudolf! wie gut iſt Gott! Er hat mir alle meine Sünden vergeben!“

„Natürlich!“ ſagte Horburg.

„Nein!“ rief ſie; „das iſt gar nicht natürlich! Menſchen vergeben nicht einmal immer, wenn ſie beleidigt wurden .... und der große Gott thut es!“

„Armes kleines Geſchöpf!“ ſagte er halb zärtlich und halb ſpöttiſch — „Du haſt alſo Gott beleidigt und Sünden begangen?“

„Ach leider, ja ... und Du auch“ — ſagte ſie und faltete betrübt die Hände.

„O Du Taube an Einfalt! Du Colombella Du!“ rief Horburg mitleidig: „wenn Du ein Geſchöpf Gottes biſt, wie Du glaubſt es zu ſein, ſo gehen Deine Sünden aus dem Weſen hervor, das Gott Dir gegeben hat. Dann bringſt Du nur die Keime zur Entfaltung, die er in Dich legte; da kann von keiner Beleidigung die Rede ſein. Er muß vergeben, was er veranlaßt hat.“

Colomba legte die Hand auf ſeinen Mund und rief: „O ſchweige doch und unterrichte Dich beſſer! Gott gibt uns die Gnade, um das Böſe, das in unſerer Natur liegt, zu bekämpfen und abzutödten. Verſchmähen wir ſie, ſo ſind wir böswillig und ungehorſam.“

„Welche unnütze Complication, mein armes Kind! Man erkennt deutlich, daß ſie nicht aus göttlicher Weisheit hervorging! Die hätte den Menſchen ſo geſchaffen, wie ſie ihn haben will, ſei es vollkommen, ſei es unvollkommen; — nicht aber ihn in einen Zwitterzuſtand verſetzt, wo ihn die Gnade rechts — und die Natur links zieht und der unverſöhnliche Zwieſpalt Beider ihn elend macht. Ein ſolches Verfahren iſt der göttlichen Weisheit ganz unwürdig .... denn die muß wiſſen, was ſie will. Und das iſt eben der Grund, weshalb ich nicht an die Welterſchaffung und Weltregierung durch göttliche Weisheit glauben kann. Das Chriſtenthum ſtellt in zahlloſen Variationen ſeine Hypotheſen über dieſen Punkt auf; der Islam thut daſſelbe; der Buddhismus auch; — alle Völker des Vor-Chriſtenthums haben es ebenſo gemacht. Alle arbeiteten am Faß der Danaïden .... und unverrückt ſteht die Menſchheit auf der Stelle, wo vor Jahrtauſenden die alten Pelasger ſtanden, als ſie auf einen Stein ſchrieben: „Dem unbekannten Gott.“

„Wir haben Gott durch und in Christus kennen gelernt," entgegnete Colomba.

„Ja, Kind, ich weiß wohl, daß das Christenthum dies lehrt; aber wo ist die Beglaubigung dafür?"

„In der Kirche!" entgegnete sie.

„Nun und die Beglaubigung für die Kirche?"

Die arme Colomba, die in ihrem Leben keine Controverse geahnt, viel weniger geführt hatte, wußte weder die äußeren noch die inneren Zeugnisse dafür anzuführen, so daß ihr Mann gelassen hinzusetzte:

„Du siehst, wie die Sache in sich selbst zerfällt. Mit der Zeit wirst Du darüber zur Einsicht kommen. Aber einstweilen glaube Du immerhin das, was Dich glücklich macht."

Dies war das erste religiöse Gespräch, das Colomba mit ihrem Mann führte. Es warf einen Schatten — auf ihren Glauben, wenn er Recht, auf ihr Glück — wenn er Unrecht hatte.

Tage reihten sich an Tage, wurden zu Monaten, wurden zu Jahren — und Jahre vergehen! Horburg lebte noch immer in Florenz. Er hatte seine „Erlebnisse in der Vendée" nach Deutschland geschickt und dort drucken und in den Buchhandel übergehen lassen. Sie gefielen; — und das gefiel ihm. Sein Feldzug in Spanien bot ihm einen neuen interessanten Stoff. Er durchlebte auf diese Weise die besten Momente seines Lebens und gab Darstellungen von Ländern

und Völkern, Zuſtänden und Verhältniſſen, welche damals ſehr wenig in Deutſchland bekannt waren. Colomba hatte ihm einmal die Frage geſtellt:

„Fällt es Dir nicht auf, daß zwei ſo durch und durch gläubig katholiſche Länder, wie die Vendée und Spanien, mit einer ſo unüberwindlichen Energie für ihre Freiheit kämpften? Für Freiheit des Thrones und der Kirche gegen revolutionären Terrorismus — die Vendée, für Freiheit des Vaterlandes gegen Fremdherrſchaft — Spanien; und Beide mit ſo unerhörter, beharrlicher Begeiſterung. Das im Glauben vergiftete Frankreich hingegen und das im Glauben zerriſſene Deutſchland leiſteten weder dem Terrorismus noch der Fremdherrſchaft Widerſtand — während er bei dem gläubigen ruſſiſchen Volk zur Feuersbrunſt von Moskau aufflammt. Es muß alſo der religiöſe Glaube etwas ſein, das zu hohen Thaten begeiſtert.“

„Gewiß!“ ſagte Horburg gleichmüthig; „denke nur an den Islam. Der Muſelmann trug den Coran auf der Spitze ſeines Schwertes durch drei Welttheile.“

„Eroberungen ſind keine Großthaten, ſo wenig wie Räuber Helden ſind,“ ſagte Colomba.

Sie war nicht mehr das Kind, das ſie vor fünf Jahren war. Ihr Charakter, ihr Verſtand waren gereift, ihre Einſicht entwickelt, ihr Urtheil gebildet.

Das Alles hatte ſie einem Mann zu danken, mit welchem die Hand Gottes ſie zuſammengeführt hatte. Dieſen Mann ſah ſie nie in ihrer Wohnung, nie in der Geſellſchaft, nie in den Verhältniſſen und Umgebungen des alltäglichen oder des freundſchaftlichen Verkehrs. Ueberhaupt ſah ſie ihn eigentlich nie; — aber ſie ſprach ihn alle acht bis vierzehn Tage Einmal, etwa eine Viertelſtunde im Beichtſtuhl der Kirche von Santa Maria Novella, welche von Dominicanern bedient wird. Pater Generoſo gehörte dieſem Orden an und Colomba hatte eine beſondere Theilnahme für denſelben, weil ihr Bruder Reginald Dominicaner — und deſſen Kirche von S. Clemente in Rom täglich von ihr beſucht worden war. Dieſe fromme Erinnerung hatte ſie, auf die Mahnung von Mißtriß O'Connor, nach Santa Maria Novella — und die ewigwache Barmherzigkeit Gottes zu Pater Generoſo geführt, der ſein Leben im Beichtſtuhl, im mühſamen, aufreibenden, heiligen Dienſt der Seelen zubrachte. In ſeiner tiefen Demuth war er ſo leer von ſich ſelbſt, ſo abgetödtet in ſeinem Ich, daß alle Gaben des heiligen Geiſtes bei ihm einkehren, in ihm walten und durch ihn auf Andere wirken konnten. Er war alſo ein vollkommener Beichtvater und Seelenführer — und er brachte Colomba's junge Seele, die ſo ganz aus dem Gleichgewicht gekommen war und irre ging, wieder in ihre wahre Richtung — auf

Gott! und indem er ihr Herz für die Ewige Liebe und ihr Auge für die Ewige Wahrheit öffnete, entwickelte sich unter dem Einfluß dieses übernatürlichen Sonnenlichtes langsam und nach und nach das schwache Kind zum starkmüthigen Weibe. Wie er das machte, was er sprach, was er ihr rieth — das gehört dem Gnadengeheimniß an, dessen Gott sich bedient, um Seelen an sich zu ziehen. Bei einer solchen Seelenerziehung kann man nur sagen: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen."

Colomba's Rosenmonde verschwanden, weil es das Schicksal aller Rosen ist — zu verblühen. Sie begriff das nicht. Sie hatte geglaubt, ein leidenschaftliches Gefühl behalte stets dieselbe Intensivität und das Feuer derselben verbürge ihre Dauer. Nun nahm sie nicht bloß bei Horburg ein gewisses Sinken der Flamme wahr, sondern auch bei sich selbst. Sie empfand zuweilen ein leises Ungenügen, eine Leere, die ihr unerklärlich waren, denn sie liebte ja ihren Mann und er liebte sie — und war die Liebe denn nicht allgenügend? — Auch ein Gefühl von Vereinsamung schlich bisweilen an ihr Herz heran. Sie hatte freilich auch bei ihren Eltern von der Welt zurückgezogen gelebt; aber einerseits verstand die Zärtlichkeit der Eltern, sich theilnehmend zu ihrem kindlichen Sinn voll kindlicher Freuden und Gedanken herabzulassen — andererseits erhielt das ganze häus-

liche Leben durch den ſanften und warmen Hauch gläubiger Frömmigkeit eine überaus innige und kindliche Färbung — endlich bilden die zahlreichen kirchlichen Feierlichkeiten Roms in ihrer tiefſinnigen Erhabenheit und ihrem myſtiſchen Glanz einen beſtändigen Feſtkranz, der den Einzelnen und Alle umſchlingt und verbindet und der für Colomba Freude, Zerſtreuung und Genuß geweſen war. Dieſe drei Dinge fehlten in ihrer Ehe. Horburg verſtand durchaus nicht, ſich zu ihrem unentwickelten Weſen herabzulaſſen. Er fand ſie reizend, anmuthig und ſchön, wenn er eben in der Stimmung war, ſich dieſem Zauber hinzugeben, und dann entzückte ihn ihre ſorgloſe Einfachheit und ihre Unkenntniß von Welt und Menſchen und Leben; allein dieſe Stimmung hielt nicht an, wechſelte, trat endlich in dem Maß in den Hintergrund, als Horburg ſich mehr und mehr an Colomba's Art gewöhnte. Da das häusliche Leben nicht im Glauben gegründet war, ſo ſtand ſie in demſelben traurig allein und dies Alleinſtehen entfernte ſie auch von dem öffentlichen chriſtlichen Leben, das ein Bedürfniß des Menſchen iſt, dem die Kirche mit ihren Feſten ſo glücklich und weiſe entſpricht. Ja! ſie fühlte ſich einſam — und begriff auch das nicht! — War denn Rudolf nicht da? — Sie hatte von einem Menſchen ein vollkommenes Glück erwartet: ſie mußte jetzt nach und nach von dieſer doppelten Täuſchung

erwachen. Tritt dieſes Erwachen bei einer Seele ohne feſten Glauben und ohne jene Grundſätze ein, die auf demſelben beruhen, ſo iſt das der gefährliche Punkt, wo ſie verzweifelnd oder leichtſinnig in die Schlingen des Böſen fallen kann. Wird aber nun der Glaube ihr Führer, ſo betritt ſie den innern Kreuzesweg .... und da iſt ſie geborgen — nicht vor dem Leid, nicht vor Kämpfen und Stürmen, nicht vor Deſolationen und Thränen, nicht vor bittern Myrrhen und ſcharfen Dornen; aber vor dem Untergang. Das iſt die Kraft des „Mysterium crucis.“ Sie bewährte ſich an Colomba.

Seit fünf Jahren hatte ſie ihre Eltern nicht geſehen, war aber immer im traulichſten Briefwechſel mit ihnen geblieben. Von Seiten Horburgs erfolgte keine Annäherung. In ſeinen Augen war O'Connor ein wilder Fanatiker — und Colomba's Entführung längſt geſühnt durch ihr Glück: folglich war er im Recht, war er der Beleidigte, war es nicht an ihm, die Hand zur Verſöhnung zuerſt zu bieten — viel weniger eine Bitte um Vergebung auszuſprechen. Jetzt ſchrieb Mißtriß O'Connor, daß ihr Mann an einem zehrenden Fieber hoffnungslos erkrankt ſei, ſeinen Zuſtand kenne und Horburg bitte, Colomba auf einige Tage nach Rom reiſen zu laſſen. Sie gab ſchweigend den Brief an ihren Mann. Er las ihn und ſagte:

„Sieh, wie er unverſöhnlich iſt .... Dein Vater! nur Dich will er ſehen.“

„Um das Sterbebett des katholiſchen Chriſten lebt und webt die Kirche mit ihren Sacramenten, ihren Gebeten, ihren Gnaden, ihren Prieſtern, lieber Rudolf,“ ſagte Colomba. „Wie kann mein Vater Dich dazu einladen?“

„Und das ſoll etwas Heiliges ſein, was die Menſchen ſo ſcheidet!“ rief er bitter.

„O nein!“ erwiderte ſie ernſt, „das Unheilige ſcheidet. Nicht mein Vater ſchließt Dich aus von ſeinem Sterbebett: Du ſelbſt haſt es gethan.“

„Wann möchteſt Du abreiſen?“ fragte er nach einer Pauſe; — „bald ... nicht wahr?“

Dankbar und in Thränen lächelnd ſah ſie ihn an. Die Vorbereitungen zur Reiſe waren bald gemacht. Horburg begleitete Colomba bis Siena; dann reiſte ſie allein gen Rom. Das war der Weg, den ſie vor fünf Jahren in entgegengeſetzteſter Richtung mit Horburg zurückgelegt hatte. Wie anders .... damals — jetzt!

Als ſie die Kuppel von St. Peter wie ein Gebirg am Horizont der römiſchen Campagna aufſteigen und mehr und mehr hervortreten ſah, durchbebte ihr Herz eine Freude, welche man nur die katholiſche nennen kann; denn dieſe Kuppel iſt eine Lapidarſchrift jenes Wortes, das der menſchgewordene

Gott für alle Zeit gesprochen hat: „Tu es Petrus[1])." Und die Freude verwandelte sich in bittern Schmerz bei dem Gedanken, daß ihr Mann das Wort des Herrn verachtet und die Kirche verlassen habe, die Er auf Petrus gründete.

Ein ähnliches Gemisch von Wonne und Schmerz bereitete ihr das Wiedersehen der Eltern. O'Connor war im letzten Stadium der Krankheit, aufgerieben vom Fieber, zum Skelett abgemagert, jedoch so versenkt in den Willen Gottes, daß ein eigenthümlich liebevoller Blick seines großen schwarzen Auges immer auf dem Bilde des Gekreuzigten am Fußende seines Bettes ruhte. Er konnte nur mit schwacher Stimme und abgebrochenen Worten reden, als aber Colomba an der Hand ihrer Mutter eintrat, wendete er den Blick auf sie und breitete ihr die Arme entgegen.

„O mein Vater! wie war es möglich, daß ich diese theure Stätte verlassen konnte!" rief Colomba in heftigster Aufregung neben ihm auf die Knie fallend und bedeckte seine Hände mit Thränen und Küssen.

Er winkte ihr aufzustehen und betrachtete sie so durchdringend, als wolle er ihr Bild seiner Seele einprägen. Wie schön war sie geworden! wie geistig edel sah sie aus!

---

1) Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen!

„Der Schleifstein des Kreuzes that sein Werk an meinem Kinde. Sei gepriesen, o Herr!“ sagte er mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wehmuth und Triumph. — „Es glaubt, es wird Buße thun und Du wirst es retten aus dem Feuerofen Babylons, in welchen es gestürzt ist.“

„Buße für ihn und für mich!“ flüsterte Colomba.

„So ist's Recht!“ sagte O'Connor; „Reue versöhnt und erstürmt den Himmel.“

Er wurde immer matter; die große Freude hatte ihn erschöpft und er konnte nicht sprechen; aber sein Auge ging von Colomba zum Christusbilde und wieder zurück; er stellte sie in den Schutz des Kreuzes. So lebte er noch einige Tage, immer in der innigsten Vereinigung mit Gott und voll innigster Liebe zu den Seinen, die er zuweilen mit wenig Worten auf das selige Wiedersehen in der Anschauung Gottes hinwies und vertröstete. Einmal fragte er Colomba:

„Ist keine Hoffnung?“

Sie verstand ihn nur zu gut und sagte traurig:

„Nach menschlichen Ansichten .... keine.“

„Bete .... harre aus .... auf der Via dolorosa;“ — er bot ihr die Hand. Sie gab ihm die ihre und sagte fest:

„Bis in den Tod .... weil es ein Kreuzesweg ist.“

„Tochter meiner Seele!“ sagte O'Connor und sein Auge leuchtete.

Reginald beſuchte häufig das Vaterhaus. Er war ſeit mehreren Jahren Prieſter und im Begriff, als Miſſionär nach Irland zu gehen, wo O'Connel bereits daran arbeitete, das gemarterte Volk von den erſten und ſchwerſten Ketten bürgerlicher und religiöſer Sklaverei zu befreien. Aber O'Connor ſollte den Troſt haben, ſeine beiden Kinder an ſeinem Sterbebett zu ſehen und aus der Hand ſeines Sohnes den Leib des Herrn zu empfangen. An einem ſchönen Spätſommerabend, als die Sonne, dem Untergang nah, nur noch die höchſten Wipfel der Cypreſſen im Garten anglühte, wie wenn eine Flamme aus einem Aſchenhaufen bricht — da winkte O'Connor ſeine Frau zu ſich heran und ſagte ihr ein Paar leiſe Worte, die ſie mehr mit dem Herzen, als mit dem Ohr verſtand. Sie reichte ihm ein indulgenzirtes Sterbekreuz und ſagte zu ihrem Sohn:

„Der Herr ruft ſeine Seele! Bete unſere Lieblings-Litanei, Reginald.“

Mutter und Kinder knieten nieder, Reginald begann die Litanei vom ſüßen Namen Jeſu — und als er die Worte ſprach: „Jeſu, du wahres Licht!“ da ſchloſſen ſich O'Connor's müde Augen auf immer für das Erdenlicht; die Sonne verſchwand vom Wipfel der Cypreſſen und der Abendwind flüſterte durch das ſtille, dunkle Gezweig. Eine Seele floh aus dem Aſchenkleide und der Hütte von Staub

zur ewigen Heimath. Es ſenkte ſich ein wunderbarer Friede, vor dem die irdiſche Klage verſtummte, auf die Zurückbleibenden; — — — aber dann fuhr ein ſchneidendes Schwert durch Colomba's Herz und mit dem Seufzer:

„O ſeliger Tod im Schooß der heiligen Kirche!“ — — ſank ſie bewußtlos in die Arme ihrer Mutter.

Sie blieb noch einige Zeit in Rom. Reginald reiſte ab — vielleicht für immer.

„Du haſt Dich dem Dienſt Gottes und der Seelen geweiht,“ ſagte Mißtriß O'Connor gefaßt; — „ziehe denn hin als treuer Diener eines ſo guten Herrn und erringe Dir die Krone des ewigen Lebens, mein einziger Sohn. Dir iſt das Loos auf's Lieblichſte gefallen. Zeige Dich deſſelben würdig. Keine Mutter kann etwas Höheres wünſchen für ihr geliebtes Kind.“

Er zog dahin, ein reiner Glaubensbote, zum Lande ſeiner Väter, wo ein Volk ihn empfing, das den Ausruf des Propheten verſteht: „Wie ſchön ſind die Füße der Friedensboten.“ Er brachte dieſem Volk den höheren Frieden, den der chriſtliche Glaube verheißt und gewährt.

Mißtriß O'Connor blieb in ihrem Häuschen und nahm eine engliſche Convertitin zu ſich, die von ihrer Familie verſtoßen, hülflos in Rom zurückgeblieben war. In dieſer Weiſe tröſtete ſich Mißtriß O'Connor in all den bittern Trennungen von ihren

Lieben. Als aber der Abſchied von Colomba kam .... brach die Kraft ihrer ſtarken Seele zuſammen. Von dem geliebten Gefährten ihres Lebens — von dem einzigen Sohn ihres Herzens und ihres Hauſes konnte ſie ſcheiden in frommer Ergebung, denn Beide waren da, wo und wie Gott ſie haben wollte. Aber Colomba! — — Mißtriß O'Connor hatte nur zu gut erkannt, daß Colomba nicht glücklich ſei. Horburg liebte ſie ſehr, aber ohne Verſtändniß ihres innerſten Weſens, das nach und nach wie eine Roſe aus der grünen Knospe hervorbrach. Ihre unſchuldige Kindlichkeit hatte ihn bezaubert; ihre fremdartige und weltfremde Erſcheinung ihn gefeſſelt; ſie ruhte ihn aus von dem verwirrten und irren Treiben ſeiner Vergangenheit. Aber der Entwickelung ihrer Seele folgte er nicht und die Liebe, die auf Erden verbindet, um für den Himmel zu heiligen, kannte er nicht. Er blieb in der natürlichen Liebe ſtehen und die genügte ihr nicht mehr. Sie hatte die volle Wucht der Erkenntniß zu tragen, was das ſei: eine Ehe, deren beſtimmender Grund blinde Neigung war, welche kein höheres Motiv und keine Gnade kannte. Und ſie hatte eine noch ſchwerere Wucht zu tragen: der Schmerz um eine Seele, die Gott verleugnet. Berührte Colomba dieſe wunden Stellen auch nur gerade ſo viel, um ihrer Mutter kindliches Vertrauen zu beweiſen: ſo genügte das vollkommen für Mißtriß O'Connor, um einen Blick in die

herbe Schule zu werfen, durch welche Colomba's Leben ging. Und würde ſie dazu die Kraft bewahren? würde ſie nicht nach zehn, nach zwanzig Jahren lau und gleichgültig gegen Gott und den Glauben werden — ſei es, um ſich in Harmonie mit ihrem Mann zu ſetzen — ſei es, weil in der Intimität der Ehe die geiſtige Anſteckung gar ſchwer zu vermeiden iſt. Oder konnten nicht andere Gefahren ſie bedrohen? ſie ſtand in der vollen erſten Blüthe der Jugend und Schönheit, während Horburg faſt fünfzig Jahre zählte; konnte ihr vereinſamtes Herz nicht den Schwung zu Gott verlieren und ſich einem anderen Herzen zuneigen? — Welch ein Meer von Sorgen für eine treue Mutter!

„Was feſſelt Euch an Florenz? kommt nach Rom," ſagte ſie zu Colomba.

„Horburg hat in Florenz Geſellſchaft gefunden, die ihm zuſagt," entgegnete Colomba; „unterrichtete Männer, wiſſenſchaftlich gebildete Männer bieten ihm einen mannigfaltigen Verkehr und Austauſch der Gedanken — und er ſagt, er bedürfe das für ſeine literariſchen Arbeiten."

„Und könnte er nicht in Rom daſſelbe finden?"

„Er findet Roms geiſtige Atmoſphäre allzu excluſiv," ſagte Colomba verlegen und ſetzte zögernd hinzu: „Er fühlt, daß ein trauliches Familienleben zwiſchen ihm und den Meinen unmöglich iſt."

„Dein armer Vater und Reginald haben uns verlaſſen," entgegnete Miſtriß O'Connor mit tiefer Wehmuth. „Meine Vorwürfe fürchte Horburg nicht!"

„O meine Mutter!" rief Colomba; „ich glaube, er würde weniger Deine Vorwürfe als Dein Schweigen fürchten. Er will nicht mit Großmuth behandelt ſein, weil darin eine Ueberlegenheit liegt."

„Kind!" ſagte Miſtriß O'Connor, „dann bleibt mir nichts übrig als den lieben Gott zu bitten, daß er Dein Herz an Sein heiliges Kreuz annagele. Nur da biſt Du mir ſicher genug."

„Thue das, geliebte Mutter .... und Gott wird Dich gewiß erhören," ſagte Colomba ſanft und zärtlich.

So trennten ſie ſich und Colomba reiſte nach Florenz zurück. Horburg freute ſich ſehr ihrer Heimkehr; und auch ſie freute ſich. Es war ja ihr Platz neben ihm — und ſie verlangte ſo ſehr danach, in eine tiefere Lebensgemeinſchaft mit ihm zu treten, daß ſie in jedem Ausdruck von Liebe von ſeiner Seite einen Vorboten zu ſehen hoffte, der ein Erwachen ſeiner Seele verkünde. Durch ſeine literariſchen Arbeiten, welche der Zeitgeſchichte angehörten, hatte Horburg Intereſſe für geſchichtliche Studien bekommen, die ihn ſehr beſchäftigten. Sein Thätigkeitsbedürfniß, das ſich in ſeinem früheren Leben nach Außen und auf greifbare Dinge wendete, kehrte ſich jetzt mehr dem Kreiſe der Gedanken

zu. Er suchte sogar sein längstvergessenes Latein wieder hervor, um manche alte Quellen und Chroniken zu lesen. Colomba war mehr denn je auf sich allein angewiesen und mußte zufrieden sein, wenn ihr Mann Zeit fand, gegen Abend mit ihr einen Spaziergang durch die Cascinen (den großen öffentlichen Park bei Florenz) oder durch die Olivenhaine zum Kloster von Mont Oliveto; — oder zum paradiesischen Klosterhügel von S. Miniato zu machen. Sie las aber viel und dachte noch mehr, als sie las. Umgang mit Frauen hatte sie nicht. Die beschränkten Geldmittel gestatteten nicht, daß sie in der Gesellschaft, wohin sie gehörte, standesmäßig hätte leben können. Da sie aber von Kindheit auf an die Zurückgezogenheit gewöhnt war, in welcher ihre Eltern sich glücklich fühlten und in welcher sie und Reginald fröhlich aufwuchsen: so spürte sie nicht den mindesten Trieb zu den Freuden des geselligen Verkehrs — diesem künstlichen Surrogat und Zerstörer des Familienlebens und der Häuslichkeit, sobald er, wie heutzutage, statt einer flüchtigen Erholung ein stehendes Bedürfniß wird.

„Ich mache Dir ein gar trauriges Leben, Colombella," sagte Horburg, als sie einmal durch die herrliche Cypressenallee nach S. Miniato hinaufgingen.

„Nur ernst, nicht traurig!" rief sie lieblich.

„Der Jugend kommt der Ernst gewöhnlich wie etwas Trauriges vor," versetzte er. „Abwechselung,

Bewegung, neue Erſcheinungen, fremde Bilder erfreuen ſie, weil der Drang nach Wiſſen und Kennen in ihr liegt — und die Fröhlichkeit iſt ihr Element."

„O das iſt nicht die rechte Fröhlichkeit, die nur von Außen und durch einen unbeſtimmten Trieb nach Zerſtreuung und Wiſſen angeregt wird!" rief Colomba. „Froh in der Seele können wir bei allem Ernſt der äußeren Verhältniſſe ſein — und dieſe Fröhlichkeit geht nicht, wie ihre falſche Schweſter, mit Leichtſinn und Unbeſtändigkeit Hand in Hand."

„Gute Colombella!" ſagte er mitleidig.

„Warſt Du fröhlich, als Du ſo jung warſt wie ich und Alles hatteſt, wonach die unerfahrene Jugend ſtrebt und verlangt?" fragte ſie.

„Ich! fröhlich? . . . Nein, Colombella, dieſe zwei Worte hab' ich nie zuſammengeſtellt! — Munter, ja ausgelaſſen luſtig, voll Scherz und Thorheit war ich — und zuweilen enthuſiaſtiſch aufgeregt; aber nicht fröhlich. Der Frohſinn iſt für den Menſchen, was der Frühlingshimmel voll Morgenroth und Lerchengeſang für die Natur iſt. Ich bin zu früh in die Mittagsgluth der Sonne gerathen . . . in das Getriebe der Leidenſchaften, außer mir, in mir. Davon wird man nicht fröhlich."

„Sieh, wie gut Gott es mit mir meint, indem er mich durch Dich fernab von jenem gefährlichen Treiben hält!" erwiderte ſie. „Ein ernſtes, ſtilles

Leben ist doch gewiß viel schöner und, auf die Dauer, auch viel genußreicher, als so ein tumultuarisches. Es ist wie dieser Weg nach St. Miniato: bergan, durch eine Allee von dunkeln Cypressen; aber oben angelangt, schaut man in's Paradies, in's himmlische — wovon das irdische doch nur ein schwacher Abglanz ist."

Sie waren oben angelangt und setzten sich auf den umgestürzten Stamm einer alten Cypresse. Colomba nahm ihren breiten Florentiner Strohhut ab, die Mailuft wehte ihre schwarzen Locken von ihrer blüthenweißen Stirn zurück und färbte ihre zarten Wangen mit einem warmen Rosenhauch. Ihr Auge leuchtete über das wunderbar schöne Naturbild hin, das sich vor ihr entfaltete. Der Charakter von Florenz ist ganz der des italienischen Mittelalters, mit Mauern und Thürmen, mit Castellen und Zinnen, das Haus eine Feste, die Stadt ein Kriegslager. Bewehrt und behelmt sieht es aus, wie ein alter rüstiger Kämpe, der in Sang und Sage fortlebt, während er sich zur Ruhe niedergelegt hat an dem blumenreichen Arno und zu den Füßen von Santa Maria dei Fiori, mit dem lieblichen Namen und der majestätischen Kuppel, Brunelleschis Meisterwerk — die einst Michel Angelo's Adlerauge so sehr an Größe und Erhabenheit gewöhnte, daß ihm der noch kühnere Schwung der Kuppel von St. Peter

zu Rom gelang. Das ganze Arnothal weit und breit um Florenz ist wie ein liebliches Kind: es lacht Jeden an, der es anschaut; die Natur und die Cultur haben es mit ihren Gaben überschüttet. So ruht es bebaut, gepflegt, geschmückt im weiten Schoß der Appeninen, die es begränzen wie ein schützender Wall und bei der reichen Beleuchtung des Südens in allen Farben des Regenbogens spielen.

Wie alle Menschen von tiefer und zarter Empfindung, hatte Colomba ein offnes Auge und Herz für die Schönheit der Natur. Ihr Blick ruhte mit träumerischer Seligkeit auf dem entzückenden Bilde.

„Colomba!“ sagte Horburg, „wenn Du so hineinschaust in diese Welt von Schönheit, durchrieselt dann nicht eine unermeßliche Sehnsucht Deine Brust und möchtest Du nicht glücklicher werden, als Du bist?“

„Ja gewiß!“ sagte sie still.

„Und wenn dieser intensive Wunsch, dieser Athemzug Deines Herzens, der ebenso unwillkürlich ist, wie Dein Herzschlag selbst — wenn er nicht erfüllt wird — was dann, Colomba?“

„Dann lege ich ihn für mein Erdenleben in die Hand Gottes, meines himmlischen Vaters — und hoffe um desto fester auf dessen Erfüllung im ewigen Leben, denn Gott betrügt uns nicht .... und sein Apostel hat uns verkündet, es sei Denen, die Gott lieben, dereinst eine namenlose Seligkeit bereitet.“

„O Du glückliches, gläubiges Kind!“ seufzte er.

„Ja,“ sagte Colomba, „jung, unerfahren und unwissend bin ich — und insofern ein Kind. Wenn Du aber meinst, der Glaube mache mich zum unwissenden Kinde — oder ich sei ein solches, weil ich glaube: so irrst Du, lieber Rudolf. Der Glaube macht die großen Menschen, die großen Seelen, die großen Charaktere; — der Unglaube macht kindisch.“

Sie erschrak über diese unwillkührliche Aeußerung, aber Horburg beachtete sie nicht und fragte:

„Warum legst Du dem Glauben die Kraft bei, große Menschen zu bilden?“

„Weil der Glaube die Seele in eine übernatürliche Gemeinschaft des Lebens mit Christus bringt — und die wahre Größe von Ihm ausgeht; denn Er ist das Ideal für alle und jede Vollkommenheit, und Er gibt die Kraft, es zu erstreben.“

„O Kind, wie viel große Männer, die Christus nicht kannten, nicht glaubten!“

„Nach der Ordnung der Natur, durch seltene natürliche Eigenschaften und im Sinn und nach dem Geschmack der Welt — ja, das ist richtig, da können sie groß sein. Aber ganz gewiß fehlte dann immer in ihrer Seele ein Etwas — und das war denn auch der Punkt, wo sie nicht groß, sondern zuweilen erbärmlich waren und ihre Kraftlosigkeit offenbarten. Ohne

Ideal — keine wahre Größe der Menschenseele — und ohne Christus kein wahres Ideal."

„Auf Deinem Standpunkt hast Du recht," sagte Horburg; „aber — ist er der richtige?"

„Prüfe ihn mit aller Schärfe des Verstandes, mit aller Einsicht der Intelligenz, mit aller Gewissenhaftigkeit des Herzens!" rief sie lebhaft und freudig.

„Ja, ja! es soll geschehen, Colombella! . . . . . nur nicht in diesem Augenblick, wo mich die Florentinische Geschichte so ungemein beschäftigt," entgegnete er.

Colomba schwieg, um ihren Mann weder zu ermüden noch zu reizen; aber sie faltete still die Hände und bat für ihn um den guten Willen für himmlische Dinge, dem die Gnade nie fehlt.

Ein heller Glücksstern ging ihr auf, als sie Mutter wurde. Nicht bloß übertrug sie auf die kleine Heliade alle Zärtlichkeit ihres Herzens, sondern sie hoffte auch, durch dies Kind einen neuen Weg zur Seele des Vaters zu finden. Es schien ihr unmöglich, die Pflichten eines Vaters zu erfüllen ohne Gott und ohne Glauben. Horburg hatte eine unaussprechliche Freude an der Kleinen; er gab ihr den alten Namen Heliade, der in seiner Familie gebräuchlich war. Er wollte sie zu einem Genie heranbilden; — Colomba zu einer Heiligen. Einstweilen war Heliade wie jedes andere Kind.

Colomba's Hoffnung bezüglich ihres Mannes erfüllte sich durchaus nicht. Im Gegentheil! er widmete sich den Studien und schriftstellerischen Arbeiten mit erhöhtem Eifer, der seinen Grund nicht bloß im wissenschaftlichen Interesse hatte. Die Bedürfnisse der Familie vermehrten sich in dem Maß, als Heliade heranwuchs. Und nicht nur die Gegenwart — auch die Zukunft erfüllte ihn mit Sorgen. Er war um ein halbes Jahrhundert älter als seine Tochter, so daß er nach dem Lauf der Natur viele Jahre vor ihr und ihrer Mutter aus diesem Leben scheiden mußte. So wie das geschah, verfielen Beide der vollkommenen Armuth, da das Jahrgeld, das er durch seine Apostasie sich erworben hatte, mit seinem Tode erlosch. Colomba hatte freilich dereinst das kleine Vermögen ihrer Mutter zu erwarten; aber obschon die ganze Familie O'Connor davon gelebt hatte, so war dies doch nur möglich in der Vigne am Coelius und gab nicht eine Existenz, wie er sie für seine Wittwe und Tochter wünschen mußte. Ueberdas war Mistriß O'Connor kaum so alt wie er. Diese Gedanken marterten ihn! Arbeit wurde ihm mehr und mehr eine Zerstreuung von quälenden Vorstellungen und Quelle einigen Erwerbes. Zuweilen schmeichelte er sich mit der Hoffnung, durch seine Feder zu Vermögen zu gelangen, wenn er nur in Deutschland und in näherer Verbindung mit

dem deutſchen Buchhandel ſein könne. In ſeiner jetzigen Entfernung und Entfremdung von Deutſchland war dieſe Täuſchung zu verzeihen! — Seine beiden erſten Werke, lebhaft und einfach eigene Erinnerungen erzählend, waren beifällig aufgenommen. Minder ein drittes, in welchem er einige Florentiniſche Lebensbeſchreibungen gab, die mit der etwas breiten Feder, welche man in Italien liebt, gezeichnet waren und in Deutſchland wenig Intereſſe erregten. Er meinte, er werde ſich beſſer mit dem deutſchen Geiſt, deſſen Anſchauungsweiſe und deſſen Bedürfniſſe in Harmonie ſetzen — und dieſe würde auf ſeine Arbeiten Einfluß üben, wenn er Florenz verließe und in die deutſche Heimath überſiedelte. Vielleicht wäre dann auch eine Verſtändigung mit ſeinem Vetter zu ermöglichen, daß wenigſtens ein Theil ſeines Jahrgeldes nach ſeinem Tode auf Frau und Kind überginge. Doch war dieſe Hoffnung ganz ſchwach und die Sache mußte mit der höchſten Vorſicht von ſeiner Seite betrieben werden, damit Colomba nie und nimmer erfahre, welcher trüben Quelle die Subſiſtenzmittel der Familie entfloſſen. Er kannte ſie genug, um zu wiſſen, daß ſie lieber den Hungertod leiden, als von dem Judasgelde leben würde. Und als dieſe Ueberzeugung ihm klar geworden war, da trat aus ihr ein Stachel hervor und berührte ſein Gewiſſen — zuerſt ganz leicht, nur die Oberfläche

ritzend. Sie würde mich verabscheuen — dachte er zuerst bei sich selbst; und dann mich verachten — dachte er weiter; und sie hätte ein Recht dazu — dachte er endlich; denn es ist niederträchtig, eine religiöse Ueberzeugung zu verkaufen. Und obschon ich keine hatte, so war es doch nicht weniger niederträchtig, eine andere Ueberzeugung zu erheucheln oder vorzugeben.

So sprach das Gewissen zu Horburg — und er mußte sein Ohr dagegen verstopfen, denn wovon sollte er mit den Seinen leben, wenn er zurücktrat zur alten Kirche? Sein Vetter wußte nur zu gut, weshalb der alte Herrnhuter das Jahrgeld ausgesetzt habe, um nicht in der Intention des Onkels einen Vorwand zu finden, dem unglücklichen Ueberläufer die Pension zu entziehen. Nein! nie soll es dahin kommen! sprach Horburg zu sich selbst; — nie soll sie es erfahren ... und nie Heliade! Ueberdas hatte ich keinen Glauben .... konnte also auch keinen verleugnen .... und das Jahrgeld hab' ich nöthig für Weib und Kind. Die zu erhalten ist meine erste Pflicht! —

Wenn Colomba im Verlauf eines innigen Gesprächs ihn sanft fragte, ob er nicht ihren religiösen Standpunkt seiner gründlichen Prüfung unterziehen wolle, wie er es ihr einst zugesagt; so antwortete er:

„Mit der Zeit, Colombella! ... Das ist ein Gegenstand, der ungeheures Studium erfordert. Um ihn zu erschöpfen, müßte man die Religions-

ſyſteme aller Völker — und zwar in der Urſprache, nicht in armſeliger Ueberſetzung kennen lernen .... namentlich die indiſchen, egyptiſchen und perſiſchen."

„Aber darüber vergeht ein Menſchenleben!" rief Colomba traurig.

„Vielleicht gäbe eine ſolche Forſchung das Reſultat einer Ur-Religion, oder Ur-Offenbarung, welche dann weiter beweiſen würde, daß alle Religions-ſyſteme einen gemeinſamen Grund in einer Ur-Wahrheit haben und folglich weit mehr verwandt ſind, als man geneigt iſt anzunehmen. Und daraus ließe ſich leicht der Schluß ziehen, daß die Glaubensformen nach Epochen und Völkern wechſeln. Iſt es aber dieſen geſtattet, ſich die Form zu wählen und auszubilden, die ihnen homogen iſt: ſo muß das Individuum daſſelbe Recht in Anſpruch nehmen dürfen — umſomehr, als die Einzelnen immer der großen Maſſe voraus ſind, und dann, Colombella, wäre dasjenige erwieſen, wovon ich ſchon jetzt die Ueberzeugung habe, daß mein Standpunkt zur Anſchauung religiöſer Dinge gerade ſo richtig iſt, als der Deine."

„Es kommt aber nicht auf bloße Anſchauungen an!" rief Colomba; „ſondern auf Handeln und Sein, auf Grundſätze für die Zeit, auf Ziel für die Ewigkeit — auf Rettung unſerer Seele ... Rudolf! auf Rettung Deiner Seele. Das Alles lehrt Dich

der Glaube, von welchem Christus gesagt hat: „Wer glaubt und getauft ist, der wird selig werden“ — und den die Apostel in Seinem Namen und Auftrag bis zur heutigen Stunde verkündigen — und Du willst die Wahrheit der Offenbarung bei Indiern und Persern suchen!“

„Die indische Trimurtis und die Trias-Götter der Egypter haben doch etwas, das an die Trinitätslehre erinnert,“ entgegnete Rudolf.

„Ja .... wie die Carricatur an das Ideal!“ sagte Colomba schnell; — „wie jener Apollokopf, der copirt — und diese Copie wieder copirt wird und so fort, bis die vierundzwanzigste Copie — ein Froschkopf ist! Wird die Lehre nicht göttlich rein bewahrt, wie sie göttlich rein offenbart ist: so thun menschlicher Verstand, Phantasie, Klügelei nach und nach so viel hinzu, daß aus der Lehre von der Trinität eben so richtig eine Trimurtis wird, wie aus dem Apollo ein Froschkopf. Da nun die Offenbarung nirgends rein erhalten ist als da, wo eine göttliche Autorität sie schirmt: so gucken außerhalb der christlichen Kirche — Froschköpfe aus allen Religionssystemen hervor, während uns der Eingeborene Sohn des ewigen Vaters entgegenstrahlt.“

„Das Alles müßte ergründet werden, Colombella! .... das kostet Zeit .... und für den Augenblick bin ich sehr beschäftigt mit der Uebersetzung von *Manzoni's* „Promessi Sposi“ in's Deutsche.“

„Armer Rudolf! wie ſchwer machen wir Dir das Leben!“ ſagte Colomba zärtlich.

Ach! nicht die Arbeit drückte ihn! ſie war ihm willkommen als Ausrede und als Zerſtreuungsmittel gegen quälende Gedanken. Seine freie Zeit wendete er auf Heliade. So lange ſie ganz klein war, ſpielte und ſcherzte er mit ihr; als ſie etwas älter wurde, unterrichtete er ſie. Das war ſeine Erholung, ſeine Freude. Wie ihn früher Colomba's Seelenfriſche labte, ſo jetzt Heliade — und umſomehr, als er ihr gegenüber weniger egoiſtiſch war. Suchte er den Geiſt des Kindes zu wecken und zu entwickeln, ſo ſtand Colomba ebenſo ſorgſam neben Heliade, um ihrer Seele die Richtung auf das Himmliſche zu geben und das Kind, einſam zwiſchen Vater und Mutter lebend, rankte ſich zu Beiden hinan, wie eine Rebe, die ſich von einem Baum zum andern ſchlingt. Colomba vermied den Fehler, den ihre vortrefflichen Eltern bei ihrer Erziehung nicht vermieden hatten: ſie erzog Heliade nicht für dieſen oder jenen Stand, nicht für einen beſtimmten Platz in der Welt, ſondern ſo, daß Heliade ihre Beſtimmung darin finde, im Willen Gottes zu leben, zu handeln, zu denken; das ſollte ihr, ſowohl nach Innen als nach Außen, die Grundlage einer ſtarken ſittlichen Freiheit werden. Horburg wunderte ſich zuweilen im Stillen, wie die ſchmiegſame Colomba von unüber-

windlicher Festigkeit sein konnte, um Heliade wieder und immer wieder in ihrem eigenen Willen zu bekämpfen — und nach der Art mancher zärtlichen Väter schien ihm, daß die Mutter zu viel verlange. Machte er eine derartige Aeußerung, so entgegnete Colomba sanft:

„Das weibliche Geschlecht kann nie zu früh und nie zu viel in der Selbstverleugnung geübt werden. Sie ist das sicherste Gegengewicht gegen unsere feine, reizbare, allen Affecten offene Naturanlage. Im kindlichen Gehorsam lernen wir ihre Anfangsgründe und dann, aber auch nur dann — kann sie sich allmälig bis zu jenem stillen Heroismus, den das spätere Leben zuweilen von dem Weibe fordert, steigern."

„Du hast Recht," sagte er; „und ein in dieser Weise entwickelter Charakter wirkt auch günstig auf den Geist; denn jede beharrliche geistige Thätigkeit ist Arbeit — und oft sehr mühsame Arbeit, die viel Selbstverleugnung erheischt."

Dennoch hätte er Heliade mehr nach ihrer Laune oder nach seinen Eingebungen des Augenblicks leben lassen, während Colomba nie vergaß, daß sie für die Seele ihrer Tochter dereinst eine schwere Rechenschaft ablegen müsse. Folglich ging sie mit einer Gewissenhaftigkeit zu Werke, welche unerreichbar für Alle ist, die an kein ewiges Leben mit seinen gerechten Vergeltungen glauben.

Immer mehr reifte Horburg's Entſchluß der Ueberſiedlung nach Deutſchland. Manzonis „Verlobte" wurde lange zuvor geleſen und bewundert, ehe er mit ſeiner Ueberſetzung fertig war. Aehnlich ging es ihm mit ſpäteren Arbeiten: entweder war der Gegenſtand bereits behandelt — oder er traf ein Thema, das im Norden der Alpen nicht ſo anſprechend war, als im Süden. Sein ſchriftſtelleriſches Talent war nicht erſter Ordnung. Wie man von Garrik erzählt, er habe das Alphabet mit einem ſo wunderſam tragiſchen Ausdruck ſprechen können, daß die Zuhörer darüber Thränen vergoſſen: ſo beſitzen einzelne ſeltene Federn die Macht, durch ihre Originalität den Leſer zu bezaubern und einem minder intereſſanten Thema durch lebendige Darſtellung, Feinheit des Ausdrucks, Schärfe der Beobachtung, oder worin ſonſt ihre Magie beſtehen möge, Reiz zu verleihen. Eine ſolche Feder führte Horburg aber nicht. Folglich war es für ihn von großer Wichtigkeit, Gegenſtände und Richtungen genau zu kennen, mit welchen ſich das Publikum eben beſchäftigte oder mit welchen es durch einzelne Coryphäen eben bekannt gemacht wurde; denn das Thema ſollte ihn tragen. Bis er in Florenz dieſe Kunde erhielt und er ſich in den Gegenſtand hineingearbeitet hatte, war die größere Theilnahme vielleicht ſchon wieder erkaltet. Ueberdas fehlten ihm in Florenz deutſche Bücher, Zeitſchriften, Journale, wovon

immer nur Weniges und langsam über die Alpen kam; — denn der Umschwung, welcher durch die vervielfältigten Verbindungsmittel jede Art des Verkehrs steigert, war vor einigen dreißig Jahren noch nicht eingetreten. Ueberdas konnte sich Horburg des Wunsches nicht erwehren, seine Heliade nach Deutschland zurückzubringen und ihre Zukunft dort begründet und gesichert zu sehen. Er für seine Person hatte keine besondere Sympathie für Deutschland. Die cosmopolitische Richtung der Deutschen wäre wohl nach seinem Geschmack gewesen, da sie sich sehr gut mit dem weitläuftigsten Individualismus verträgt; — aber er fand sie zu kleinstädtisch und spießbürgerlich: das langweilte ihn, so lange er jung war. Aber jetzt war er alt, jetzt lebte er in geordneten Verhältnissen, jetzt dachte er an die Zukunft eines geliebten Kindes: da stieg auf einmal das gute alte Deutschland im Preise. Doch zögerte er, diese Absicht seiner Frau mitzutheilen. Für sie war Italien die Heimath und Deutschland ein fast schauerlich unbekanntes Land mit fremder Sprache, fremden Sitten, fremder Natur — rauh, ernst, kalt. Das sagte sie auch, als Horburg doch endlich mit seinem Vorschlag hervortrat. Doch fügsam in allen Dingen, die nicht gegen Glaube und Pflicht waren, überließ sie ihrem Mann die Entscheidung. Ihm wurde Italien verleidet durch die revolutionären Stürme,

welche es seit dem Jahr 1830 durchbrausten, und gaben sich auch ähnliche Erschütterungen in Deutschland kund, so glaubte er doch mehr an die Besonnenheit des deutschen Charakters, aus welcher dann naturgemäß die Ueberlegung hervorgeht und den revolutionären Tendenzen entgegentritt. Es lag damals noch nicht so klar wie jetzt zu Tage, daß geheime Gesellschaften und Geheimbünde ein großes unsichtbares Netz über Europa ausspannen, worin ein beträchtlicher Theil der Menschheit, — Manche gefangen ohne es zu wissen — zerstörenden Zwecken dienen. Die Thätigkeit der schlechten Presse gegen jede höhere Richtung des Menschen, gegen Glauben, Sitte und Moral — ihre systematische, beharrliche Arbeit, um das Urtheil zu verfälschen, die Einsicht zu trüben, die Leidenschaften aufzustacheln, wenn es sich um Personen, Institutionen, Lehren und Verhältnisse handelt, die mit christlichen Grundsätzen zusammenhängen — ihr rastloses Bemühen, das Christenthum mit ihrem giftigen Athem anzuhauchen und es dann so darzustellen, als ginge der Gifthauch vom Christenthum aus — ihr Streben, die Menschheit zu verdummen und zu verthieren — stand noch nicht in jener offenkundigen Blüthe, wie heutzutage. Horburg, wie so manche Männer, die ein stürmisches Leben hinter sich haben, wollte möglichst in Ruhe seine späteren Jahre hinbringen, und da das bei

den italienischen Convulsionen nicht möglich war, so wendete er sich dahin, wo er die größten Garantien für friedliche Zustände erhoffte. Er wählte Dresden zum Wohnort, weil er den Aufenthalt in Norddeutschland für seine literarischen Pläne als Mitarbeiter von Zeitschriften am geeignetsten fand. Ueberdas war die Gegend freundlich und das materielle Leben nicht kostspielig. Im Spätjahr 1831 langten sie dort an und bezogen den Pavillon im Großen Garten, weil soeben auch das friedliche Dresden der Schauplatz einer revolutionären Bewegung — und die ganze Familie froh war, diese ruhige Unterkunft zu finden.

Mit welchen Gefühlen Colomba Italien verließ, beschreiben Worte nicht. Sie mußte sich von Allem losreißen, was mit ihrem Herzen verwebt war. Sie kannte nicht eine umherstreifende und nach Außen bewegliche Existenz. Sie kannte nur Rom und Florenz und Florenz und Rom — und den Weg, der gleichsam die Axe dieser beiden Pole ihres Lebens war, und sie hatte nicht den mindesten Wunsch, etwas Anderes kennen zu lernen, da es ja unmöglich etwas Schöneres sein konnte. Wenn auch in Pausen von etlichen Jahren — zuweilen konnte sie doch die geliebte Mutter besuchen und die lieben Erinnerungen der ersten Jugend im Häuschen am Monte Celio auffrischen und wieder einmal Kind sein und sich so

lieben lassen, wie eben nur die Mutter das Kind liebt. Jede andere Liebe in den menschlichen Verhältnissen wird mit Opfern bezahlt; die Mutterliebe nicht. Das Kind ist eben das Kind; es nimmt Opfer hin; es bringt sie nicht. Sei es, wie es wolle — die Mutter liebt es. Ach, würde es je möglich sein, von Dresden aus nach Italien zu reisen, bei beschränkten Geldmitteln die große Entfernung! — Und bitter wie die Trennung von der Heimath und von der Mutter, so war auch die von dem Vater ihrer Seele — wie sie Pater Generoso nannte. Er hatte ihren Fuß auf den Weg des Glaubens gestellt, den der geheiligte Wille festhält und der weit über der Sphäre kindlicher Gewohnheit, andächtiger Uebungen und frommer Gefühle liegt. Er war während siebzehn Jahren ihr Führer auf diesem Wege, dessen unsichtbare Dornen nur Gott kannte — und er! Die ganze Erziehung ihrer Seele für's ewige Leben hatte er mit einer Weisheit gemacht, die ihr immer himmlischer erschien, je mehr sie im Stande war, den Unterschied zu würdigen, der die Affecte von den Tugenden trennt. Diesen heiligen Freund und Rathgeber mußte sie verlassen mit der Gewißheit, ihn nie wiederzufinden und nirgends vollkommen ersetzen zu können! Pater Generoso war am Ende seiner Laufbahn; auf den Abschied von ihm folgte kein Wiedersehen hienieden. Und dies Alles mußte Colomba

opfern nicht in der ersten Jugend, wo das Weib so bereitwillig und leichten Sinnes dem geliebten Mann über Land und Meer in seine Heimath folgt, sondern zu einer Zeit, wo die elastische Tragkraft der Jugend gebrochen war und ihr die Uebersiedelung in so ganz fremde unbekannte Umgebungen grenzenlos schwer machte. Dennoch lag ihr tiefster Kummer in dem Gedanken, daß sich protestantische Einflüsse auf Horburg geltend machen könnten. Seine Seele wieder zu gewinnen für den heiligen Glauben, den sie verloren und verlassen hatte, war der Polarstern ihres Lebens, der ihr jetzt mehr als je umwölkt vorkam.

Heliade freute sich auf das Neue, das Unbekannte, das immer einen hohen Reiz für die Jugend hat, die so gern kennen und wissen mag und nicht ahnet, welche Gefahren um diesen magischen Drang schweben. Heliade war nicht umsonst die Tochter ihres Vaters, war rastlos, beweglich wie er in seiner Jugend; weil sie aber auch die Tochter ihrer Mutter war, so nahm die innere Flamme eine andere Richtung. Einsam bei ihren Eltern aufgewachsen, war Heliade bei zwölf Jahren einerseits ein vollkommenes Kind gänzlichst unberührt von Allem, was Welt ist, andererseits ernst und klug weit über ihre Jahre hinaus. Sie kannte und theilte die Sorgen ihrer Mutter um die Glaubenslosigkeit ihres Vaters. Colomba hatte dem Kinde die Wahrheit gesagt, wenn es fragte, weshalb der Vater

nichts von dem Allen thue und beobachte, was die Mutter thue und von ihr verlange. Colomba ſagte mit Thränen im Auge:

„Dein Vater theilt nicht unſern Glauben, Heliade, und weil das ein unbeſchreibliches Unglück iſt, müſſen wir ihn unbeſchreiblich lieben und Gott bitten, daß er ihm unſern Glauben ſchenke.“

„Das wollen wir thun!“ ſagte die energiſche Heliade, damals ein Kind von fünf Jahren, und ſo tief ſenkte ſich dies mütterliche Wort in ihre kleine Seele, daß ſie zu verſtehen ſchien, wie die Liebe mit ihren heiligen Waffen berufen iſt, das zu beſiegen, was der Gnade Widerſtand leiſtet.

Als ſie älter wurde, tröſtete ſie oftmals Colomba und ermuthigte ſie, wenn dieſe Anwandlungen von Verzagtheit über Horburgs Seelenzuſtand hatte. Ihre Tröſtungen entſprangen nicht aus der oberflächlichen Sorgloſigkeit um himmliſche Dinge, welche der Kindheit eigen iſt und allzuoft von ihr in's ſpätere Leben übertragen wird; — ſie hatten ihren Grund in dem unerſchütterlichen Vertrauen, das aus einer feurigen Liebe entſpringt. Oftmals zitterte Colomba, wenn ſie die außerordentliche Liebeskraft in Heliadens Herz wahrnahm, denn wenn ſie ſich nicht auf einen Gegenſtand wendete, der ihrer werth war — welchem Schickſal ging dann ihr Kind, ihr einziges, entgegen! ... beſonders dann, wenn es etwa die Mutter früh

verlieren und allein neben dem glaubenslosen Vater bleiben sollte! In Italien hätte Heliade für diesen Fall ihre Großmutter in der Nähe gehabt — aber in Deutschland fehlte ihr jede Stütze! — So büßte Colomba für den Leichtsinn ihrer Jugend durch ein Leben voll bitterer Sorge und tiefen Kummer. Aber sie nahm willig diesen Schleifstein ihrer Seele an, weil er sie übte in der vollkommnen Liebe, die kreuzbeladen dem Gekreuzigten folgt. Horburg hatte auch seine bittern Sorgen, ja, noch tiefere, denn im Gewissen nagte ein Wurm; da er aber das Geheimniß des Kreuzes verachtete, so spürte er nur Druck und Last — doch nicht den läuternden Segen des heiligen Schleifsteins. Darum standen Beide in ihrem innersten Wesen von einander getrennt. Das war die Nemesis! sie hatten sich gegen den Willen Gottes und gegen den Willen der Eltern verbinden wollen; — sie hatten sich verbunden in Frevel und Leichtsinn; — jetzt waren sie verbunden .... und Sternenweiten trennten Seele von Seele! Colomba hatte den Glauben bewahrt und richtete sich von ihrem Sturz wieder auf am Kreuz; Horburg hatte den Glauben aufgegeben und gab sein Leben und Streben der Bestimmung durch äußere Verhältnisse hin, die ihn nicht aufrichteten.

In Dresden ging es durchaus nicht so, wie er gehofft hatte. Jung-Deutschland und Hegelianismus bemächtigten sich der Presse. Mit ihnen zu

gehen war für Horburg unmöglich. Jung-Deutschlands entsittlichten Liberalismus hatte er vierzig Jahre früher in Frankreich durchgemacht und erkannt, daß derselbe zur Guillotine führte und nur durch Napoleonische Despotie überwunden werden konnte. Und den Atheismus in ein System zu bringen, wie Hegel und dessen Schüler es thaten, um dann den Menschen ohne Gott in sich selbst zum Gott zu verwandeln — diese armselige Taschenspielerei konnte ihn weder blenden noch verlocken, da er ohne Philosophie und ohne System, nur seinen Leidenschaften, Neigungen und Sympathien zügellos folgend, zu demselben Resultat gekommen war. Er fand weder Beschäftigung noch Theilnahme. Die revolutionäre Strömung, die er in Italien verlassen hatte und die in Frankreich, in Belgien, in Polen herrschte und Deutschland mit einem flammenden Gürtel umgab, kam zu verschiedenen Ausbrüchen auf deutschem Boden und unterwühlte ihn. Horburg bedauerte im Herzen seine Uebersiedelung. Aber was war zu machen? Die Reise hatte so viel gekostet, daß an eine Rückreise gar nicht zu denken war, wenn sich nicht unerwartete Hülfsquellen eröffneten. Horburg schrieb, um nicht ganz unbeschäftigt zu sein, publicistische Aufsätze aus dem Italienischen und Französischen für Zeitschriften; — sie wurden aber schlecht bezahlt, wie alle Uebersetzungen. Fleißig besuchte er die Bibliothek

und ſein alter Gedanke, die Ur-Religion zu ſuchen, wurde wieder in ihm lebendig. Da er aber die orientaliſchen Sprachen nicht kannte, ſo begann er die lateiniſchen Kirchenväter zu ſtudiren und zugleich bei einem gelehrten Rabbiner hebräiſch zu lernen.

Als Colomba von dieſen Studien Kunde erhielt, bebte ihr Herz vor Freude. Es war die erſte Freude, die ihr in Deutſchland zu Theil wurde. Sie bemerkte, daß Horburg immer ernſter, ſchweigſamer, ja ſchwermüthig wurde. Seine hohe Geſtalt, die er noch immer ſtolz und aufrecht getragen hatte, beugte ſich; ſein volles dunkles Haupthaar trug freilich ſchon längſt den Reif des vorwinterlichen Lebens: jetzt trat der Winter ein und beſtreute es mit Schnee. Angſthaft ſah Colomba dieſe Veränderung: welche Seelenkämpfe riefen ſolche Erſcheinungen hervor? was war ihr Beweggrund? wo war ihr Ziel und Ende? ...: Oder machten nur die Jahre ſich geltend? Er äußerte ſich weder über ſeine Studien noch ſeine Gedanken noch ſeine Abſichten. Er ſcherzte auch nicht mehr ſo viel wie ſonſt mit Heliade und übertrug deren Unterricht meiſtentheils an Colomba.

„Du mußt Deinen Vater erheitern und zerſtreuen, Heliade!“ ſagte Colomba; „es ſcheint mir, als beſchäftige er ſich mit Büchern, die ihm einen übertrieben ernſten Eindruck machen.“

„Ich habe es auch schon bemerkt," sagte Heliade; „er ist hier ganz anders als in Florenz."

„Er hat wohl nicht Alles so gefunden, wie er es sich vorstellte. Wenn er nur nicht krank wird in diesem rauhen Winter."

„O nein!" rief Heliade tröstend, „der Winter ist nicht rauh, nur kalt .... und das gefällt mir .... der schöne weiße Schnee, das blanke Eis .... ich hoffe, das wird ihm nicht schaden! ... Aber Du hustest, Mama!" .... und sie heftete mit zärtlicher Besorgniß ihr großes, liebestrahlendes Auge auf Colomba.

Mutter und Tochter führten zusammen ein Einsiedlerleben zu Zweien. Mehr denn je waren sie auf sich selbst angewiesen und beschränkt. In Florenz hatte kein strenger Winter sie von der freien Natur abgesperrt, deren Schönheit ihnen immer neuen Genuß bot, wenn sie Arm in Arm an den Ufern des Arno wandelten. Colomba's Gesundheit ertrug schwer das ungewohnte nordische Klima; es fesselte sie dermaßen an ihre Wohnung, daß sie sich nur Sonntags zum Gottesdienst in die Stadt begeben konnte. Aber schweigend und klagelos brachte sie ihr Opfer und war nur darauf bedacht, Heliade fröhlich und heiter zu erhalten, um durch sie auf ihren Mann zurückzuwirken. Das erste gelang ihr: Heliade war fröhlich, wie die Unschuld ist — wie die Lerche im Frühling,

die sich singend zum Morgenhimmel erhebt, und je höher in den blauen Lüften schwebend, desto heller ihr Sang, der sogleich verstummt, wenn sie auf den Erdenboden zurückkehrt. Heliade war glücklich durch die zärtliche Liebe zwischen Mutter und Tochter — eine Liebe, welche durch die zarte Seelensorge um den Gatten und Vater ein eigenthümliches Gepräge von trauter Freundschaft bekam und Heliade daran gewöhnte, ihr lebhaftestes Interesse den übernatürlichen Gütern zuzuwenden. Des Vaters Ernst und Schweigsamkeit störte und drückte sie nicht; sie sah darin nur eine Aufforderung, ihn zu erheitern.

Der kleine Salon des Pavillons war das Familienzimmer, in welchem sie immer beisammen waren. Da stand ein Tisch mit Horburgs Schreibereien — und ein anderer Tisch, an welchem Colomba und Heliade lasen, schrieben, zeichneten und arbeiteten. An den Wänden hingen kleine Büchergestelle in starken Schnüren. So einfach die Einrichtung, war doch der Eindruck gemüthlich gerade durch diesen Charakter von schlichter, edler Häuslichkeit.

„Aber, lieber Papa, jetzt hast Du ganz gewiß genug studirt!“ sagte Heliade eines Abends zu Herr von Horburg, indem sie leise aufstand, den Arm um seinen Nacken und die Hand auf das Buch legte, worin er las.

„Man studirt nie genug, liebes Kind," sagte Herr von Horburg, lehnte sich im Stuhl zurück und sah sie freundlich an.

„Nie genug für Dich, Papa! aber für mich ist es schon zu viel. Die Augen sind mir vor Schläfrigkeit so klein wie Pfefferkörner geworden."

„So gehe schlafen, mein Kind!"

„O Papa, nein! dann säße Mama ganz allein und still wer weiß wie lange da! Wenn ich hier bin, kann sie doch zuweilen mit mir sprechen . . . ganz leise und heimlich, um Dich nicht zu stören. Aber das ist doch besser, als gar nicht sprechen."

„Meinst Du?" fragte er lächelnd.

„Meinst Du nicht, Papa?" fragte sie sehr erstaunt.

„Was hast Du denn heute gelesen, Heliade?"

„Etwas, das mir die größte Freude gemacht hat, Papa! nämlich: nicht die Angelsachsen, — die Iren sind es, die zu den germanischen Völkern der Franken, der Alemannen, das Licht des Christenthums gebracht haben. Die heiligen Columban, Fridolin und Gallus waren Iren und bekehrten den Elsaß, Schwaben und die Schweiz, und das war über hundert Jahr früher, als der Angelsachse Winfried-Bonifacius die Sachsen und Hessen bekehrte.

„Und warum freut Dich das so sehr, Heliade?" fragte Herr von Horburg sanft und traurig.

„Weil die Glaubensboten aus Mama's Land in Dein Land gekommen sind," sagte sie eifrig.

„Gutes Kind!" sagte Herr von Horburg und streichelte mitleidig Heliadens zarte Wangen.

„Und St. Columban ist Mama's Schutzpatron, sie heißt ja Colomba," fuhr Heliade fort; — „und die Legende erzählt so liebliche Dinge von Columban! Wenn er in den wilden Wald ging, flohen vor ihm die Wölfe und Bären; die Vögelchen aber umflatterten ihn und sangen dazu, als ob sie froh wären, ihn zu sehen — und die scheuen Eichhörnchen kamen von den Bäumen herab, kletterten auf seine Schulter und schauten ihn vertraulich an. Die reißenden Thiere hatten Furcht vor ihm, die unschädlichen Zutrauen — da muß doch wohl etwas vom lieben Gott in ihm gewesen sein! — Das habe ich Alles heute gelesen .... deutsch gelesen und englisch aufgeschrieben! Mama sagt: Erträglich; aber noch lange nicht gut. Nicht wahr, Mama?"

Am andern Tische saß Frau von Horburg, eine Erscheinung von krankhafter Zartheit, beträchtlich jünger als der Gemahl, aber gleich ihm mit einem tieftraurigen Ausdruck, nur gemildert durch unaussprechliche Sanftmuth. Sie hatte, während Heliade sprach, ihre Handarbeit in den Schooß sinken lassen, stützte den Arm auf den Tisch und die Wange auf die Hand und blickte mit ein Paar unvergleichlich

ſchönen ſchwarzen Augen — iriſchen Augen, celtiſchen Augen, die nichts Europäiſches haben — auf ihre Tochter und deren Vater, die ſich zu einander verhielten wie die Alpenroſe neben einem Felſen. Ihr rabenſchwarzes Haar hob die Marmorbläſſe ihres Angeſichts, ihrer Hand, noch mehr hervor und ihre Augen lagen tiefer in den ſchön geſchnittenen Höhlen und ihre Schläfen waren tiefer eingeſunken, als es in ihrem Alter zu ſein pflegt. Ihre ganze Erſcheinung verrieth, daß ein Wurm heimlich an ihr nage; — war das nur Seelenſchmerz? . . . . oder der Todtenwurm?

Auf Heliadens Frage antwortete ſie nur durch ein liebreiches Lächeln. Heliade bemerkte aber, daß ihre Legende vom hl. Columban ihren Vater nicht ſehr beſchäftige, darum ſagte ſie:

„Nun mußt Du auch noch etwas Heroiſches hören, eine alte iriſche Heldenſage, Papa! — Vor grauen Jahren ſchiffte ſich eine Schaar kühner Jünglinge von den Inſeln des Weſtmeeres, die ihnen zu eng und zu klein waren, ein — um ein größeres Land zu finden. Sie machten untereinander ab: wer von ihnen zuerſt mit der Hand das fremde Land berühre — der ſolle König ſein und die übrigen Alle zu Siegen und Heldenthaten anführen. Als ſie nun ſo dahinſchifften durch die breiten ſchäumenden Wogen, ſieh! da tauchte die Küſte vom grünen Erin vor ihnen auf. Alle

jubelten und spannten die Segel straffer, und während das Schiff wie ein Delphin dahinschoß, dachte Jeder heimlich, wie er es wohl anstellen könne, zuerst das Gestade zu erreichen. Der Eine wollte es mit einem kühnen Sprung erreichen, der Andere schwimmend. So überlegten sie und kamen dem Ufer immer näher. Da trat ein Jüngling hart an den Vordertheil des Schiffes. Er legte die linke Hand auf den Rand; — in der Rechten hielt er die Streitaxt. Was will er thun? fragten Alle gespannt. Da fuhr die Streitaxt nieder und schnitt die linke Hand vom Arm ab; .... und der Jüngling ergriff mit der Rechten die Hand und warf sie mit gewaltigem Schwung hinüber an's Ufer ... und Alle frohlockten .... aber O'Bryan war König!"

„Gefällt Dir der Ehrgeiz so sehr, Heliade?" fragte Horburg.

„O Papa!" rief sie mit einem Blick leisen Vorwurfs, so sehr mißverstanden zu werden; — „nein! das Opfer gefällt mir. O'Bryan vergoß sein Blut, um König zu werden. Louis Philipp läßt ganz gemüthlich Andere ihr Blut vergießen. Das Eine ist Heldensinn und Seelengröße, das Andere ist Ehrgeiz. Mir gefällt die alte Art besser."

„Vergiß aber nicht, Heliade," sagte Colomba, daß wir Alle unter Umständen etwas Aehnliches thun und das geringere Gut für das höhere hin-

geben müſſen, und wenn es uns auch an Blut und Leben geht."

„Und wenn es uns auch an Blut und Leben geht!" wiederholte Heliade nachdrücklich und nachdenklich, um ſich die Worte feſt in's Gedächtniß zu prägen.

Horburg legte die Hand über die Augen und tiefe Stille herrſchte im Zimmer.

Schloß Traun.

Es waren einige Jahre vergangen, ohne in der vom Glück so begünstigten Familie Gorm irgend ein widriges Ereigniß zu bringen. Peregrin war nahe daran, seine Studien zu vollenden, die er auf des Vaters Wunsch und eigenen Antrieb so gründlich machte, als ob sie ihm zum Broderwerb verhelfen sollten. Sein jüngerer Bruder Alarich, geistig minder begabt als Peregrin, aber ein liebenswürdiges, biegsames Naturell, war im Beginn seiner Universitätsjahre — und die Ferien sollten beide Brüder nach Schloß Traun führen, wo die Eltern den größten Theil des Jahres zubrachten. Es war ein großartiger Herrensitz mit all dem Luxus und Comfort eingerichtet, welchen diejenigen Schlösser zu haben pflegen, die seit Jahrhunderten im Besitz einer reichen Familie und deren Lieblingsaufenthalt sind. Es lag unfern der böhmischen Grenze in freundlicher Gegend. In der Nähe war der [illegible]

Ciſtercienſer-Abtei — in der Ferne der blaue Höhenzug des ſchleſiſchen Gebirges, ein Punkt, der den Blick anzog und feſſelte. Dieſe Magie haben nun einmal die Berge.

Graf Gorm war ſehr gaſtfrei. Er hatte gern viel Beſuch und machte ſeinen Gäſten den Aufenthalt ſehr angenehm. Die Gräfin, mochte in dieſer Beziehung ihr Geſchmack ein anderer ſein, ging viel zu ſehr auf den ſeinen ein, um nicht in liebenswürdigſter Weiſe die Pflichten der Hausfrau zu erfüllen. Aber gewiſſe Stunden — und nicht eben wenige — behielt ſie für ſich, um ſie mit ihren Geſchäften und nach ihren Neigungen auszufüllen — und zu den letzteren gehörte weſentlich eine ſtille trauliche Frühſtückſtunde mit ihrem Mann.

So ſaßen denn auch jetzt Beide im Cabinet der Gräfin am Theetiſch. Es war ein herrlicher Auguſtmorgen. Die breite Fenſterthür öffnete ſich auf eine kleine Terraſſe, die in einen Blumenkorb verwandelt und mit einer Marquiſe überſpannt war. Die friſche Morgenluft ſtreifte die Blumen und trug ihren Arom in das Cabinet, welches durch das gedämpfte Sonnenlicht ungemein traulich ausſah. Zuweilen verirrte ſich ein Schmetterling oder ein Bienchen hinein und die Papageien, die mit einer Kette am Fuß in großen Ringen zwiſchen den Blumen der Terraſſe ſich ſchaukelten, blickten ihnen mit neugieriger Wendung des Kopfes und mit metalliſch glänzenden, ſeelenloſen Augen nach.

Die heitere Umgebung paßte in diesem Augenblick keineswegs zu der Stimmung, worin Graf und Gräfin Gorm sich befanden. Auf seiner Stirn lag eine Wolke von Unmuth; auf der ihren von tiefer Niedergeschlagenheit. Sie spielte mit dem Theelöffel in ihrer Tasse und führte ihn an ihre Lippen; aber das Herz war ihr zusammengeschnürt und die Nerven bebten: sie konnte nichts genießen,

„Lucia," sagte der Graf endlich in dem liebevollen Ton, den er immer ihr gegenüber hatte; — „sei nicht traurig und zürne mir nicht. Ich kann Deinen Wunsch unmöglich erfüllen. Schloß Traun gehört dem ältesten Sohne, so lange es im Gorm'schen Besitz ist. Die jüngeren Söhne werden in keiner Weise verkürzt, da das Allodialvermögen groß ist. Du bist sogar entschlossen, Dein Vermögen ganz und gar Alarich zuzuwenden: wie kannst Du mir zumuthen, daß ich Deiner Vorliebe für Alarich Gehör geben und Peregrin so tief kränken soll, daß ich von dem alten Gebrauch abgehe!"

„Peregrin wird sich hier nie glücklich fühlen und Alarich sehr!" rief die Gräfin.

„Das ist eine ganz willkührliche Annahme," entgegnete der Graf. „Alarich ist gern hier — aus einer gewissen Gemüthlichkeit und Hinneigung zu dem Comfort. Das ist aber noch keine Bürgschaft für späteres Glück. Ich bin hingegen geneigt zu glauben,

daß Peregrin in späteren Jahren, vermöge seiner größeren Thätigkeit, mehr Interesse für das Landleben entwickeln werde; und von dieser thätigen Theilnahme hängt ein großer Theil unserer Zufriedenheit ab."

Die Gräfin schwieg. Ihre Bitten waren erschöpft, ihre Gründe nicht stichhaltig — denn der erste wie der letzte war eine Umschreibung ihrer Vorliebe für den jüngeren Sohn. Dem Grafen that es weh, sie zu betrüben; allein er hatte sich vorgenommen, unerbittlich in diesem Punkt zu sein, weil seine Nachgiebigkeit eine Ungerechtigkeit gegen Peregrin gewesen wäre. Das machte ihn stark wider die Bestürmung, mit welcher Lucia ihn seit Jahren von Zeit zu Zeit heimsuchte. Im Durchschnitt erliegen von hundert vernünftigen Männern neunundneunzig der unerhörten Zähigkeit, mit welcher Frauen oft die allerunvernünftigsten Bitten standhaft wiederholen.

„Wie gefällt Dir die kleine Lydia Hohenfels?" fragte Graf Gorm, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Lucia ermannte sich, fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle sie trübe Gedanken und jede Spur von Niedergeschlagenheit verscheuchen und sagte:

„Sehr gut! man kann sie zu einer vornehmen Frau bilden .... ich meine zu einer solchen, die

nicht die Allüren einer verwöhnten hochmüthigen Theaterprinzessin oder einer geldstolzen Jüdin hat. Sie ist klug und taktvoll, bescheiden und freundlich in ihrem Benehmen."

„Das alte bekannte Wort „Noblesse oblige" wird gewöhnlich nur in Bezug auf die Männerwelt angeführt," sagte der Graf. „Wir sollen die Tugenden, die Beispiele, die Verpflichtungen üben, zu denen eine höhere Stellung und der Einfluß, der in weiteren Kreisen von ihr ausgeht, uns hinweist, ja hindrängt .... und gewiß bin ich der Letzte, der eine solche Pflicht verleugnen möchte. Allein ich glaube, daß auch der vornehmen Frauenwelt der Gedanke „Noblesse oblige" recht sehr abhanden gekommen ist. Die Frauen vergessen allzusehr, daß sie es sind, die in der Gesellschaft den Ton angeben und beherrschen sollen. Dazu gehört aber eine gewisse Selbstbeherrschung und sie finden es bequemer, sich nach Launen des Augenblicks in frivolster Oberflächlichkeit zu bewegen. Aber die Frivolität der Frauen macht die Männer unerträglich gemein, so daß sie allmälig in ihrem Benehmen gegenüber einer vornehmen Frau und einer Tänzerin kaum einen Unterschied zu machen wissen."

„Du hast ganz Recht!" entgegnete Lucia; — „Niemand will sich heutzutage den geringsten Zwang anlegen — weder in der großen allgemeinen Gesell-

schaft, noch in ihren Unterabtheilungen; und wer es in dieser Zwanglosigkeit am Weitesten bringt und durch Insolenz Andere verblüfft, wird am liebenswürdigsten gefunden. Zu solchen Allüren hat aber Lydia weder Neigung noch Anlage."

„Du beobachtetest sie genau?" sagte der Graf lächelnd.

„Man beginnt alt zu werden und sich nach einer Schwiegertochter umzuschauen," entgegnete Lucia.

„Den Vordersatz streiche ich unbedingt!" rief der Graf; „dem Nachsatz stimme ich bei .... obschon ich glaube, daß Peregrin dies Geschäft selbst übernehmen wird."

„Peregrin?" fragte die Gräfin gedehnt.

„Du wirst doch nicht für Alarich schon auf die Brautschau gehen!" erwiderte der Graf mit einem Anflug von Unmuth.

„Warum nicht?" entgegnete Lucia schnell gefaßt; „Du bist ja so gut wie ich der Meinung, daß Peregrin uns dieser Sorge entheben werde."

„Auf jeden Fall ist es gut, wenn er jetzt hier bei uns junge angenehme Personen kennen lernt," versetzte Graf Gorm, „damit er sich mit dem Gedanken vertraut mache, keine exotische Pflanze in unsern heimischen Boden zu versetzen."

„Ich kann mir Peregrin gar nicht als Ehemann vorstellen!" sagte Lucia.

„Das geht allen Müttern ſo!“ rief der Graf lachend. „Ueberdas iſt er erſt dreiundzwanzig Jahre alt .... und das iſt offenbar zu jung für einen Ehemann. Wie alt mag Lydia ſein?“

„Kaum achtzehn Jahre .... aber ich rathe Dir, lieber Alarich, Dich nicht allzu großer Hoffnung in Beziehung auf Lydia und Peregrin hinzugeben,“ erwiderte Lucia.

„Wie? biſt Du Lydia's Vertraute?“ fragte er überraſcht.

„Das nicht .... nein, durchaus nicht! .... aber .... ich kenne Peregrin.“

„Nun, in den nächſten Tagen kommt er .... dann wollen wir ihn beobachten!“ ſagte der Graf und ſtand vom Frühſtückstiſch auf. „Haſt Du Pläne für heute?“ ſetzte er hinzu.

„Einen Spazierritt mit Lydia .... ſonſt nichts — und auch den erſt ſpäter. Jetzt will ich an Juſtine ſchreiben.“

„Wie geht es ihr?“ fragte Graf Gorm theilnehmend.

„Leider nimmt ihre Augenſchwäche zu.“

„Die Aermſte!“ rief er; „was ſoll aus ihr werden, wenn ſie nicht mehr im Stande iſt, ſich zu beſchäftigen und dennoch ihr zurückgezogenes Leben nicht aufgeben will. Lade ſie doch recht dringend ein, jetzt herzukommen, gerade jetzt, Lucia, wenn die Kinder hier ſind! das wird ſie zerſtreuen und unterhalten.“

„Mein guter Alarich," ſagte die Gräfin gerührt, „Du biſt der beſte und liebenswürdigſte Mann, den ich kenne."

„O mache mich nur nicht eitel!" rief er, küßte liebreich ihre ſchöne Stirn und verließ das Cabinet.

Lucia blieb allein mit ihren Gedanken. Lydia muß Alarichs Frau werden — ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Die reichſte Partie des Landes darf ihm nicht entgehen .... Nur iſt er gar jung, nicht zwei Jahre älter als ſie! ... Faßt ſie keine entſchiedene Neigung für ihn, ſo könnte ſie leicht einem anderen Bewerber Gehör geben, bevor Alarich ſeine Studien vollendete. Und wenn Peregrin dieſer Bewerber würde? ... Nein! das glaub' ich nimmermehr ... ſie paſſen nicht zuſammen .... und ich könnte ihm vielleicht ſagen, daß er meinen Plan für ſeinen Bruder nicht durchkreuzen dürfe. Daran ließe ſich vielleicht auch Schloß Traun knüpfen! .... O Gott .... — wenn das Alles nur nicht genau das Gegentheil von dem wäre, was Gorm wünſcht! —

Sie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und lehnte ſich im Sopha zurück, als ſei ſie müde, ihren Gedankengang zu verfolgen oder erdrückt von deſſen Wucht. So ſaß ſie lange und regungslos da. Mitten in dem Glanz, der ſie umgab, von Tauſenden bewundert, von Tauſenden beneidet, gewiegt vom Glück, getragen von Liebe — war ihr Herz zer-

malmt . . . . und Niemand durfte es wiſſen. Endlich raffte ſie ſich auf und ſeufzte:

„Er hatte Recht . . . . wäre ich Ihm gefolgt, ſo wäre ich die glücklichſte Frau auf Erden!“ — —

Sie ſchrieb ihrer Schweſter und einige andere Briefe. Dann ließ ſie Lydia benachrichtigen, daß die Pferde geſattelt würden, ging in ihr Toilettenzimmer, um ihr Reitkleid anzulegen, und fand, als ſie damit fertig war, Lydia ſchon ganz bereit im Salon. Lucia's Auge ruhte mit mütterlichem Wohlgefallen auf dem ſchönen Mädchen, deſſen Sylphiden-Geſtalt durch den langen dunkeln Reitanzug noch größer und ſchlanker erſchien.

„Ich entführe Dich Deiner Mutter, liebe Lydia; . . . . zürnt ſie nicht?“ fragte die Gräfin liebreich.

„Nie . . . . wenn es mir Freude macht!“ rief Lydia.

„Dann biſt du wohl, was man ein verzogenes Kind nennt?“ fragte Lucia neckend.

„Ich glaube . . . ja!“ entgegnete Lydia leicht erröthend. „Seit dem Tode meines Vaters hat meine gute Mutter ihre ganze Liebe auf mich übertragen — und ich bin wohl ſehr verwöhnt . . . in allen Dingen.“

Ein Diener meldete die Reitpferde und ſie ritten von dannen. Nach einiger Zeit ſagte die Gräfin:

„Es wird hier munterer werden, wenn meine Söhne kommen. Jetzt bist Du ganz allein unter einem halben Dutzend alter Leute, meine arme Lydia. Du thust mir leid.“

„Nicht doch, gnädige Gräfin,“ entgegnete Lydia lebhaft; „ich gehe gern mit älteren Personen um.“

„Erinnerst Du Dich noch meiner Söhne?“

„Des älteren sehr gut! des jüngeren kaum.“

„Und auch das aus Vorliebe für ältere Leute?“ fragte die Gräfin Lydia fixirend.

„Diesmal nicht!“ entgegnete Lydia, indem sie mit eigenthümlich stolzer Bewegung ihren schönen Kopf hob — und dann schwieg.

„Du machst mich neugierig, Lydia!“ sagte die Gräfin.

Lydia fühlte, daß sie dieser indirecten Frage Antwort geben müsse und die Gräfin fühlte, daß sie es widerstrebend thue. Lydia sagte:

„Es sind schon einige Jahre seitdem vergangen .... da schickte meine Mutter einmal ihre Haushälterin zu einem armen alten Mann, der das Bein gebrochen hatte. Um einer dahinsausenden Schlittenpartie auszuweichen, that er den bösen Fall. Ich weiß nicht wie es kam .... aber ich bat die Haushälterin so lange, bis sie mich mitnahm — heimlich. Denn meine Mutter ist unaussprechlich gut und wohlthätig — doch sie erlaubt mir nicht zu armen

Leuten zu gehen. Als wir in das enge, dumpfe, heiße Stübchen des alten Mannes traten, fanden wir an ſeinem Bett ſitzend ſeine ebenſo alte Frau .... und Ihren älteſten Sohn, gnädige Gräfin — und das iſt mir unvergeßlich geblieben! beſonders deshalb .... weil er da ſaß. Wir ſetzten uns nicht; die Haushälterin ſagte, wir hätten keine Zeit dazu. Ihr Sohn hatte Zeit dazu .... er nahm ſie ſich! Er ſaß ganz traulich da und hörte die Klagen des alten Mannes freundlich an. Da ich etwas Aehnliches nie geſehen noch gehört hatte, und da ich es auch ſeitdem nie wieder ſah noch hörte: ſo iſt das ein unauslöſchlicher Eindruck."

„Ja, er hat ein goldenes Herz .... der Peregrin!" ſagte die Gräfin mit lebhafter Zufriedenheit; — „und wenn ich es in dieſem kleinen Zug erkenne: ſo erkenne ich zugleich, liebe Lydia, wie zart das Verſtändniß des Deinigen iſt."

Lydia, halb dankbar und halb verlegen, neigte ſich ein wenig gegen die Gräfin — und beide Damen ſetzten ihre Pferde in ſchnellere Bewegung.

Als ſie nach einigen Stunden heimkehrten, eilten ihnen zwei junge Männer am Schloßportal entgegen und Peregrin und Alarich hoben frohlockend die Gräfin vom Pferde und führten ſie in den Salon, wo die übrige Geſellſchaft beiſammen war. Lydia folgte ihnen und ſetzte ſich ſtill hinter einen großen,

mit Büchern und Albums bedeckten Tisch, von wo sie die beiden Brüder mit einiger Neugier beobachten konnte. Mit weiblichem Instinkt ahnte sie, daß man auf beiden Seiten Pläne habe und daß die Anwesenheit ihrer Mutter in Schloß Traun gerade in diesem Augenblick wohl nicht zufällig sei. Lydia wußte, daß sie schön und reich sei. Sie war sehr wohl erzogen und sehr bescheiden, aber das wußte sie doch, denn sie hatte bereits einen Winter in der Welt gelebt. Sie war fest entschlossen, sich nur nach ihrer Neigung zu verheirathen — wobei sie mit Zuversicht auf die Zustimmung ihrer Mutter rechnete — daher konnte sie sich einer gewissen beobachtenden Spannung nicht erwehren.

Alarich fiel ihr zuerst auf. Er hatte frappant schöne Züge, fein, regelmäßig und edel, eine große, schlanke Gestalt und eine leichte Anmuth in Haltung und Bewegung, die ihn als den Sohn seiner Mutter kennzeichnete. Auch sein Ausdruck war sehr angenehm, verständig und freundlich. Es war unmöglich, ihn nicht sogleich als eine wohlthuende Erscheinung in einem Salon zu bemerken. War das aber geschehen, so war man zufrieden und er verschwand neben Peregrin.

Peregrin fiel nicht auf wegen seiner Schönheit, sondern wegen des ungemein geistigen Ausdrucks, der seine ganze Erscheinung von Innen heraus illu-

minirte. Obſchon die allzu große Lebhaftigkeit ſeiner früheren Jahre etwas gedämpft und ſein Weſen ruhiger geworden war, ſo bemerkte man doch leicht, daß dieſe Ruhe aus ſeinem Willen hervorging, nicht aus ſeiner Natur — wie das bei Alarich der Fall war. Darum war auch Alarich, obgleich drei Jahre jünger, ihm überlegen in einer gewiſſen vornehmen Haltung. Doch darauf beſchränkte ſich ſeine Ueberlegenheit. Der Eine gefiel immer und überall. Der Andere gefiel vielleicht nicht immer — aber wenn er gefiel, ſo feſſelte er auch. Die Gäſte ſeiner Eltern waren ihm lauter Bekannte, die er freudig begrüßte; am freudigſten ſeinen alten Gönner, den General. Gräfin Hohenfels kannte er am wenigſten, weil ſie ein Paar Jahre nach dem Tode ihres Mannes in großer Zurückgezogenheit gelebt hatte. Sein Benehmen gegen ſie war äußerſt höflich, aber zurückhaltend — und noch mehr gegen Lydia. Seine Mutter bemerkte dies ſogleich, heimlich froh, daß ſie richtig prophezeiht habe.

Das Leben auf Schloß Traun ging ſeinen angenehmen Gang fort. Die glücklichen Familienverhältniſſe theilten ſich auch der Geſelligkeit mit und verbreiteten eine allgemeine zufriedene Stimmung. Man that und trieb zwar ganz gewöhnliche Dinge, die man überall auf dem Lande zu thun und zu treiben pflegt, aber man that es mit Vergnügen:

man fuhr und ritt spazieren, man ging auf die Jagd, man spielte Billard, man las Zeitungen, man politisirte und disputirte — zuweilen machte man Musik. Gräfin Hohenfels war eine ausgezeichnete Clavierspielerin, und wenn Peregrin mit seiner Violine erschien, so jubelten Alle. Am wenigsten froh, innerlich, war Lydia. Gräfin Horm beobachtete sie und freute sich dessen, denn sie brachte es in Zusammenhang mit Peregrin's kühler Höflichkeit — und irrte nicht.

Es war beschlossen, daß Peregrin jetzt eine größere Reise antreten solle. Er hatte schon in den Universitätsferien theils mit seinen Eltern, theils mit Freunden nähere Reisen gemacht, er kannte London und Paris, die Schweiz und Oberitalien; aber das genügte ihm nicht. Er wollte in den Orient, der damals noch nicht so offen und leicht erreichbar wie jetzt, aber eben deshalb um desto anziehender war. Wenigstens behauptete Peregrin, die europäischen Spazierfahrten hätten eine so alltägliche Physiognomie, daß sie jeden Gedanken an Abenteuer oder Entdeckungen unmöglich machten. Studiren könne man auf Reisen in Europa, Land und Leute, Kunst und Wissenschaft, bürgerliche und politische Institutionen; — und das werde er mit der Zeit auch thun; doch jetzt habe er seit circa zehn Jahren dermaßen studirt, daß er ein Jahr des Vagabundenthums in Anspruch nehme.

„Ich ſtelle mir den Orient ungemein melancholiſch vor," ſagte der General, der als Pole und frommer Katholik den Verfall des Chriſtenthums im Auge hatte.

„Und ich denke ihn mir kindlich träumeriſch," ſagte Peregrin, — „mit ſeinen Nomadenvölkern und ſeinem Hirtenleben."

„Nein, lieber Peregrin!" rief der General, „wenn der Orient träumt, ſo iſt es von ſeiner Vergangenheit .... der großen, herrlichen Vergangenheit, als „der Stern aus Jacob," den der Prophet verkündigt hatte, mit ſeinem wunderbaren Licht aufging. Aber jetzt ſind dieſe Stralen erloſchen — und ich fürchte ſehr, daß Sie unter der Herrſchaft des Türken eher greiſenhaft kindiſche, als friſche jugendliche Zuſtände finden werden."

„Ja," ſagte Peregrin, „Schlaftrunkenheit iſt überall, wo keine großen Ideen herrſchen und Rauſch überall, wo ſie verzerrt und gefälſcht werden. Das Letztere geſchieht in Europa. Ich muß mich überzeugen, ob Erſteres im Orient ſtatt findet."

„Nebenbei wirſt Du hoffentlich daran denken, mir aus dem Bazar von Damascus einen perſiſchen Schawl mitzubringen," ſagte Gräfin Gorm.

„Und mir eine damascener Klinge als Hirſchfänger," ſagte Alarich, der eifrige Jäger.

„Ich bitte um einen arabiſchen Hengſt!" ſagte der Graf lachend.

„Und ich hätte gar gern ein kleines Geschmeide aus einem Mumiengrabe," bat Gräfin Hohenfels.

„Nun, Herr General, geben Sie mir keinen Auftrag?" rief Peregrin scherzend.

„Doch! — und zwar ein wenig Erde vom heiligen Grabe."

„Hat Comtesse Lydia nichts zu befehlen?" fragte Peregrin.

„Wenn Sie das bekommen können, was ich wünsche."

„Es wird doch nicht die Pyramide des Cheops sein!" rief Peregrin munter.

„Es ist ein Talisman," sagte Lydia.

„Entspringt der Wunsch aus Aberglaube oder Neugier?" fragte Graf Gorm.

„Ich habe gelesen, die Orientalen trügen kleine Goldplättchen, in welche geheimnißvolle Schrift gegraben sei — der Name Allah's, glaube ich ... und ein solcher Talisman bewahre sie vor Unheil. Den hätte ich gern."

„Aber, liebes Kind," sagte Gräfin Hohenfels, das ist ja baarer Aberglaube.

„Gleichviel, Mama!" entgegnete Lydia; ich hätte nun einmal gern so einen glückbringenden Talisman."

„Und wenn er kein Glück bringt?" fragte der General.

„Wie ich mich dann mit ihm benehmen würde, weiß ich nicht," erwiderte Lydia munter. „Vor der Hand lockt mich der Zauber."

„Man erzählt von der Königin Cleopatra," sagte Alarich unbefangen, „sie habe einen Talisman besessen, welcher bewirkte, daß Niemand sie vergessen konnte, der sie einmal gesehen hatte."

„O," rief Peregrin lebhaft, „der Zauber ist unabhängig von jedem Talisman, lieber Alarich. Seien Sie versichert, Comtesse Lydia, ich werde mir alle Mühe geben, so ein geheimnißvolles Goldplättchen für Sie aufzufinden."

Einige Tage später reiste Gräfin Hohenfels mit Lydia ab und Lucia sagte triumphirend zu Graf Gorm:

„Aus dem Heirathsproject wird nichts!"

„Vielleicht später," entgegnete der Graf. „Peregrin ist jetzt so erfüllt von seinem Reiseproject, daß er an nichts Anderes denkt."

Darin irrte der gute Graf ganz außerordentlich und Peregrin selbst klärte ihn darüber auf. Beide Brüder pflegten mit den Eltern im Cabinet der Gräfin zu frühstücken. Eines Morgens war Peregrin mit ihnen allein und Alarich auf der Jagd. Peregrin ergriff die Hand der Gräfin, küßte sie zärtlich und fragte:

„Hast Du wohl je an die Möglichkeit gedacht,

liebe Mutter, daß ein weibliches Wesen, außer Dir, das Herz des wilden Peregrin fesseln könne?"

„In Zukunft — ja! . . . In der Gegenwart — nein! Du bist noch zu unruhig, Peregrin."

„Du hast Recht . . . . es ist eine ungebändigte — oder wenigstens nur äußerlich gebändigte Unruhe in mir, die daher kommt, daß ich gern die Welt aus ihren alten Angeln heben möchte — was nicht gut thunlich ist. Aber dies betrifft nur einen Lebenskreis meines Wesens. Es gibt einen andern . . . . und da bin ich ruhig."

„Wie!" rief die Gräfin, „Du hättest Dich gebunden!"

„Das ist verkehrt, Peregrin!" sagte der Graf unmuthig. „Verlobungen auf der Universität gehen äußerst selten in glückliche Ehen über, denn sie werden von beiden Theilen mit einer allzu starken Dosis Leichtsinn geschlossen."

„Ich bin nicht verlobt und nicht gebunden," entgegnete Peregrin sanft, „denn ich würde nie einen solchen Schritt ohne die Einwilligung meiner Eltern thun. Von einem oberflächlichen, leichtsinnigen Liebesverhältniß ist noch viel weniger die Rede — wohl aber von einer ernsten Liebe."

„Und zu wem? . . . Wer ist sie? . . . Kennen wir sie?" fragten die Eltern.

„Ihr kennt sie nicht . . . und die Welt kennt sie nicht“ . . .

„Peregrin, nur nicht etwa so ein unbekanntes, göttliches Bauermädchen . . . . das verbitte ich mir als Schwiegertochter!“ unterbrach ihn der Graf sehr lebhaft und besorgt.

„Wie schön das ist, so ungekannt von der Welt — und dabei eine Heliade zu sein!“ sagte Peregrin. „Nein, lieber Vater, beruhige Dich: sie ist uns ebenbürtig, sie hat aber kein Vermögen.“

„Das ist Nebensache!“ rief der Graf zufrieden.

„Vor fünf Jahren in Dresden sah ich sie zuerst und sie war damals ein Kind. Da sie aber für mich jenen Talisman der Cleopatra besaß, von welchem mein Bruder neulich sprach, so vergaß ich sie nie, obschon ich sie äußerst selten sah und — mit Ausnahme der letzten Zeit — auch niemals sprach; und weil etwas unbeschreiblich Himmlisches in ihr ist, wurde sie der geliebte Schutzgeist meiner Jugend.“

„Und liebt sie Dich?“ fragte die Gräfin gerührt.

„Das kann nicht wohl anders sein — obwohl ich zuweilen dies Glück so groß finde, daß ich es bezweifle. Gefragt hab' ich sie nie.“

„Also noch ganz im Aether?“ sagte der Graf.

„Nein!“ rief Peregrin, „ganz im Herzen. Aber jetzt, nachdem ich mit Euch gesprochen und Eure Einwilligung habe, jetzt will auch ich sprechen —

oder eigentlich — sie. An ihr ist die Entscheidung. Meine Reise wird nicht dadurch gestört werden. Nur die Ungewißheit würde mich stören."

„Aber wer ist sie, Peregrin!" rief die Gräfin ungeduldig.

„Und wenn ich Dir nun ihren Namen nenne, Heliade von Horburg — was weißt Du denn von ihr, liebste Mutter?"

„Beschreibe sie uns," sagte die Gräfin theilnehmend.

„Das kann ich nicht," entgegnete Peregrin und legte die Hand über die Augen. „Als ich ein Kind war, hörte ich Dich zuweilen eine wunderliebliche Melodie singen, dessen Worte ich damals nicht verstand, die mir aber mit der Melodie im Ohr geblieben sind: „„Namen nennen Dich nicht! Dich bilden Griffel und Pinsel — Sterblicher Künstler, nicht nach."" Das paßt auf Heliade."

„Bist Du ein Schwärmer geworden, Peregrin?" sagte der Graf liebevoll; denn ihn freute des Sohnes zartes inneres Glück — das schönste, das im Kreise der jugendlichen Empfindungen existirt. Wohlverstanden, nur der Empfindungen! also nicht in der höchsten Sphäre des innern Menschen.

„Nenne das nicht Schwärmerei," antwortete Peregrin bittend. „Ich habe, so lange ich denken kann und meiner selbst bewußt bin, ein Etwas vor meinem

inneren Auge gehabt, eine Idee, ein Ideal, das zugleich in mir und außer mir lebte — und die damit naturgemäß verknüpfte Sehnsucht, dies Ideal außerhalb meines Wesens zu finden und innerhalb desſelben zu verwirklichen. Heliade iſt dies menſchgewordene Ideal: — was ſie iſt, will ich werden. Du ſiehſt alſo, daß es keine Schwärmerei, keine Gefühlsübertreibung iſt, beſter Vater! Es iſt zwar die intenſivſte aller Empfindungen .... aber verbunden mit einem gewiſſen Licht der Erkenntniß und Thatkraft des Willens. Ich bin nicht bloß für Heliade begeiſtert, ſondern ſie begeiſtert mich für Alles, was gut und ſchön und wahr iſt."

„Mein guter Sohn, möge dieſe wunderbare Heliade nicht nur den Talisman beſitzen, der Dich begeiſtert, wohl aber auch den, der Dich dauernd beglückt," — ſagte Graf Gorm. „Deine Mutter und ich werden ſie mit Freuden Tochter nennen, wenn ſie, wie Du ſagſt, einen edlen, fleckenloſen Namen trägt. Ich begreife, daß Du eine Entſcheidung wünſcheſt: alſo ſuche ſie nach. Aber ich wünſche, daß Deine Reiſe weder aufgeſchoben noch abgekürzt werde, da Du vorausſichtlich auf Jahre hinaus nicht über ſo viel freie Zeit wirſt verfügen können, wie eben jetzt vor Deinem Eintritt in den Staatsdienſt."

„Wäre es nicht vernünftiger, Deine Begeiſterung etwas auf die Probe zu ſtellen, Peregrin, und mit

Deiner Bewerbung um dieſe wunderſame Heliade zu warten bis nach Deiner Rückkehr?“ wendete die Gräfin ein.

„O, es iſt unerhört, daß die Mutter ſtrenger ſei, als der Vater!“ rief Peregrin und kniete neben der Gräfin nieder. „Das iſt vernünftig, was mir Ruhe gibt. Bin ich gewiß, daß Heliade mir unverlierbar iſt, ſo reiſe ich getroſt ein Jahr . . . . auch zwei — wenn Ihr es wünſcht. Muß ich aber bis zu meiner Rückkehr auf Heliadens Entſcheidung über meine Zukunft warten: ſo werde ich unwillkürlich ſuchen, meine Reiſe ſo viel wie möglich abzukürzen.“

„Das iſt begreiflich!“ ſagte der Graf; — „nein, Lucia, laß ihn gehen und möge er ſich die Gewißheit ſeines Glückes verſchaffen.“ — —

Peregrin traf alle Anſtalten zu ſeiner Reiſe in den Orient. Dazu gehörte auch ein Beſuch bei der Tante Juſtine in Tannhof. Es beſtand keine Sympathie zwiſchen ihr und ihren Neffen — am wenigſten zwiſchen ihr und Peregrin. Ihr trockenes Weſen und ihr erfrorenes Herz befähigten ſie nicht zum Umgang mit der beweglichen warmherzigen Jugend — und da Peregrin beides im hohen Grade war, ſo war auch die Kluft zwiſchen ihm und ihr beſonders tief. Wegen des unruhigen und ſtürmiſchen Weſens ſeiner früheren Jahre und eingedenk der verſchiedenen Taſſen und Teller, welche ſein Beſuch

ihr zu kosten pflegte, nannte sie ihn nie anders als den „Sausewind.“ Freilich hatte sich Peregrin in diesem Punkt außerordentlich gebessert, allein ihr blieb eine unvertilgbare Erinnerung an seine früheren Unthaten — und wäre es nicht eine Verletzung des schuldigen Respects von seiner Seite gewesen, so hätte sie sich leicht getröstet, wenn er nicht nach Tannhof gekommen wäre — besonders jetzt, da ihr sinkendes Augenlicht nicht mehr die frühere scharfe Beobachtung von Allem, was in ihrem Hause geschah und nicht geschah, zuließ.

„Ich denke immer an das Märchen von der verzauberten Prinzessin, die mit sammt ihrer ganzen Umgebung hundert Jahre schläft, wenn ich nach Tannhof komme,“ sagte Peregrin zu Alarich, als sie in den Hof einfuhren.

Alarich lachte hellauf und rief:

„Welche bewundernswürdige Phantasie, hier an Märchen zu denken, hier .... wo die dürrste Prosa zu Hause ist!“

„Nein, Alarich!“ entgegnete Peregrin, „so ein versteinertes Menschenbild, wie die Tante Justine, ist nicht Prosa — sondern Nachtseite des Lebens.“

Mit maschinenmäßiger Pünktlichkeit ging Alles auf Tannhof seinen alten Gang. Wie jene künstlichen Uhrwerke, die zu einem bestimmten Glockenschlag allerhand Figuren hervorschieben und in ver-

schiedene Bewegungen setzen, wurden die Geschäfte und Obliegenheiten von jedem Einzelnen vollzogen und die Brüder erinnerten sich nicht, je ein anderes Gesicht in Haus und Hof gesehen zu haben, als die gegenwärtigen — wobei jedoch Peregrin die Bemerkung machte, die Leute würden dermaßen dressirt und geschult, daß sie gewiß dieselben Mienen und Ausdruck — und vielleicht dieselben Züge bekämen, ohne doch dieselben Persönlichkeiten zu sein.

Das Parquet der drei großen leeren Zimmer knarrte und knisterte wie sonst, als die Brüder hinter einander — auch nach alter Gewohnheit! — auf dem grauen Leinwandstreif zum Zimmer der Tante schritten. Der alte Diener öffnete die Thür und Fräulein Justine kam ihnen entgegen — ganz wie sonst im carmeliterfarbenen Merinokleide, und nur hagerer und blasser wie sonst — übrigens unverändert. Kleine grüne Vorhänge an den untern Fensterscheiben war die einzige Veränderung in ihrem Zimmer und deutete zugleich ihr Augenleiden an. Aber sie erwähnte desselben mit keiner Sylbe. Sie wollte nicht bedauert, nicht bemitleidet sein. Sie schloß sich immer mehr von aller Theilnahme für Menschen ab, weil die Interessen für die todten Güter der Erde wuchsen. Durch den Kauf eines großen Gutes, das sie mit ihrer strengen Oeconomie selbst verwaltete, hatte sie ihr Vermögen sehr vergrößert und sie fand einen

hohen Genuß in dieſer ſteigenden Progreſſion ihrer Einkünfte.

„Nun, Herr Sauſewind," ſagte ſie zu Peregrin, „Du beabſichtigſt eine Reiſe in den Orient, wie ich höre. Das iſt ja ein formidables Unternehmen, eine ungeheure Verſchwendung von Zeit und Geld."

„Das fürchte ich nicht, liebe Tante. Reiſen bilden."

„Das iſt ſo eine hergebrachte Redensart: bilden! ja, was denn bilden? Man geht nach England und bildet den Geſchmack für Pferde- und Wettrennen — in Paris für franzöſiſche Kochkunſt und Ballet — in Italien für Gemälde und Statuen aus. Iſt das Bildung? ſind dieſe Kenntniſſe der großen Opfer an Zeit und Geld werth, die mit ihnen verbunden ſind?"

„Gewiß nicht, liebe Tante! aber ich denke nicht mit jener Oberflächlichkeit zu verfahren, die Du mit vollem Recht tadelſt. Ich möchte den Menſchen im Zuſammenhang mit der Natur und unter dem Einfluß der Geſetze, der Inſtitutionen und Sitten bei verſchiedenen Völkern kennen lernen, um die Bedingungen herauszufinden, unter denen er am glücklichſten iſt."

„Und dann?"

„Dann die Erfahrungen in Anwendung zu bringen ſuchen."

„Um dieſe Erfahrung zu machen, brauchſt Du weder Europa noch Aſien — ja nicht einmal Deutſch-

land zu durchstreifen: das lernst Du überall, wo Menschen sind. Die Bedingung ihres Glückes ist — ein friedlicher Besitz, der ihren Bedürfnissen genügt."

„Gewiß! das ist die materielle Grundlage ihrer Zufriedenheit .... doch genügt sie nicht, wenn nicht ein höheres, geistiges Prinzip sie beseelt. Allein den Fall angenommen, daß jene materielle Grundlage allgenügend wäre — wie fängt man es an, um sie der Menschheit zu geben?"

„Ah .... bist Du auch angesteckt von den Tendenzen des Socialismus!" rief Fräulein Justine empört; — „dann wird das Ende Deiner Reisen und Beobachtungen ohne Zweifel darin bestehen, daß Du Schloß Traun in ein Phalanstère verwandelst. Was sagst Du dazu, Alarich?"

„Ich sage, liebe Tante, daß Socialismus Eines — und Staatsöconomie ein Anderes ist."

„Im Prinzip — ja! aber die Staatswirthschaft sucht doch auch den Grundbesitz ungemein auszubeuten. Welche Steuerlast müssen wir Grundbesitzer nicht tragen und wir sind doch der Schwerpunkt des Staatshaushaltes. Schont man uns nicht, so kann einmal die ganze Maschine umschlagen. Nur ein Schiff, das tief geht, ist sicher im Sturm und die revolutionären Bewegungen, die in der Zeit grassiren, wie die Cholera, bringen Stürme."

„Tantchen!“ ſagte Alarich munter, „ſei doch froh über Deine großen Steuern und danke Gott dafür — denn wer nichts hat, kann nichts zahlen.“

„Das iſt ja eben das Traurige!“ rief Peregrin, „daß auch der zahlen muß!“

Fräulein Juſtine brachte das Spinnrad, an welches ſie ſich nach der erſten Begrüßung ſogleich wieder begeben hatte, in einen ſauſenden Schwung, als wolle ſie die Reden ihrer Neffen nicht hören. Indeſſen mochte es ihr doch zweckmäßig erſcheinen, Beiden einen Verweis zu geben, denn ſie mäßigte das ſchnurrende Rad und ſagte ſcharf:

„Dies Lamento über die ſogenannte Armuth des gemeinen Mannes, mein guter Peregrin, erklingt im Lager der Socialiſten und iſt der Schlachtruf, mit welchem ſie das Proletariat unter ihre Fahne und gegen den Beſitzenden führen. Ein Gentleman ſollte ſich hüten, in dies rohe Gebrüll einzuſtimmen. Der gemeine Mann iſt an eine gewiſſe Beſchränktheit ſeiner Verhältniſſe gewöhnt und fühlt ſie nur deshalb als einen Druck, weil man es ihm fort und fort wiederholt. Du ſiehſt mich ungläubig an? — Aber ich ſage Dir, ſo iſt es. Eine lange Erfahrung ſteht mir in dieſem Punkt zur Seite. Ich zähle neunundfünfzig Jahr und lebe ſeit vierzig Jahren hier auf Tannhof in unmittelbarem Verkehr mit dem gemeinen Mann. Er hat es nicht ſo ſchlimm, wie

die Socialisten behaupten, um in unsern Seckel zum Besten ihrer Theorien zu greifen."

„Jedenfalls hat er es doch beträchtlich schlimmer wie wir, trotz all unserer Steuern," sagte Peregrin.

„Natürlich!" erwiderte Fräulein Justine mit tiefer Gleichgültigkeit.

„Dann wirst Du es doch ebenfalls natürlich finden, wenn man, ohne im mindesten den ungerechten und falschen Tendenzen des Socialismus zu huldigen, den Druck des Elends, der auf ihm liegt, zu erleichtern sucht. Und dies zu thun ohne ungerechte Eingriffe in den Besitz und die Verhältnisse anderer Stände zu machen, ist eben das große sociale Problem der Zeit."

„Man wird es nicht lösen und nur das Proletariat in Gährung bringen," sagte dictatorisch Fräulein Justine — und dann zu Alarich sich wendend: „Dir aber muß ich auf Deine Bemerkung antworten, daß ich mir selbst und meiner Thätigkeit und Sparsamkeit einen großen Theil meines Besitzes — und keinem Andern verdanke."

„Beste Tante!" rief Alarich bestürzt, „ich habe nicht entfernt an eine Schmälerung Deiner Verdienste, Talente und Einsicht gedacht."

„Ganz gut, mein Kind! Du mußt Dich hüten, mit leeren Redensarten zu sprechen. — Jetzt wollen wir zu Tisch gehen und dann einen großen Spazier-

gang im Gut machen. Ich werde Euch zeigen, wie ich mich mehr und mehr arrondire und noch jüngst eine schöne und sehr einträgliche Mühle, die sogenannte Obermühle, gekauft habe."

„Ist der Müller todt .... der junge Mann?" fragte Alarich theilnehmend.

„Am Typhus gestorben," entgegnete die Tante. „Er hinterließ eine Frau und acht — sage acht! kleine Kinder, das älteste von zwölf Jahren, das jüngste von drei Wochen."

„Wie traurig!" riefen die Brüder.

„Niemand hat ein Brevet der Unsterblichkeit," bemerkte Fräulein Justine trocken; „folglich laufen diese Leute bei ihrer merkwürdigen Neigung, sich früh zu verehelichen, immer große Gefahr, eine zahlreiche, unversorgte Progenitur zu hinterlassen, aus welcher sich dann das amöne Proletariat nach und nach vermehrt."

„Warum verkaufte die Wittwe ihre Mühle?" fragte Peregrin.

„Weil ich ihr ein hübsches Sümmchen bot und sie in einiger Verlegenheit war," entgegnete Justine selbstzufrieden.

„So entsteht auch Zuwachs zum Proletariat!" rief Peregrin. „Nichts schützt so sehr dagegen, als festes Eigenthum ... und sei es noch so gering. Aber die Leute sind oft so unbesonnen und um sich

aus einer vorübergehenden Verlegenheit zu retten, die durch eine kleine Anleihe hätte beseitigt werden können, opfern sie ihre eigene Zukunft und die ihrer Kinder."

„Ich bin froh," rief Fräulein Justine lebhaft entrüstet, „daß meine alten Augen nicht mehr das Regiment sehen werden, welches Du dereinst auf Schloß Traun führen wirst. Das wird ein El-Dorado für alle Habenichtse sein .... und nur den einen Nachtheil haben, daß Deine Nachkommen in die Categorie der Junker von Habenichts verfallen. Wer Grundbesitz hat, muß ihn weise vergrößern und fort und fort vergrößern. Je breiter die Basis, desto fester der Sitz. Hat man diese Festigkeit erlangt, so kann man auch etwas für die Leute thun. Du aber scheinst damit anfangen zu wollen ... und noch dazu mit Darlehen! die ruiniren Dich ... denn Du bekommst sie nie vollständig ... nie mit allen Zinsen zurück."

„Wenn ich nicht damit anfange, so höre ich auch nicht damit auf, liebe Tante," sagte Peregrin unerschütterlich. „Jede Epoche hat ihre Lieblingsideen. Die unsere beschäftigt sich gern mit der Wohlfahrt der unteren Klassen der menschlichen Gesellschaft. Sie thut es vielfach in verkehrter Weise, braucht gefährliche Hebel, verfolgt theils einseitige Theorien, theils untergeschobene Zwecke: das Alles gebe ich zu!

„aber das Alles iſt durchaus kein Grund, um die Idee ſelbſt zu verwerfen. Im Gegentheil! es iſt ein Grund, um nach ihrer vernünftigen Verwirklichung wenigſtens annäherungsweiſe zu ſtreben .... und ich geſtehe Dir gern, daß ſie einen großen Theil meiner lebhafteſten Intereſſen für die Zukunft in Anſpruch nehmen wird, da ich ja dereinſt auf breiter Baſis des Grundbeſitzes — wie Du ſagſt — operiren kann."

„O Schloß Traun! o armes Schloß Traun!" ſeufzte Juſtine und wiegte ſorgenvoll ihr Haupt wie eine Norne in den alten Balladen, die das tragiſche Schickſal eines Hauſes im Geiſt vorherſieht und ſagt.

Zur großen Zufriedenheit der Brüder fuhr ein Wagen in den Hof und Doctor Münzner wurde gemeldet. Sie kannten ihn ſeit ihrer Kindheit und hatten ihn gern. Die Geſpräche nahmen eine andere Wendung und die Brüder ließen ihn und die Tante reden, ſo daß allzu lebhafte Gegenſätze nicht mehr erörtert wurden. Am Nachmittag führte Fräulein Juſtine ihre Gäſte vier Stunden lang ſpazieren durch Feld, Wieſe und Wald — und als ſie bei einbrechendem Abend zurückkehrten, ſchlug ſie ihnen eine Whiſtparthie vor, die natürlich angenommen wurde. Der Schluß des Abends war ein fröhlicher, denn Fräulein Juſtine gewann 2 Thaler 19 Groſchen. Doch bemerkte ſie mißbilligend, daß Peregrin zerſtreut ſpiele.

Am andern Morgen verabschiedeten sich die Brüder und Fräulein Justine entließ sie mit der gewissen Freundlichkeit, die es unbestimmt läßt, ob der Gast durch seine Ankunft oder seine Abreise die größere Freude macht. Als der Wagen mit den beiden jungen Männern vom Hof rollte, sah Fräulein Justine ihm scharfen Blickes nach und sagte dann zu Doctor Münzner.

„Hätte ich nicht den Alarich schon vor Jahren zu meinem Universalerben bestimmt, so thäte ich es heute. Peregrin ist ein socialistischer Schwärmer, voll Insolenz gegen den gesunden Menschenverstand und die reiche Erfahrung, dabei zur Verschwendung geneigt. Und der soll Schloß Traun bekommen? .... Nimmermehr, Herr Doctor."

„Es heißt, es hätten schon lebhafte Scenen zwischen der Frau Gräfin und dem Herrn Grafen Gorm über diese Frage stattgefunden," entgegnete Doctor Münzner; „allein man sagt, der Herr Graf sei unerschütterlich wie ein Felsen im Meere, gnädige Baronesse .... und zwar zu Gunsten des Grafen Peregrin, mit dem er sehr zufrieden sein — und der es auch verdienen soll."

„Kann sein, Herr Doctor! aber der und Schloß Traun? .... — Nimmermehr!"

Vivia Perpetua.

Es war ein stiller grauer Herbsttag. Die romantische Ruine des Heidelberger Schlosses in ihrer schwermüthigen Schönheit erschien noch melancholischer durch den stumpfen Farbenton, der sowohl ihre gebrochenen Mauern und Thürme, als die Bebaumung und die Vegetation des Schloßberges in trübe Einförmigkeit setzte. Auf der westlichen Terrasse saßen zwei Personen auf einer Bank. Zur Linken hatten sie die großartige und ungemein malerische Masse der Ruine; zur Rechten den einsamen runden Thurm, aus dessen dichter Epheubekleidung zwei schöne, traurige Ritterbilder in Stein gehauen hervorschauen; tief unten zu ihren Füßen die Stadt und den Neckar und die Ebene, die er durchschlängelt und an deren fernen Horizont, über den Rhein hinweg, an hellen Tagen die gewaltige Masse des Domes von Speyer aufsteigt und die Spitze des Donnersberges. Aber

die Sonne ging in dichten Wolken unter, die Ferne war verhüllt, das Nahe war reizlos; sogar der schöne, muntere Neckar sah aus wie geschmolzenes Blei.

Die beiden Personen auf der Bank schienen von dem allen gar nichts zu bemerken. Sie waren in tiefer Trauer. Aber die Trauer in ihnen war ungleich tiefer: sie trauerten um die Gattin und die Mutter. Colomba war nicht mehr bei ihnen. Seit Monaten hatte sie schon das Ziel ihrer irdischen Pilgerfahrt erreicht, aber ihrem Mann und ihrer Tochter fehlte sie, wie im ersten Augenblick ihres Abscheidens. Horburg war jetzt tief in den Sechszigen, ganz gebeugt, ganz gebrochen, ein Bild der innerlichsten Trostlosigkeit, ohne Frieden, ohne Hoffnung, ohne Kraft, ein geistiger Oedip — blind für das Göttliche im Menschenleben, im Menschenschicksal, in der menschlichen Bestimmung. Und neben ihm stand seine Antigone — Heliade, die treue Tochter, zärtlich bereit ihn zu leiten und zu führen — aber ach! der Schmerz versteinerte ihn.

Mehrere Jahre hatte die Familie Horburg in Dresden gelebt und sich mit der Schmiegsamkeit der menschlichen Natur, welche ihre gewohnten Umgebungen allmälig gern hat, in ihrem Pavillon eingebürgert. Dort wuchs Heliade heran. Sie war zugleich die Sonne und die Rose im Leben ihrer Eltern, eine holdselige Schönheit — und schöner noch der Seele

nach. Colomba vergaß im Anſchauen der Tochter den langen Gram ihres gekreuzigten Herzens, das mehr und mehr die Wucht empfand, mit einem andern Herzen verbunden zu ſein, das ſich von Gott getrennt hat und in der Verleugnung des Göttlichen und im Widerſtreben gegen das Göttliche lebt. Die Oberflächlichkeit tröſtet ſich, wenn ein ſolcher Menſch nur nicht gerade ein Dieb oder ein Mörder oder ſonſt ein ſchwerer Miſſethäter iſt; — ſie ſchlägt den Abfall vom Glauben für nichts an, weil ſie ſelbſt keinen lebendigen Glauben und kein zartes Gewiſſen hat — denn die Zwei gehen immer Hand in Hand: ein ſtarker Bruder, der die zarte Schweſter, die ſich an ihn ſchmiegt, ſchirmt und ſtützt. Aber der oberflächliche Weltſinn hat überhaupt gar wenig Zuſammenhang mit dem Chriſtenthum. Er iſt das heidniſche Element, welches nie und zu keiner Zeit vollſtändig vom Chriſtenthum vertilgt wurde — wie im natürlichen Leben auch der geſundeſte Körper den Todesſtoff in ſich nicht vertilgt; und das heidniſche Element weiß jetzt ſo wenig von Gott wie vor zweitauſend Jahren und will auch gar nichts von ihm wiſſen! Es hat ſeine ſelbſtgeſchaffenen Götzen, die man annehmen und fallen laſſen kann „nach ſeiner Ueberzeugung“ — während eine reine, tiefe, unerſchütterliche Ueberzeugung die Frucht des Gewiſſens iſt, welches der Glaube erleuchtet. Ohne dieſe Grund-

lage gibt es nur Meinungen und Ansichten, die je nach Stimmung und Leidenschaft wechseln.

Colomba war fern von oberflächlichem Weltsinn. Sie büßte für die kurze Verblendung ihrer Jugend durch den tiefsten Kummer, den es auf Erden gibt: Kummer über den Untergang einer Seele. Sie wußte, daß Apostasie — Todsünde sei. Sie sah im Geist eine blutige Prozession durch die achtzehn Jahrhunderte des Christenthums wandeln, von dessen Anbeginn bis auf unsere Tage, zahllos, zu Tausenden, zu Millionen, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Priester und Krieger, Reiche und Arme, Hochgeborne und Sklaven. Sie wandelten in einem Strom von Blut, der aus ihrem eigenen Herzen floß; aber um ihre Stirn leuchteten Strahlen nd in ihrer Hand trugen sie die friedliche heilige Palme. Das waren die christlichen Martyrer — und jeder von ihnen sprach zu Colomba: „Uns wurde die Wahl gelassen zwischen Apostasie und Tod; und so schwer ist die Sünde der Apostasie, daß wir lieber in tausend Qualen sterben wollten, als sie begehen." — — Ist sie aber so schwer, was erwartet den Apostaten, der nicht zurückkehrt, am großen Tage der gerechten Vergeltung? — Eine Ewigkeit der Trennung von dem Gott, den er in der Zeit verschmäht hat — eine ewige Verdammniß! Je älter Horburg wurde, desto größer wurde ihre Sorge,

deſto nagender ihre Angſt. Das Alter hat höchſt ſelten die Energie, mit der Vergangenheit zu brechen, faßt höchſt ſelten einen ſolchen Entſchluß, führt noch ſeltener ihn aus. Die Epoche des Handelns, der Thatkraft, iſt vorüber. Und dann: wer ein halbes Jahrhundert lang den chriſtlichen Glauben verachtet hat, verliert die Fähigkeit, ſeinen verderbten Geiſt nach der Seite des übernatürlichen Lebens voll himmliſcher Lehren und idealiſchen Vorſchriften zu erheben. Die Gedanken haben ſich zu ſehr an materielle — oder wenigſtens rationaliſtiſche Combinationen und an willkührliche Ungebundenheit gewöhnt, um den Schwung nach einer idealen Sphäre nehmen — und ſich darin halten zu können. Bekehrungen in Horburgs Alter ſind unendlich ſelten. Das wußte Colomba, das ſah ſie ein. Was aber in ihm vorging, wußte ſie nicht — nicht, ob das Licht die Finſterniß durchdringen, die Wahrheit den Irrthum beſiegen werde. Denn er ſchwieg. That er es, um ungeſtört einen heiligen Einfluß wirken und deſſen Frucht reifen zu laſſen? — oder ſtand er noch immer auf dem Boden der alten Gleichgültigkeit gegen Religion und Offenbarung? — Dieſe Frage, dieſe Ungewißheit nagten an ihrem Herzen, ihrem Leben.

Auch Heliade war nicht zu Hauſe in der Seelenwerkſtatt ihres Vaters. Er ſagte ihr öfter, wenn

sich die Veranlassung bot, es sei ein namenloses Glück, im katholischen Glauben geboren und erzogen zu sein, wie sie und wie ihre Mutter. Wenn sie dann aber sagte, es müsse auch ein großes Glück sein, ihn im späteren Leben mit vollem Bewußtsein und aller Ueberlegung anzunehmen: so sprach er von unerhörten äußeren und inneren Schwierigkeiten, welche einen solchen Schritt fast unmöglich machten.

Peregrin kam während dieser Jahre ganz selten nach Dresden. Er war auf verschiedenen Universitäten und brachte die Ferien entweder bei seinen Eltern auf Schloß Traun oder auf Reisen zu. Nur wußte er es immer so einzurichten, daß ihn sein Weg ein Paarmal im Jahr, an einem Sonntag, durch Dresden führte. Dann ging er in die Hofkirche und da sah er von ferne Heliade. Zuerst hatte er es aus einer Art von Neugierde gethan — ob sie wohl noch da sei, die kleine Fee mit dem blauen Blick und dem schwarzen Blick — oder ob sich ihr Vater vielleicht sonstwohin mit seinem Suchen nach der Ur-Religion begeben habe. Aber die kleine Fee wurde nach und nach eine große Fee und webte sich, in einer ihm ganz unerklärlichen Weise, in sein innerstes Wesen hinein. Er freute sich von einem halben Jahr zum andern mit einer ganz unaussprechlichen Freude auf die halbe Stunde, wo er

ſie während der Meſſe ſehen würde — das zarte, ſchöne Profil, die edle, ruhige Haltung, die ernſte Andacht. Und wenn ſie dann von den Knien ſich erhob und mit ihrer Mutter das Gotteshaus verließ, ſo ſchaute er ihr nach, als ob ein Stern ſich vor ſeinen Augen in Bewegung ſetze, als ob etwas ganz Wunderbares vor ſich gehe. Aber er folgte ihr nur mit dem Blick. Es genügte ihm zu wiſſen, daß ſie da ſei.

Die Welt wimmelt von jungen Mädchen; alſo ſah Peregrin genug derſelben, wo er ſich auch aufhielt; doch eine Heliade ſah er unter ihnen nicht. Mit ihr verglichen erſchienen ſie Alle proſaiſch und gänzlichſt ohne feenhaften Zauber. So war er geſchützt von der Aegide ſeines Ideals.

Eines Tages kam er auf der Rückreiſe von Schloß Traun wieder nach Dresden und wieder ging er am anderen Morgen eiligſt in die Hofkirche. Heliade war nicht da. Auf dem Platz, den ſie einzunehmen pflegte, knieten fremde Geſtalten. Es war Sonntag und früh am Morgen. Sie wird ſpäter kommen! ſprach er beruhigend zu ſich ſelbſt; — und wartete. Heliade kam nicht. Eine Meſſe folgte der andern; das Hochamt wurde gehalten; Stunde verging auf Stunde; Peregrin wartete bald in der Kirche, bald vor derſelben; — Heliade kam nicht. Sie iſt fort! wohin? jetzt entſchwindet ſie

mir? sprach er ganz betäubt zu sich selbst. Doch schnell gefaßt eilte er zu einem Diener, der bei der Bibliothek angestellt war und der ihm früher zuweilen Bücher gebracht hatte und fragte ihn, ob er wisse, unter welcher Adresse ein Brief an Herrn von Horburg abzusenden sei. Der Mann verneinte es; setzte aber hinzu, Herr von Horburg habe erst kürzlich Dresden verlassen und zu den Herren Bibliothekaren habe er gesagt, er ginge an den Bodensee, wo seine Frau eine Traubencur gebrauchen solle. Das beruhigte Peregrin etwas. Allein dies Verschwinden mahnte ihn daran, daß er Heliade verlieren könne, durch den Tod ... oder ... durch das Leben. Wo war denn ein Wesen, das den Vergleich mit ihr aushielt? mußte nicht die ganze Männerwelt der Unvergleichlichen huldigen? .... und wenn sie, die nichts von seinem Dasein wußte oder vielleicht noch die Erinnerung an jene Insolenz hatte, mit welcher er früher ihren Namen genannt — wenn sie eine Wahl träfe .... für's Leben .... — Nein! sprach er entschlossen zu sich selbst, das wird nicht der Fall sein. Es ist nichts Zufälliges, daß sie in meinem Herzen steht, wie das Heiligenbild in seiner Nische; — nichts Zufälliges, daß über all' meinen Gedanken, meinen Studien, meinem Wollen und Streben, über meinen Freuden und meinen Hoffnungen ... ein fernes, himmlisches Licht schwebt,

deſſen Mittelpunkt ſie iſt. Das muß einen Zweck haben, einen inneren Zuſammenhang. Er muß zu Tage kommen, ſo wie meine Lehrjahre vorüber ſind. Die alten Hellenen opferten im tiefen Schweigen den unterirdiſchen Göttern, um deren Ruhe und Stille nicht zu ſtören. So habe ich ihr, der Ueberirdiſchen, ſchweigend gehuldigt. Aber nun iſt's genug! Noch ein Semeſter in Bonn . . . , und dann ſuche ich ſie . . . . und werde ſie finden!

Dies Semeſter wollte aber gar kein Ende nehmen! jeder Tag hatte mehr als vierundzwanzig Stunden! Er bedauerte unſäglich, nicht von Dresden aus am Bodenſee geweſen zu ſein, um Heliade zu ſuchen. Hatte er ſie gefunden, ſo würde er ruhig ſein: das wußte er. Er war der Zukunft dann gewiß! — Es ging denn doch vorüber . . . . dies endloſe Semeſter und er trat ſogleich ſeinen Ausflug an den Bodenſee an. Allein er fand nirgends die leiſeſte Spur von Heliade und ihrem Vater. All' die kleinen Städte und Ortſchaften rings am Ufer durchwanderte er und durchforſchte er. Ueber alle Bewohner und Beſitzer von Schlöſſern und Landhäuſern zog er die genaueſten Erkundigungen ein — umſonſt! der Name Horburg war unbekannt. Nun fiel ihm ein, daß eine Traubencur am Genfer See wahrſcheinlicher ſei, als am Bodenſee, oder daß Herr von Horburg das milde Clima von Montreux für

seine Frau aufgesucht habe. Er reiste dahin. Er stellte auch dort mit Hülfe von Gastwirthen, von Lohndienern, von Schiffern, von Nachfragen auf der Briefpost und bei Banquiers die genauesten Forschungen an. Er durchblätterte alle Fremdenbücher in den Gasthöfen von Lausanne bis Montreux und von Montreux bis Genf, um Auskunft über die Reisenden in den letzten sechs bis acht Monaten zu erhalten; aber den Namen Horburg fand er nirgends. Heliade war also weder jetzt in der Schweiz, noch war sie im vergangenen Herbst hergekommen. Sie war also noch irgendwo in Deutschland! Wahrscheinlich — ja gewiß hatte Herr von Horburg vorgezogen, in Deutschland zu bleiben, an der Haardt etwa, wo es ja Orte gab, die wegen ihrer Trauben und ihres milden Clima's berühmt waren . . . wie Dürkheim und Deidesheim.

Nachdem Peregrin auch noch die Seen von Thun, Luzern und Zürich umkreist und umspäht hatte, ging er nach Deutschland zurück, um Heliade zu suchen; — und da, wo er sie nicht suchte, fand er sie: in Heidelberg, auf der Schloßruine. Es war ein schöner Maitag, blüthenweiß, blaßgrün, himmelblau, sonnenhell. Die Natur strahlte in der Glorie des Frühlings und mitten in der Glorie erstrahlte Heliade. Sie ging neben ihrer Mutter, die sich auf den Arm des Vaters stützte und die bleich und vergänglich wie

eine Nebelwolke aussah. Das Gefühl eines unerhörten Glückes durchbebte Peregrin: er faßte wieder Fuß auf der Erde, und Welt und Zukunft waren wieder sein. Er blieb in Heidelberg, um sich zu vergewissern, daß Herr von Horburg dort lebe. Er entdeckte, daß in dem Hause, welches die Familie bewohnte, eine andere Wohnung zu haben sei — und er nahm dieselbe auf ein halbes Jahr. Die gutmüthige Hausfrau ersuchte ihn, nicht zu viel tumultuarischen Besuch zu empfangen.

„Nicht meinetwegen," setzte sie hinzu, „ich bin seit dreißig Jahren an den Lärm der Herren Studiosen gewöhnt und meine Möbel" . . . . —

„Sind es seit fünfzig Jahren!" unterbrach Peregrin sie scherzend.

„Und meine Möbel werden vom Inhaber der Wohnung vergütet, wenn man sie allzu arg ruinirt" — fuhr sie gelassen fort, denn in dem Punkt verstand sie keinen Scherz. „Aber Frau von Horburg, die in dem unteren Stockwerk wohnt, ist von sehr zarter Gesundheit, so daß ein wildes Heer über ihrem Kopf ihr höchst lästig sein würde."

„Gut," sagte Peregrin, „ich werde mich still wie ein Mäuschen verhalten und Niemand stören."

Nachdem er, froher wie ein König, in sein neues Reich eingezogen war, schrieb er an Graf Gorm.

„Lieber Vater! Ein kurzes Sommer-Semester in Heidelberg voll wenig Studien und vielem dolce far niente vervollständigt das deutsche Studentenleben zu schön, um mich nicht hoffen zu lassen, daß Deine Güte und Liebe es mir gönnen werde. Ich bitte also noch um dies halbe Jahr. Daß es mir nicht um Biertrinken und Schlägereien zu thun ist, brauche ich nicht zu versichern. Damit fängt man höchstens an, doch man endet gewiß nicht damit, wenn man, wie ich, Freude an den Studien hat. Doch ebensowenig behaupte ich, daß dies Semester dasjenige meiner eifrigsten Studien sein werde — obschon ich es nicht ohne großen Nutzen zu verleben hoffe."

Graf Gorm fand Peregrins Wunsch viel zu natürlich, um ihn nicht gern zu gewähren; — und er lebte nun nicht bloß an demselben Ort, sondern unter demselben Dach mit Heliade. Anfangs beseligte und befriedigte ihn dies unerwartete Glück vollkommen. Aber die Wünsche des Menschenherzens sind beweglich wie das Herz selbst und ruhen nicht auf einem Punkt. Was half es ihm, in ihrer Nähe zu sein, wenn er ihr dadurch nicht näher trat! — —

Horburg hatte allerdings wegen Colomba's Gesundheit Dresden verlassen. In den Erinnerungen aus seiner frühen Jugend tauchte die heimathliche Pfalz in der Anmuth auf, womit der Frühling des

Lebens die Stätten ſeiner Kindheit ſchmückt. Für Colomba war jeder Wohnort dieſſeits der Alpen gleichgültig; ſie fand ſich überall zurecht, doch heimiſch fühlte ſie ſich nirgends. Indeſſen war dieſer Schritt, ein wenig mehr gen Süden, die erſte Annäherung an Italien, ihr doch ſehr willkommen. Die Hoffnung auf ihre Rückkehr nach Rom oder doch nach Florenz war innig verwebt mit der Hoffnung auf Horburgs Rücktritt zur Kirche. Daß ihre körperliche Kraft gebrochen ſei, fühlte ſie; aber für krank hielt ſie ſich nicht.

„Ich werde nur alt!“ ſagte ſie in ihrer lieblichen Weiſe zu Heliade, die gar nicht begriff, wie ihre anmuthige Mutter auf den traurigen Gedanken des Altwerdens komme und in der Ueberzeugung lebte, die Mutter ſei angegriffen in ihrem Nervenſyſtem — vielleicht durch das nordiſche Clima, gewiß durch den Gram um den Vater. Inniger denn je ſtiegen ihre Gebete für ihn zum Throne Gottes empor. Aber was hilft die fromme Fürbitte einer treuen Tochter, ja was hilft ſie von allen frommen Seelen hienieden und allen Seligen im Himmel, wenn die Seele ſich nicht entſchließen will, das Opfer zu bringen, das zwiſchen ihr und der Gnade Gottes ſteht und deren Einfluß unmöglich macht. Wer ſein ſtaubiges Werktagskleid nicht ablegen will, kann nicht mit dem Feſtgewand bekleidet werden, in welchem man vor dem König der Ewigkeit erſcheint.

Colomba brauchte die Traubencur in Heidelberg und der Winter verging erträglich. Die Personen, welche immer um sie waren, bemerkten nicht, daß sie sich langsam aufzehre — wie das sehr oft den Nächststehenden geht, weil man nicht von einem Tage zum andern den Niedergang wahrnimmt. Als aber der Frühling kam, der Frühling, der Peregrin nach Heidelberg führte, da machte die Krankheit reißende Fortschritte. Colomba wurde nicht in der Weise krank, daß sie das Bett hütete; nur ihr Husten wurde immer hohler und das Athmen immer beschwerlicher. Den Schloßberg ersteigen konnte sie längst nicht mehr. Es stehen aber immer gesattelte Esel bereit, um schwache, kranke oder bequeme Personen hinauf zu tragen — und so konnte sie sich noch einige Zeit an der Frühlingsnatur erfreuen, die zwischen den Ruinen doppelt reizend ist. Aber auf einmal versagten ihre Kräfte. Der Arzt, der sie seit dem vorigen Herbst behandelte, glaubte, daß jetzt das Stadium des langsamen Erlöschens eintreten werde. Sie aber, die bisher nie einen Gedanken an ihren Tod gehabt oder geäußert hatte, sagte zu Heliade, sie möge einen Geistlichen rufen lassen.

„Colomba! — — Meine Mutter!“ — — riefen Vater und Tochter voll Entsetzen, denn beide wußten, was dies bedeute.

„O Ihr lieben Thoren!“ erwiderte sie mit ihrem

schönen, seelenvollen Lächeln; — „ich will ja nicht sterben! .... leben will ich.“

Der Geistliche erschien, bei dem sie zu beichten pflegte. Sie empfing die heiligen Sacramente der Buße und der letzten Oelung mit tiefer Innigkeit. In der Frühe des nächsten Morgens brachte er ihr die heilige Wegzehrung, die sie freudestrahlend und mit frohlockender Seele empfing.

„Leben will ich!“ sagte sie, indem sie sich in die Kissen zurücklehnte.

Und weil der Priester nach einigen Minuten feierlicher Stille sprach:

„Requiescat in pace; — —

so erfuhren Horburg und Heliade, welches Leben sie gemeint habe; denn der heil. Bonaventura spricht:

„Nur da ist das Leben, wo kein Tod zu fürchten ist.“

Colomba war nicht mehr. Diese stille, ungekannte, geringe Existenz, deren einziger Reichthum in Schmerz, deren einzige Kraft in Glauben und Liebe bestand — hinterließ eine Lücke, welche sehr oft Andere nicht hinterlassen, deren Kreis viel größer, deren Wirken viel augenfälliger ist und deren Verlust viel unersetzlicher erscheint. Denn da, wo ein größerer Kreis von Trauernden ist, gibt es auch mehr Trost, mehr Zusammenhalten, vermehrte neue Pflichten. Diese beiden Menschen jedoch, für welche

Colomba der Mittelpunkt gewesen war, so daß sie zu Dreien — Eines bildeten, fielen gleichsam in zwei Hälften auseinander, als das Band fehlte, welches sich so weich und so stark um sie schlang. Nicht als hätte ihnen die Liebe gefehlt; — aber der Ausdruck der Liebe hat so unendlich viel Schattirungen, und sie selbst zweigt sich in so mannigfaltige Aeste von Vertrauen, Verständniß, Hingebung, Zärtlichkeit — von ich weiß nicht was für sympathische, beseelende, anregende, wohlthuende Gefühle, aus, daß sich zwei Menschen herzlich und aufrichtig lieben — und dennoch in tausend Empfindungen und Neigungen ihres Herzens darben können.

Für Horburg war Colomba Inbegriff und Verwirklichung des Ideals der Liebe gewesen. Was das Herz wünschen, was die Vernunft fordern kann — sie gab es, sie leistete es. Welche blutende Wunde sie seinetwegen in ihrer tiefsten Seele trug — das wurde ihm von Jahr zu Jahr, und je mehr ihr edles, hohes Wesen sich entfaltete, immer deutlicher; aber trotz dieses Seelenschmerzes kannte sie weder Klage, noch Vorwurf, noch Verstimmung, noch irgend eine jener Launen, durch welche die Frau dem Mann drückender sein kann, als durch entschiedene Fehler oder Untugenden. Colomba war eine jener Seelen, bei der man den Ausspruch von Christus dem Herrn begreift, daß im Himmel mehr Freude sein werde

über die Bekehrung eines Sünders, als über neunundneunzig Gerechte. Abgeklärt in Glauben und Trübsal wurde das, was Schwäche in ihrem Charakter war, zarte Hingebung, demüthige Willfährigkeit — und das, was Eigenwille in ihr war, eine friedliche Energie, die sich weder durch Schwierigkeiten, noch Mißerfolg überwinden ließ. So stand sie einige zwanzig Jahre an seiner Seite, immer lächelnd, wenn auch mit Thränen im Auge, immer liebend, wenn auch die Dornen der Liebe mehr ihr Antheil waren, als deren Rosen, immer das liebenswürdigste, anmuthigste Weib.

Bei ihr hatte er nie gefühlt, welch eine Last er — für sich selbst sei. Sie trug ihn, sie ruhte ihn aus, sie tröstete ihn, sie ermuthigte ihn. Er konnte nicht ganz an sich selbst verzagen, denn Colomba hoffte für ihn, auf ihn. Ueber der chaotischen Verworrenheit in seiner Seele, zitterte wie ein gebrochener Lichtstrahl der unbestimmte Gedanke, er werde endlich doch durch Colomba seinen Frieden finden.

Und nun war sie dahin, bevor er sich nur mit der Ahnung ihres Todes vertraut gemacht hatte! Sie, die jüngere Frau, ließ ihn allein, den Greis, mit dem armen jungen Mädchen, das bitter verwaist in der weiten Welt nichts und Niemand hatte, als nur ihn, den Greis! das an seiner Seite einem freudelosen Leben entgegen ging — und einem noch

freudeloſeren, wenn der Tod ihn, wer weiß wie bald! abrief. Dazu der Stachel in ſeinem Gewiſſen — die innere Zerriſſenheit eines Daſeins ohne höhere Grundlage und Ziel — der ſchauerliche Kampf zwiſchen dem Unglauben und der Vernunft, die unerbittlich zu ihrer Befriedigung den Glauben verlangt: und es war nicht befremdend, daß Horburg unter dieſer Wucht, die keine Colomba ihm tragen half, zuſammenſank.

Nicht anders, nur in anderer Weiſe, erging es Heliade. Aus Colomba's Herzen quoll ein ſo reicher Strom von Liebe, daß der Mann und das Kind ihr Genügen daran fanden. Ueberdas verband die tiefſte Seelenſympathie, ein gemeinſamer Schwung zu den Höhen des Lebens, zu deſſen großen Idealen von heiligen Opfern, von himmliſcher Vollkommenheit, von allbeſiegender göttlicher Liebe — Colomba und Heliade. Sie waren nicht immer die Eine die belehrende und ermahnende Mutter, die Andere das gelehrige, folgſame Kind: ſie waren auch Freundinnen im Austauſch der Gedanken, in traulicher Mittheilung von tauſend Anregungen, welche die Seele empfängt, von tauſend Eindrücken, die von allen Seiten ſie berühren. Das Alles verlor Heliade! ſie war auf Einmal ohne Mutter und Lehrerin, ohne Schweſter und Freundin! ſie erfuhr auf Einmal, daß ihr Alles fehle! denn der Vater gab ihr nichts, als

seine äußere Gegenwart und seinen Schutz nach der Seite der Welt hin. Das traute Verständniß, an das sie gewöhnt war und das sie, weil sie ein ganz innerliches Wesen war, so glücklich machte, daß sie nichts von Allem, was die Jugend zu ersehnen pflegt, begehrte: das war zerrissen! im Grabe das Herz, das für sie schlug, der Mund, der zu ihr sprach, das Auge, das sie in seinem Blick mit Liebe überströmte — im Grabe und todt.

Es war am Abend von Colomba's Beerdigungstag. Sie saßen in dem Zimmer, wo ihr Platz leer war, wo noch die Arbeit lag, mit der sie sich beschäftigt hatte. Seiner Gewohnheit gemäß lag ein Buch vor Horburg aufgeschlagen; aber er hatte keine Ahnung von dessen Inhalt. Er saß unbeweglich da, die Arme über der Brust gekreuzt und vor sich hin starrend, so trüben Blickes, so bleichen, durchfurchten Angesichts, daß es Heliadens stillen Jammer vermehrte. Sie saß ihm gegenüber, auch nach ihrer Gewohnheit beschäftigt mit Handarbeit. Sie nähte an einem schwarzen Flor, auf den zuweilen, wie Silberperlen, ein Paar große Thränen fielen. Dann trocknete sie schnell ihre Augen; aber sie nähte fort, denn sie durfte nie müßig neben ihrer Mutter sitzen und überdas zog die Arbeit ihren Blick von dem trostlosen Vater ab. Keines von beiden sprach. Jedes fürchtete den Kummer des Andern durch ein

lautes Wort zu vermehren. Der Pendelschlag der Schwarzwälder Wanduhr klang fast lärmend laut und hart in dieser Grabesstille.

Da durchzitterte ein melodischer Ton die tiefe Stille — ein Ton von so reinem, überirdischen Klang, daß Horburg und Heliade aufhorchten, ob das nicht ein Gruß für sie aus einer bessern Welt sei. Und der Ton schwoll immer süßer und mächtiger an wie ein immenses, untröstliches Weh — und brach dann in seiner Ueberfülle in tausend weichen und reichen Modulationen wie in eine Garbe von Klagen aus. Und dann sank die Klage zusammen in einem großen, stillen, weiten Thränenmeer. Das dauerte kaum eine Viertelstunde, dann verstummte Alles.

„Woher kommt diese himmlische Musik?" fragte Horburg mit einem tiefen Athemzug.

Heliade wußte es nicht. Keiner von ihnen beobachtete die Mitbewohner des Hauses und deren Wechsel.

„O wenn diese wunderbare Musik doch wieder beginnen wollte!" sagte Heliade mit sanften Thränen; — „das ist eine Sprache, die wir verstehen."

Aber sie begann nicht wieder und Horburg und Heliade sanken in ihr Schweigen und in ihre trüben Gedanken zurück. Am andern Abend hub sie jedoch auf's Neue an, zuerst der vibrirende Klageton als

Grundlage aller Modulationen, die dann in Cataracten von Schwermuth ausbrachen und verhallten.

„Das ist ein großer Künstler," sagte Horburg; „weßhalb mag er hier so still leben?"

„Vielleicht trauert auch er um eine theure Abgeschiedene!" sagte Heliade.

Das währte einige Tage. Immer erhuben sich gegen Abend die himmlischen Töne und flossen wie ein Balsam lindernd über zwei schwere Herzen. Bald dauerte die Musik längere, bald kürzere Zeit; nie lange genug, um zu ermüden. Aber eines Abends erklang sie nicht.

„O weh!" sagte Heliade, als die gewohnte Stunde vorüber war — „die Nachtigall ist verstummt."

„Ja!" sagte Horburg in seiner trüben Weise, „das geschieht den Nachtigallen früh."

Und er verfiel wieder in das dumpfe Schweigen, das wie Blei auf ihm und auf Heliade lastete. Sie fragte schüchtern, ob sie ihm etwas vorlesen solle, was ihm zuweilen angenehm gewesen war. Er antwortete:

„Ich danke Dir! es würde Dich umsonst ermüden; ich bin nicht im Stande, den fremden Gedanken zu folgen, die eigenen sind zu überwältigend."

Das arme Kind schwieg und kehrte auch zu trüben Gedanken zurück.

Am andern Morgen erſchien die Hausfrau bei Herrn von Horburg und ſtellte ihm die Frage, ob ihm das Violinenſpiel nicht läſtig ſei.

„Durchaus nicht! Wie kommen Sie darauf?“

„Der Herr Graf hat mir den Auftrag gegeben; denn wenn es Sie ſtört, will er lieber nicht ſpielen.“

„Was iſt das für ein Graf?“

„Ein junger Graf Gorm, der hier ſtudirt und ſeit vierzehn Tagen hier iſt. Seine Violine kam aber erſt vor acht Tagen mit all ſeinen Sachen aus Bonn, wo er ſtudirt hat.“

„Ich danke dem Grafen Gorm ſehr für ſeine freundliche Rückſicht,“ erwiederte Horburg, „und ich bitte ihn, mit ſeinem vortrefflichen Spiel fortzufahren, wann und ſo lange es ihm beliebt.“

„Nun das freut mich, denn es wird den Herrn Grafen freuen,“ ſagte die redſelige Frau. „Der iſt ganz anders, als die Herren Studioſen zu ſein pflegen! . . . nichts von burſchikoſem Weſen, von Trinkgelagen, von Raufereien! Ein Paar Collegia, ſeine Bücher, ſeine Violine, ein Spaziergang: das iſt ſein Leben, tagein, tagaus. Merkwürdig für einen ſo jungen Herrn! . . . . Und immer allein. Daher ſpricht er auch wenig — ganz außerordentlich wenig,“ ſetzte ſie mit einer bedauernden und bedenklichen Kopfbewegung hinzu; und Horburg benutzte die kurze Pauſe, um mit einem Anflug von Ungeduld zu ſagen:

„In der That . . . höchſt merkwürdig! — Haben Sie alſo die Güte, dem Grafen Gorm mitzutheilen, daß ſein Violinſpiel mir viel Vergnügen macht.“

Heliade war zugegen. Als die Hausfrau von einem jungen Mann ſprach, der immer allein und ſchweigſam ſei, fiel ihr unwillkührlich ein, daß ſie ſeit kurzer Zeit jeden Morgen, wenn ſie in die Meſſe ging, einen jungen Mann neben dem Weihwaſſer ſtehen ſah. Sie hatte ihn nie angeſehen und ihr dichter ſchwarzer Kreppſchleier hätte ohnehin ihren Blick gehemmt; aber genug, er war ihr aufgefallen und fiel ihr ein. Wenn ſie kam, war er ſchon da, wenn ſie ging, war er noch da . . . . und immer auf demſelben Platz . . . . und ſeit etwa vierzehn Tagen. Dieſe ruhige Regelmäßigkeit ſtimmte überein mit den Gewohnheiten des Grafen Gorm. Sollte das der Violinſpieler ſein, der täglich pünktlich in die Meſſe ging? der Gedanke freute ſie; — ſie wußte nicht warum.

Abends begannen wieder die himmliſchen Klänge. Peregrin ſpielte ſchöner und länger als je zuvor. Er trat in einen Seelenverkehr mit Heliade. Aus den Tönen baute er eine Brücke im Reich der Geiſter auf, um ſich ihr zu nähern. Dies wurde die liebſte Stunde des Tages für Horburg und Heliade. Der Schmerz, der wie eine Geierkralle ſein Herz umſpannte, löſte ſich in Wehmuth auf und war

das auch eine vorübergehende Stimmung, ſo empfand er ſowohl als Heliade ſie doch als eine große Erquickung — Maienregen auf vertrocknetem Erdboden.

„Graf Gorm iſt für Dich wie der Hirtenknabe David, der die Traurigkeit des Königs Saul mit ſeinem Harfenſpiel verſcheuchte, mein lieber Vater,“ ſagte ſie zärtlich.

„Armes Kind,“ verſetzte Horburg, „meine Traurigkeit wird nur flüchtig gemildert, doch nie verſcheucht. Neben dem unvergänglichen Gram um Deine Mutter ſteht die Sorge um Dich! Gegenwart und Zukunft ſind ſchwarz.“

„Nicht die Zukunft, mein lieber Vater! Nicht meinetwegen betrübe Dich! — Gott ſorgt für mich .... und ich habe ja Dich“ — erwiderte ſie und küßte ſeine Hand.

„Armes Kind! was haſt Du denn an mir und wie lange wirſt Du mich überhaupt noch haben!“

„Sprich nicht ſo!“ rief Heliade; — „ich kann das nicht aushalten! .... Meine Mutter iſt bei Gott und mein Vater iſt bei mir; alſo bin ich kein armes Kind.“

Er ſchwieg, um ihr nicht weh zu thun; aber irgend ein tröſtliches, ermunterndes Wort wußte er ihr nicht zu ſagen und nicht das peinliche Gefühl von ihr zu nehmen, daß ſie nur ein Gegenſtand der Sorge für ihren Vater — und nicht im Stande

ſei, ihm Freude oder Troſt zu bereiten. Dadurch wird einem jungen Weſen, welches das Bedürfniß und das Verlangen hat, mit dem Herzen zu leben — das Herz in der Bruſt zerdrückt.

Peregrin hielt das ſeine mit beiden Händen feſt, um nicht jeden Morgen vor Heliade auf die Knie zu fallen und es ihr anzubieten. So mußte ſie ſein, ſie, die er lieben konnte, ſo vom Himmel herabgeſtiegen, in ſolcher unentweihten Zurückgezogenheit lebend, ein ſolches Ideal der Jungfräulichkeit wie Heliade. Wie ſie ging, wie ſie ſtand, wie ſie ſich regte und bewegte — das Alles war ſo einfach, ſo natürlich, ſo ungezwungen und trug gerade in dieſer Einfachheit das feinſte Gepräge einer heiligen Züchtigkeit.

Wie ſoll das werden? fragte er fort und fort ſich ſelbſt; — ich kenne ſie ſo gut und liebe ſie .... natürlich! Kennen und lieben fällt zuſammen — einer Heliade gegenüber! ... Aber einem Peregrin? ... das iſt zweifelhaft. Und doch muß ſie mich kennen lernen.

Täglich gegen Abend machte Herr von Horburg einen Spaziergang mit Heliade. Peregrin merkte ſich genau ihre Tageseintheilung, ihre Gewohnheiten und richtete danach die ſeinen ein. Aber was half ihm das! — Ich kann ſie doch nicht auf dem Spaziergang wie ein Wegelagerer überfallen! dachte er.

Zuweilen ging er ihnen aus weiter Ferne nach, ſo daß er nur gerade Heliadens ſchlanke, hohe, ſchwarze Geſtalt erkennen konnte. Das war ihm angenehm! ſo erſchien ſie ihm als das Geheimniß der Liebe: fern, dunkel, unwiderſtehlich anziehend, beſeligend.

Zuweilen ging Peregrin ſeinen Gedanken nach, die ihn eines Tages auf den Weg zum Kaiſerſtuhl führten. Bei einer Biegung des Weges ſah er plötzlich Herr von Horburg vor ſich hergehen, aber allein, ohne Heliade. Das ermuthigte ihn. Heute oder nie! dachte er — und holte mit einigen ſtarken Schritten Horburg ein. Dieſer blickte auf, als er den ſcharfen Fußgänger hörte. Da grüßte ihn Peregrin und ſagte mit leichter Verlegenheit:

„Ich bin der Violinſpieler .... und möchte Ihnen danken, daß Sie mich ermuthigt haben, mit meinem Spiel fortzufahren, Herr von Horburg.“

„Ich habe Ihnen zu danken, denn Sie thun mir wohl,“ entgegnete Horburg. „Es iſt eine ſeltene Gabe, die Kunſt auf eine ſolche Höhe zu erheben, daß ſie zu den Wohlthätern der Menſchheit zählt.“

„Würden Sie mich unbeſcheiden finden, wenn ich Sie bitten wollte, mir das, was Sie Wohlthat nennen, zu vergelten?“

„Gewiß nicht! nur wird die Vergeltung kaum in meiner Macht ſtehen.“

„Doch! . . . und überſchwänglich — wenn Sie mir den Zutritt bei Sich gewähren.“

„Ich lebe ſehr zurückgezogen,“ ſagte Horburg ausweichend; „junge Leute finden bei einem alten Mann keine Unterhaltung.“

„O!“ ſagte Peregrin zögernd, „ich ſuche Höheres, als bloße Unterhaltung.“

„Und das wäre?“

„Die Hand und das Herz . . . . von Heliade!“

„Von Heliade?“ rief Horburg und blieb grenzenlos erſtaunt mitten auf dem Wege ſtehen. „Sie kennen ja gar nicht meine Tochter!“

„Ich kenne ſie beſſer, als ich mich ſelbſt kenne.“

„Nun aber . . . . meine Tochter kennt Sie ganz und gar nicht, Graf Gorm!“ verſetzte Horburg kalt.

„Das iſt leider nur zu richtig!“ rief Peregrin; „und da dieſer Zuſtand für mich unerträglich wird, ſo flehe ich kniefällig um die Gewährung meiner Bitte; denn das iſt das einzige Mittel, um demſelben ein Ende zu machen.“

Horburg blieb abermals ſtehen und ſah ſcharf und kühl in Peregrin's Augen.

„Ach Sie fürchten gewiß, daß ich, weil ich ſo ein Fünkchen muſikaliſchen Genies beſitze, auch in die Extravaganz des Genies verfallen könnte,“ ſagte Peregrin unbefangen.

„Nein!“ sagte Horburg kalt, „das fürchte ich ganz und gar nicht. Ich weiß nur nicht, ob Sie ein redlicher Mensch sind.“

Da sah ihn Peregrin mit zwei so guten, schönen, ehrlichen Augen an, in denen sich ein so aufrichtiges Erstaunen über diesen Zweifel aussprach, daß Horburg halb gerührt und halb lächelnd sagte:

„Ja ja, Graf Gorm, das Anschauen hilft gar nichts! Wer sind Sie, woher kommen Sie, was treiben Sie, wie kennen Sie meine Tochter? Das sind Fragen, die mich nahe angehen und die nicht mit einem Blick zu beantworten sind.“

„Ich bin ja glücklich, wenn ich reden darf!“ rief Peregrin. Und nun entwickelte er sein Leben und seine Verhältnisse mit den genauesten Einzelheiten und Umständen zur größten Befriedigung Horburgs, der mit tiefem Erstaunen erfuhr, welchen geheimnißvollen Einfluß die ahnungslose Heliade hier geübt hatte. Als Peregrin an die letzte Episode, an seine rasende Rundreise um die Seen der Schweiz kam, sagte Horburg lächelnd:

„Nun, ich sehe denn doch, daß die Extravaganz des Genies auch seine Rolle bei Ihnen spielt.“

„Es kann sein, Herr von Horburg,“ entgegnete Peregrin; — „aber an diesem Fall hatte es nicht den geringsten Antheil. Ich suchte nur Heliade....

weil ich sie liebe .... weil meine Seele ihr zugewendet ist."

„Das ist eine schöne Liebe," entgegnete Horburg mit tiefer Rührung, „und ich hoffe, daß Heliade derselben werth ist."

„Aber wird sie wohl sie erwidern können?" — —

„Graf Gorm, diese ganze Angelegenheit ist so überraschend, so fremdartig, so ungewöhnlich in der civilisirten Welt, daß ich sie weder fördern, noch abbrechen will. Vielleicht entwickelt sich daraus das Glück meines einzigen Kindes ... und welcher Vater sollte das nicht wünschen! Vielleicht aber fühlt Heliade anders; sie ist einsam aufgewachsen an der Seite ihrer herrlichen Mutter. Ich weiß nicht, was ihre junge Seele bewegt und verlangt; — ich kann Ihnen also durchaus keine Hoffnung geben. Von diesem ganzen Gespräch soll sie kein Wort erfahren. Ein junges Geschöpf könnte sich blenden lassen durch die Vorstellung, eine so tiefe Neigung eingeflößt zu haben. Sie soll sich Ihnen gegenüber vollkommen frei fühlen und frei über sich selbst verfügen. Ich denke, dies entspricht Ihren Wünschen, wenn ich hinzusetze, daß Sie mich besuchen dürfen."

„Ich bin der glückseligste aller Menschen!" rief frohlockend Peregrin.

„Armes Kind!" sagte Horburg mitleidig. „Das

sagten Tausende vor Ihnen .... und wurden es nicht."

„Das kommt daher," entgegnete Peregrin so ernst, als hätten jene Tausende nie einen ähnlichen Gedanken gehabt, „weil sie ihr Glück bei keiner Heliade in Sicherheit brachten."

Dann bat er um Erlaubniß, den Spaziergang mit Horburg zu Ende zu bringen und führte die Unterhaltung über allgemeine Gegenstände wie ein gebildeter und denkender Mensch.

„Ich habe auf dem Kaiserstuhl unsern Hausgenossen kennen gelernt," sagte Herr von Horburg zu Heliade, die an diesem Abend das Sacrament der Buße empfangen und jene Stunden des Spazierganges andächtig in der Kirche zugebracht hatte.

„Ist er so angenehm wie sein Violinspiel?" fragte Heliade.

„Das will ich nicht behaupten; — aber Du wirst ihn kennen lernen, denn er wird mich besuchen."

„Er ist Dir gewiß angenehm gewesen, lieber Vater," sagte Heliade, indem sie den Arm um Horburgs Schulter legte und ihn innig anblickte, „denn Du siehst heute etwas weniger traurig aus. Er kann Dich also zerstreuen und erheitern — was ich nicht kann."

„Geliebtes Kind," sagte Horburg zärtlich, „wenn ich Dich sehe, denke ich an Deine Mutter ... und

dann blutet mein Herz. Aber so ein fremder junger Mann, mit seinen Hoffnungen, seinen Aussichten, seinem Lebensmuth, der mich an nichts erinnert, ja — der zerstreut mich . . . wenn auch nur oberflächlich."

„Wie dankbar bin ich dem Grafen Gorm," sagte Heliade mit schimmernden Augen; — „hoffentlich besucht er recht oft meinen lieben Vater.

In Horburgs bekümmertes Vaterherz war allerdings ein glänzender Hoffnungsstrahl gefallen. Bewährte sich Peregrin, gewann er Heliadens Zuneigung: so war die Zukunft seiner Tochter gesichert, ein schwerer Druck von seiner Brust genommen und er selbst freier in seinen Handlungen und seinem Thun . . . . vielleicht frei genug, um mit ungehemmter Aufmerksamkeit über eine innere Wendung nachdenken und für sie arbeiten zu können . . . . frei genug, um die selbstgeschaffenen Fesseln von sich abzustreifen. Je mehr er darüber nachdachte, desto glückverheißender wurde für Heliade und für ihn diese so ganz unerwartete Erscheinung Peregrins. — —

Peregrin kam. Heliade erkannte sogleich an seiner Gestalt und Haltung den jungen Mann, den sie jeden Morgen in der Messe bemerkt hatte. Und als er ihr näher trat, tauchte die Erinnerung in ihr auf, daß sie schon früher diese dunkeln, denkenden Augen, diesen lebhaften Blick, dies gute freundliche Lächeln gesehen

habe. Und plötzlich erinnerte sie sich, wo das geschehen — und daß dies derselbe junge Mann sei, der sie vor Jahren „Kleine Fee“ und „Heliade“ genannt habe. Sie erröthete und ihr Antlitz, das gewöhnlich etwas bleich war, bekam dadurch einen reizenden Anhauch von Verklärung.

So kamen sie denn in Beziehung zu einander: Peregrin überglücklich, daß ein Ereigniß, welches sich noch vor wenig Wochen in nebelhafte Ferne verlor, urplötzlich eingetreten sei; Heliade froh, daß sie, zum ersten Mal in ihrem Leben, mit einem Menschen verkehrte, dessen Jugend mit der ihren im Einklang war und der ersichtlich ihren so abgeschlossenen, so in sich gekehrten, so schwermüthigen Vater erheiterte. Daß der Umgang mit Peregrin auf Heliade günstig wirke und eine erhöhte Theilnahme für geistige Interessen in ihr anrege — zugleich einen frischen Frohsinn ihr wiedergebe, der in der letzten Zeit von ihr gewichen war — bemerkte Horburg mit Freuden. Heliade dachte nicht darüber nach; sie war glücklich; ihre alte Zufriedenheit war zurückgekehrt, aber mit einem erhöhten Reiz. Sie freute sich an Peregrin's Sein und Dasein, wie an etwas ganz Neuem. Da sie nie mit jungen Männern verkehrte — von denen die große Mehrzahl, wie bei allen Erscheinungen auf der mittelmäßigen Erde, mit dem Mittelmaß gestempelt ist — so war ihr die gewisse stolze Ueberhebung

fremd, in welche junge Personen, denen in der Welt — und nicht immer in zarter Weise, sehr gehuldigt wird, leicht verfallen. Sie war ganz bereit, Peregrin aufrichtig zu bewundern wegen seiner Kenntniße, seiner Studien, seines Talentes und wegen seiner guten, liebenswürdigen Eigenschaften, die im Umgang zu Tage kamen. Seine Anhänglichkeit an die Eltern, seine Gleichgültigkeit gegen rauschende Vergnügungen, seine warme, lebendige Theilnahme für Alles, was in der Menschheit leidet und Mitleid in Anspruch nimmt, sein Verlangen nach hohen Idealen, um sich nach ihnen zu bilden — dies Alles fand Heliade mit einer unbeschreiblich frohen Ueberraschung außerhalb ihres eigenen Herzens und in dem Gewande, welches die männliche Auffassungs- und Ausdrucksweise ihnen gab. Die veränderte Gemüthsstimmung ihres Vaters beseligte Heliade. Er war viel zugänglicher, gesprächiger und sie nahm sich vor, wenn die glückliche Umwandlung etwas festere Wurzel in ihm gefaßt habe, ganz sanft wieder jene Saiten anzuschlagen, die das Glaubensleben berührten. Einmal sagte sie:

„Jeden Morgen besucht Graf Gorm die heilige Messe, lieber Vater — und das freut mich sehr."

„Weshalb denn Dich?" fragte Horburg.

„O, seinetwegen! Er nimmt sich Zeit an Gott zu denken und zu beten. Er ist nicht ganz versunken in seine Studien, seine Violine und seine Weltbe-

glückungspläne, die ihm doch sehr am Herzen liegen. Das würde der lieben Mutter sehr gefallen haben."

„Es gefällt auch mir, Heliade," sagte Horburg, aber wieder in dem kühlen abwehrenden Tone, der ihr das Wort auf den Lippen tödtete.

Peregrin ging seinen eigenen Weg. Er wollte nicht durch den Vater die Tochter gewinnen. Er hatte nie wieder mit Horburg über seine Liebe und deren Hoffnungen und Wünsche gesprochen. Mit seinem Herzen, nicht durch einen Fürsprecher, getraute er sich die geliebte Heliade zu erringen, denn es schien ihm unmöglich, daß ihre zarte Seele einer so tiefen Liebe widerstehen könne. Aber er schwieg noch. Seine Eltern sollten erst ihre volle, frohe Zustimmung geben und Heliade selbst ihn etwas — ach nur etwas ermuthigen. Das that aber Heliade nicht und hatte auch keine Veranlassung dazu.

So vergingen mehrere Monate. Da sagte Peregrin eines Abends, nachdem er ein wundervolles Adagio von Beethoven gespielt hatte:

„Jetzt, Fräulein Heliade, nimmt die Amata Abschied von Ihnen."

„Ja, bis auf morgen oder übermorgen," sagte Heliade; — „länger gestatten wir ihr nicht zu verstummen."

„Doch etwas länger! ich besuche meine Eltern."

„Ah, das ist recht!" rief Heliade.

„Ihre Studien sind vollendet?“ fragte Horburg.

„Was die academischen betrifft — ja! Nun kommen andere an die Reihe und ich hoffe eine große Reise zu machen,“ sagte Peregrin.

„Sie gehen doch auch nach Italien . . . nach Florenz?“ fragte Heliade.

„Gewiß! auf der Rückkehr. Soll ich Ihnen Grüße aus Florenz bringen?“

„Bitte, thun Sie das . . . und dann sagen Sie mir, ob Sie irgendwo in der Welt ein Plätzchen gefunden haben, das Ihnen besser gefällt als Florenz.“

„Um Ihnen das zu sagen, muß ich Sie aber auch finden können! — Findet man Sie immer hier, Herr von Horburg?“

„Immer wohl nicht,“ entgegnete Horburg mit schwermüthigem Lächeln.

„O mein lieber Vater!“ rief Heliade schmerzlich; und dann sagte sie zu Peregrin: „Ihre Zaubermusik wird nun verstummen und mein Vater in seine Melancholie zurückfallen.“

„Nein, gutes Kind, beruhige Dich! ich habe mir einen kleinen Vorrath von Frohsinn gesammelt,“ sagte Horburg; — aber Blick und Ton widersprachen der Versicherung.

Peregrin nahm Abschied und reiste am andern Morgen nach Schloß Traun. Kaum war er fort, so bemerkte Heliade die immense Lücke und Leere

ihrer Tage. Während ſeiner Anweſenheit war ihr das gar nicht klar geworden. Wenn man jung iſt, nimmt man den Frühling in der Natur hin, ohne daran zu denken, daß er zwiſchen zwei Wintern liegt. So war es ihr mit dem Frühling des Herzens ergangen. Sie wußte jetzt nicht, wie ſie ihre Stunden ausfüllen, wie ſie ihren Vater unterhalten ſollte. Das hatte Peregrin übernommen. Vom Morgen an, wo er nicht mehr am Weihwaſſer ſtand, bis zum Abend, wo er nicht mehr kam und die Geſpräche zu führen wußte, die ihren Vater unterhielten — und nicht mehr dieſe Muſik erklingen ließ, welche ſie über die ſtille Dämmerung ihres Daſeins hinweg in ein ſüßes, ſeliges Leben und Weben im Lichtreich der Geiſter verſetzte — o wie ſehr vermißte ſie Peregrin. Alles kam ihr verändert vor! die romantiſche Ruine alltäglich — die reizende, bewegte Gegend öde; der Vater trauriger wie je. Sie flüchtete im Geiſt zu ihrer Mutter und weinte tauſend Thränen über dem theuren Grabe, Thränen von einer Bitterkeit, wie ſie bis dahin ihr unbekannt geweſen waren, weil ſie mit einer gewiſſen Beſchämung ſich vermiſchten. Es iſt ja nicht möglich! ſeufzte ſie heimlich; — ich werde doch nicht weinen, weil er fort iſt! — Aber ach! es war dennoch möglich! .... und wenn ſie ſich das nicht ableugnen konnte, ſo ſuchte ſie ſophiſtiſche Gründe — weshalb. Die Erheiterung des Vaters ....

seine gehobene Gemüthsstimmung .... die übernatürlichen Hoffnungen, die sie daran knüpfte! Und das Alles war nun zu Ende und rieselte in den Staub zu ihren Füßen wie eine zerrissene Perlenschnur.

„Glaubst Du, daß Graf Gorm bald zurückkommen werde, lieber Vater?“ fragte sie einmal, als Peregrin etwa vier Wochen fort war,

„Er will eine große Reise antreten, ... und wer weiß, ob er überhaupt zurückkehrt! Bald — gewiß nicht,“ versetzte Horburg, dessen Hoffnungen für Heliadens Zukunft sehr gesunken waren und den der Gedanke an seinen Tod und ihre Verlassenheit namenlos folterte.

Täglich machten sie still und schweigsam ihren Spaziergang, häufig zum Kaiserstuhl, an trüben Tagen nur zur Schloßruine. Da setzten sie sich auf der westlichen Terrasse nieder und Jeder von ihnen hing seinen Gedanken nach. Wenn aber Fremde zu diesem Platz geführt wurden, so frappirte dieser Greis und dies wunderschöne Mädchen sie mehr, als die Aussicht und die Ansicht und der Epheuumrankte Thurm mit den traurigen Rittern.

Eines Morgens ging Heliade wie gewöhnlich in die Messe. Es wehte ein rauher Herbstwind und tief verhüllt in Schawl und Schleier betrat sie die Kirche. Da stand Peregrin am Weihwasser. So schnell sie auch vorüber und nach ihrem gewöhnlichen

Platz ging — er war es! ſie hatte ihn erkannt! Aber warum freute ſie ſich denn nicht? . . . . Die Ueberraſchung war ſo groß, daß ſie nur Schreck und eine gewiſſe Unruhe empfand. Sie betete mit großer Zerſtreuung — und um das gut zu machen, blieb ſie eine Viertelſtunde länger nach der Meſſe, als ſie zu thun pflegte. Dann ſtand ſie auf, beklommen und zitternd, und ging zur Thür. Aber Peregrin war nicht mehr da. Könnte ich mich ſo getäuſcht haben? fragte ſie ſich mit erneuter Beklommenheit; — oder . . . . werden meine Gedanken zu äußeren Bildern? . . . Schrecklich! — — Sie eilte heim. Unten an der Treppe kam ihr die Hausfrau entgegen und ſagte geſchäftig:

„Wiſſen Sie es ſchon, gnädiges Fräulein?“

„Nein! . . . . Was?“ rief Heliade erbleichend.

„O kein Unglück! Herr Graf Gorm iſt wieder hier, iſt aber im Hotel abgeſtiegen . . . . und befindet ſich bereits oben bei dem Herrn Papa.“

„Das freut mich!“ ſagte Heliade gefaßt.

Sie ging hinauf und in ihr Zimmer. Eben durchbrach die Sonne den Octobernebel und erfüllte das kleine enge Gemach mit freundlichem Licht. Der blühende Roſenſtock im Fenſter lachte ihr entgegen und die Amſel im Käfig pfiff melodiſch. Alles ſchien ſie froh und freudig zu begrüßen. Aber Heliade konnte zu keiner Freude kommen. Sie legte

ihr Gebetbuch fort, knüpfte ihr Hutband auf und ſank dabei, wie ermüdet, auf einen Stuhl. Ihr kleines Gemach lag neben dem Zimmer, in welchem ſie ſich mit ihrem Vater aufzuhalten pflegte. Da ſie keine Stimmen hörte, ſo mußte Peregrin jenſeits deſſelben im Zimmer des Vaters ſein. Nun! ich werde ihn ja ſpäter ſehen! ſagte ſie entſchloſſen, ſtand auf, legte Hut und Schawl fort und trug ihr Reißbrett, Farben und Pinſel zuſammen, denn der Lehrer, der ihr Unterricht gab Blumen in Aquarell zu malen, mußte bald kommen. Da hörte ſie, daß ihr Vater ſeine Thür öffnete und durch das mittlere Zimmer ging. Beklommen und heftig ſchlug ihr Herz. Um der quälenden Spannung zu entgehen, trat ſie ihm raſch auf der Schwelle des ihren entgegen und er ſagte:

„Biſt Du endlich da! ich war ſchon einmal an Deiner Thür! ... Graf Gorm iſt hier und wünſcht mit Dir zu ſprechen.“

Sie folgte ihrem Vater in das mittlere Zimmer und ſtand vor Peregrin. Da gewann ſie ſogleich ihre Haltung und ſagte freundlich:

„Grüß Sie Gott! ich dachte, Sie wären auf der andern Seite der Weltkugel.“

Peregrin machte eine verneinende Bewegung und ſagte ernſt:

„Bevor das geſchieht, möchte ich Sie bitten, eine Frage zu beantworten.“

Heliade ſchlug ihre ſtrahlenden Augen zu ihm auf und ein tiefer Ernſt legte ſich über ihr ſchönes Antlitz: ſie fühlte, daß ihre Antwort über zwei Leben entſcheiden werde.

„Herr von Horburg hat mich ermächtigt, dieſe Frage an Sie zu richten," ſetzte Peregrin hinzu, und Heliade bemerkte jetzt, daß ſich ihr Vater in ſein Zimmer begeben habe. Dies Alleinſein mit Peregrin ſtimmte ſie noch feierlicher und wie eine Bildſäule ſtand ſie ihm gegenüber. Peregrin faltete die Hände und ſagte leiſe:

„Heliade .... ich liebe Sie ſeit Jahren! der erſte Blick beſtimmte über mein Herz. Wäre es möglich, daß Sie mich lieben könnten? ... lieben — für das ganze Leben?"

„Für das ganze Leben!" wiederholte Heliade noch leiſer, aber feſt.

„Ach!" rief Peregrin und drückte beide Hände vor die Augen; — „iſt das gewiß? vertrauen Sie mir wirklich genug, um mit mir Leid und Freude des Lebens theilen zu wollen .... Heliade?"

„Das gehört ja zuſammen," ſagte ſie einfach.

Er hatte nicht geglaubt, ſeinem Ziel ſo nahe zu ſein. Ueberwältigt von Freude rief er:

„Alſo keine Hoffnung — ſondern eine Gewißheit nehme ich mit mir, Heliade?"

„Gewiß!“ entgegnete ſie lieblich.

„Nun dann muß ich fort — jetzt gleich und auf der Stelle fort!“ rief er in der ſtürmiſchen Weiſe ſeiner Natur; — „denn wenn ich nicht jetzt ginge, ſo fände ich nie mehr die Kraft, um mich von Heliade zu trennen.“

„O nicht in dieſem Augenblick!“ ſagte ſie bittend. „Hat mein Vater uns geſegnet, ſo müſſen Sie mit mir zum Grabe meiner geliebten Mutter gehen.“

„Wie gern!“ rief Peregrin; „aber dann .... dann muß ich fort.“

„Und dann müſſen Sie mit mir vor das allerheiligſte Sacrament gehen ... und da wollen wir die aus Liebe verborgene Ewige Liebe bitten, unſere Liebe ſo heilig zu machen, wie das nur immer in zwei armen ſchwachen Menſchenherzen möglich iſt,“ ſagte Heliade mit tiefer Innigkeit. „Und wenn Sie mich ganz glücklich machen ... und Ihr Herz mit unzerreißbaren himmliſchen Banden an das meine knüpfen wollen“ ... —

„O Heliade, was ſoll ich thun? .... Da wird das Schwerſte mir leicht und ſüß ſein!“ rief Peregrin beſeligt.

„Dann empfangen Sie mit mir in den nächſten Tagen die heiligen Sacramente der Buße und des Altars. Und dann reiſen Sie! dann gehen Sie in die Welt und in die Zeit hinaus! ... Dann ſind

wir vereinigt durch die heiligmachende Gnade und durch den Leib des Herrn."

„O!" rief Peregrin schmerzlich, „warum muß diese Bitte die einzige sein, die ich unmöglich erfüllen kann!"

„Unmöglich?" sagte Heliade betroffen.

„Unmöglich, Heliade! denn ich bin kein Katholik."

Kaum hatte Peregrin dies Wort ausgesprochen, über dessen Eindruck auf Heliade er ahnungslos war, als sie mit der Hand zum Herzen fuhr, leichenblaß wurde und mit einem dumpfen Seufzer zusammenbrach. Sie wäre zur Erde gesunken, wenn Peregrin sie nicht aufgefaßt hätte.

„Heliade!" rief er so schmerzlich, daß Herr von Horburg eintrat und voll Entsetzen Heliade in Ohnmacht fand.

„Was ist geschehen?" rief er beängstigt; „sie hatte nie einen solchen Zufall! Kann die Ueberraschung so heftig wirken."

Er tauchte ihr Tuch in frisches Wasser und legte es an ihre Schläfen. Peregrin rang die Hände. Heliade kam zur Besinnung zurück; die Farbe des Todes wich von ihren Wangen, ihren Lippen; sie strich ihr feuchtes dunkles Haar von der bleichen Stirn, richtete sich auf und sagte mit dem Ausdruck des tiefsten, ruhigsten Schmerzes:

„Ja, dann . . . iſt Alles vorbei!“

„Kind, geliebtes Kind!“ rief Horburg außer ſich; „was iſt geſchehen! . . . . Sprich!“

Peregrin ſtarrte ſie an, ſtumm vor Verzweiflung, denn er glaubte, daß ſie irr geworden ſei. Heliade erhob ſich, lehnte ſich auf den Arm ihres Vaters und ſagte zu Peregrin:

„Habe ich recht gehört? . . . . Sie wären nicht katholiſch?“

„Ich bin es nicht, Heliade, und ich begreife nicht, wie das Sie ſo erſchüttern kann.“

„Sie hat Sie täglich in der Meſſe geſehen und daraus gefolgert, daß ſie katholiſch ſein müßten,“ ſagte Horburg.

„Ich geſtehe, ich ging hin, weil ich dort Heliade ſah . . . . und beten ſah.“

„Nun wohlan!“ ſagte Heliade, „dann iſt Alles . . . . Alles aus und vorbei.“

Und ſchwere Thränen rollten über ihr trauriges Antlitz. Eine namenloſe Verzweiflung ging zweiſchneidig durch Horburgs Bruſt — wegen Heliade und wegen ſeiner ſelbſt. Peregrin verſtand das Alles gar nicht. Er rief:

„Heliade, wie können Sie fürchten, daß ich Sie je in Ihrem Glauben, in Ihrer Andacht ſtören oder beeinträchtigen würde. Ich wußte ja, daß Ihre Mutter eine iriſche Katholikin, in Rom erzogen, alſo

gewiß bis in's Herz hinein katholisch war; ich wußte es auch von Ihnen — aber ich habe nie einen Grund darin gesehen, der mich von Ihnen trennen oder eine Schranke zwischen uns ziehen könnte. Sie können hier im Vaterhause nicht freier in Ihrem Glauben und Gewissen sein, als Sie es dereinst in meinem .... in Ihrem Hause sein werden. Verlassen Sie sich auf mein Wort, Heliade."

„O, das ist aber schrecklich!" rief Heliade.

„Was ist schrecklich? oder vielmehr: was erschreckt Sie, Heliade? Sprechen Sie! ... Erklären Sie mir diese unbegreifliche Aufregung," rief Peregrin beängstigt und erregt.

„Ich bin trostlos und er versteht das nicht und er fragt mich, weshalb ich es sei! .... O mein Gott! ist so etwas möglich, wenn zwei Herzen sich lieben!" sagte Heliade in Thränen schwimmend.

Peregrin nahm seine ganze Kraft zusammen, um mit Ruhe zu sagen:

„Fassen Sie sich, Heliade. Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen. Ich sehe, ich fühle, daß ein großer Schmerz durch die Erklärung, ich sei nicht katholisch, über Sie gekommen ist. Allein den Grund dieses Schmerzes fasse ich nicht. Also sammeln Sie sich und reden Sie ganz aufrichtig zu mir. Ich bin fest überzeugt, wir werden uns verstehen."

„O, dieser Wahn ist ja eben das Schreckliche!"

rief Heliade. Dann trocknete ſie ihre Thränen, legte die Hand über die Augen, als wolle ſie ſich ungeſtört beſinnen und ſagte dann, indem ſie Peregrin mit übernatürlicher Ruhe anblickte, mit einer Stimme, durch welche das Erzittern der Natur und der Triumph der Gnade klang: „Fühlen Sie denn gar nicht, was das heißt, wenn zwei Menſchen, die in den ſchönſten und edelſten menſchlichen Empfindungen, Gedanken und Ideen übereinſtimmen, plötzlich auseinandergehen, wenn es ſich handelt um himmliſche, um übernatürliche Dinge — um Lehren, die in's Herz eingreifen, um Vorſchriften, die der Seele ihren Weg vorzeichnen, um Tröſtungen, mit denen kein Troſt hienieden zu vergleichen iſt. Das Alles ſoll ich allein beſitzen — und nicht mit Ihnen! Ueber Kunſt und Poeſie und Menſchenwohl und edles Streben ſoll ich mit Ihnen ſprechen . . . und wenn ich von Gott ſpreche im göttlichſten der Geheimniſſe, von Gott in der heiligen katholiſchen Kirche, von Gott in ſeinem myſtiſchen Leben im Herzen der Gläubigen . . . . dann verſtehen Sie mich nicht! dann antworten Sie mir nicht! dann laſſen Sie mich allein im Sonnenlicht und treten in den Nachtſchatten! . . . Nein, Peregrin! ſo niedrig wohnt meine Liebe nicht! ſie will mit Ihnen zuerſt im Himmel zu Hauſe ſein . . . . und dann erſt auf Schloß Traun."

Peregrin war jetzt leichenblaß geworden. Seine

Augen waren tief unter die dunkeln Brauen zurückgetreten, als betrachteten sie aus der Ferne prüfend Heliade und langsam sagte er:

„Engel des Todes! aber immer ein Engel!“

„Ja wohl . . . . Todesengel! auch für mich!“ seufzte Horburg für sich. Er war auf einen Stuhl — und sein Kopf auf seine Brust gesunken; die Arme hingen ihm schlaff herab; jedes Wort Heliadens zerschnitt ihm das Herz. Das Alles hatte Colomba gefühlt, geduldet, getragen! all dies unaussprechliche Weh gelitten für den kurzen Rausch der irdischen Liebe! Konnte er wünschen, daß Heliade um denselben Preis denselben Jammer sich erkaufe? — Und dennoch war ein Etwas in ihm, das diesen fürchterlichen Wunsch nicht aufgeben wollte. Heliade setzte sich neben ihren Vater, nahm seine Hand in die ihre, legte die Stirn auf seine Schulter und schloß die Augen, um Peregrin nicht zu sehen. Es war als legte sie sich zu ihrem Vater in's Grab, so unerhört traurig war er und sie und die ganze Scene.

Peregrin kannte große Opfer für große Ideen — in Gedanken und begriff sie — in der Vorstellung. Hier sah er es vor Augen — und begriff es nicht.

„Heliade,“ sagte er sanft, „Sie sind im Mißverständniß meiner religiösen Ueberzeugung. Ich

bin kein frivoler Ungläubiger .... ich bin kein Anhänger des gemeinen Rationalismus. Ich glaube an Christus, den Gottmenschen, wie Sie an ihn glauben. Dies sei der Punkt, in welchem unser beiderseitiger Glaube sich begegnet; denn er ist das wesentlich Nothwendige. Die Form, in der er zu Tage kommt, ist es nicht. Die Messe, die Sacramente sind nicht im wesentlichen Zusammenhang mit dem christlichen Glauben. Es gibt, ohne sie, sehr viele fromme, vortreffliche Christen. Lassen Sie uns also das Wesen aufsuchen, denn es verbindet uns. Nur die Form würde uns, nach Ihrer Meinung, trennen. Das ist aber nicht die wahre Auffassung der Dinge, Heliade! Ist das Ewige für uns, so dürfen wir uns nicht an das Vergängliche, das uns trennt, anklammern und es höher stellen, als jenes, indem wir ihm eine höhere Wichtigkeit beilegen, die nur aus einseitiger Auffassung entspringt. Wenn ich Ihnen sage, daß Ihre Glaubensansichten mir heilig sein werden .... ja, wenn Sie überhaupt Vertrauen zu mir haben .... so müssen Sie einsehen, daß keine wirkliche Schranke zwischen uns liegt und daß die eingebildete sinken müsse vor der Wahrheit der Liebe."

Heliade antwortete keine Sylbe. Peregrin hoffte, wenn auch noch nicht sie überzeugt zu haben, doch sie überzeugen zu können. Er sagte:

„Ihr eigener vortrefflicher Vater, an dem Sie so kindlich hängen, den Ihre Mutter so zärtlich geliebt hat — iſt nicht katholiſch. Sie verleugnen gleichſam die kindliche Ehrfurcht, wenn Sie meinen, einem ſolchen Beiſpiel nicht folgen zu dürfen ... und das iſt Ihnen ſo unähnlich, Heliade!“

Sie richtete ſich auf und ſagte zu Herr von Horburg, indem ſie vor ihm niederkniete:

„Mein lieber Vater, Du weißt, daß ich mich mein Lebenlang bemüht habe, ein gutes Kind zu ſein und in keiner Weiſe die Ehrfurcht und Liebe zu verletzen, die ich Dir, als dem Stellvertreter Gottes, ſchuldig bin. Darum mußt Du mir vergeben, wenn ich jetzt ſo zu Graf Gorm ſpreche, wie ich zu Gott ſpreche.“

Horburg legte mit ſchwermüthiger Zärtlichkeit die Rechte auf ihr Haupt. Heliade küßte ſeine Hand und ſagte dann zu Peregrin:

„Sie ſprechen von dem Beiſpiel meiner Mutter. Nun! meine Mutter lief in der erſten Zeit ihrer Ehe Gefahr, lau im Glauben zu werden, d. h. die Hauptaufgabe des Chriſten, die Rettung ihrer Seele, aus den Augen zu verlieren. Und als ſie darüber zur Erkenntniß und durch Gottes Gnade auf den richtigen Weg kam, hat ſie jeden Tag ihres Lebens verzehrt in Gebet und in Thränen, weil ſie meinen theuern Vater nicht auf dem ſichern Pfade ſah,

der nur in der katholiſchen Kirche und nur durch ſie .... zum ewigen Leben führt. Dies nämliche Schickſal ſtände mir bevor. Und da ich — wenn ich liebe .... ſtark liebe: ſo würde ich vielleicht dermaßen unter die Macht der Empfindung kommen, daß ich, um mich mit Ihnen in die tiefſte Harmonie zu ſetzen, die Fülle meines Glaubens fallen ließe, um mich mit dem Bruchſtück des Ihren zu begnügen — und dadurch Gefahr liefe, meine Seele zu verlieren. Wer ſich freiwillig und gegen Gottes Gebot in die Gefahr begibt, der kommt darin um .... denn nur ein Wunder der Gnade kann ihn retten. Für meine Mutter geſchah es .... aber das iſt kein Grund für mich, um daraufhin zu ſündigen."

„Heliade!" rief Peregrin in heftigſter Aufregung, „was iſt das für ein gräßlicher Gedanke .... und wie unwahr iſt er!"

„Unwahr?" fragte ſie ſtaunend. „Wenn ein Kleinod mir anvertraut wird, von dem die Exiſtenz eines Andern abhängt — und ich übergebe es leichtſinnig an Jemand, der deſſen Werth nicht kennt und bei dem es leicht verloren gehen kann und verloren geht — verſündige ich mich da etwa nicht? Nun, Gott hat mir den Glauben gegeben für das Leben meiner Seele: begebe ich mich in Verhältniſſe, wo er gefährdet wird, ſo verſündige ich mich gegen

Gott, der ihn mir gab, und gegen meine Seele, die ihn braucht."

„Aber Heliade, er ist nicht gefährdet, denn ich theile ihn."

„Gut!" sagte sie mit traurigem Lächeln; „dann legen Sie das katholische Glaubensbekenntniß ab."

Unwillkürlich trat Peregrin einen Schritt zurück und noch trauriger sagte Heliade:

„Sehen Sie ... das, was Sie sagen, ist unwahr."

Peregrin machte eine Bewegung, um zu antworten; aber Heliade rief lebhaft:

„Sie legten mir Ihren Glauben dar und ich antwortete Ihnen, er sei ein Bruchstück des meinigen. Sie nennen ihn freilich das Wesentliche; aber umsomehr müßten Sie ja auf meinen Vorschlag eingehen, wenn Sie nicht im tiefsten Gewissen die Ueberzeugung hätten, daß wir nicht eines Glaubens sind; folglich ist Ihre Behauptung unwahr."

„Unerbittliches Geschöpf!" sagte Peregrin finster, „Sie werden mich dahin bringen, Ihren Glauben zu hassen, denn er verzerrt die Lehre des Gottmenschen, der die Liebe als die Erfüllung aller Gebote pries."

„Ja, als sie; aber nicht anstatt ihrer; d. h.: die Liebe, die auf dem Boden und im Schirm des Glaubens erblüht und die Früchte des Glaubens, die Erfüllung aller Gebote hervorbringt — diese Liebe ist die höchste Stufe der Vollkommenheit. Eine Liebe

aber, die abgelöst von der Glaubenslehre und deren Folgerungen, nur im Irdischen ihre Befriedigung sucht, ist nicht die, welche Christus im Sinne hatte."

„Das ist auch die meine nicht!" rief Peregrin.

„Ich weiß es," entgegnete Heliade; „aber es wäre die meine, wenn ich ein Bündniß schließen wollte, das nur unter himmlischen Einflüssen meine Seele nicht gefährdet. Daß diese nicht außerhalb meiner Kirche zu suchen sind, versteht sich von selbst! nur sie hat die Gnadenströmende Fülle der Sacramente."

„Und so wären wir denn getrennt, Heliade!" rief Peregrin mit tiefem Schmerz. „Habe ich so lange Sie geliebt, um in dem Augenblick, wo ich Gegenliebe finde — von Ihnen getrennt zu werden — und mein Ideal wie ein Nebelbild verschwinden zu sehen."

„Vielleicht hatte Ihr treues Anhängen an dem Ideal den geheimen Sinn, daß Sie durch dasselbe der göttlichen Offenbarung einen Schritt näher kommen sollten," sagte Heliade schüchtern; — „denn meine armselige Person war dessen gewiß nicht werth."

„In dem Sinn, wie Sie es verstehen, Heliade, muß ich es verneinen. Was Gorm heißt, ist protestantisch und muß es bleiben. Es kann wohl eine Katholikin in die Familie eintreten, aber ohne in dem Punkt etwas zu ändern."

„Und woher kommt Ihrer Familie diese Entschiedenheit," fragte Heliade, „da sie doch vor dreihundert

Jahren — wenn sie damals existirte — sich vom alten Glauben lossagte! Was zum Unheil geschah, kann auch wieder zum Heil geschehen."

Den Punkt des Glaubensabfalls ließ Peregrin unberührt und sagte lebhaft:

„Mit dem großen Gustav Adolf haben wir auf deutschem Boden Blut und Leben an die protestantische Sache für Deutschland eingesetzt. Durch die Tradition, die Familienehre, die Heldenthaten der Vorfahren, sind wir mit dem Protestantismus, den wir begründen halfen, so verwebt und verschmolzen, daß ein Glaubenswechsel etwas Undenkbares ist."

„Aber das sind ja gar keine übernatürliche Gründe!" rief Heliade.

„Was nennen Sie so?" fragte Peregrin.

„Es sind keine Gründe, die aus dem offenbarten Glauben fließen und sich auf eine göttlich beglaubigte Autorität stützen. Es sind ganz menschliche und höchst irdische Gründe. Wenn ich sage: ich gehöre zu der Kirche, die Christus stiftete, die von den Aposteln verbreitet, von den Martyrern befruchtet, von Bekennern und Lehrern befestigt und gebildet, von Heiligen verherrlicht wurde — und deshalb gehöre ich zu ihr — — so verhält sich meine Tradition zu der Ihren doch gewiß wie das Sonnenlicht über der Oellampe."

„Sirene!" sagte Peregrin in ihren Anblick verloren.

„Nein!“ erwiderte Heliade ſtolz; — „nichts von Sirene! Ich will Niemand bethören. Sirenen verkünden die Wahrheit nicht.“

„O Heliade!“ rief Peregrin vor ihr niederkniend; — „je mehr ich Sie höre, je mehr ich Sie ſehe, deſto weniger begreife ich, daß wir getrennt werden ſollen.... und noch weniger .... daß Gott es ſein ſoll, der uns trennt.“

„Nicht er trennt uns,“ ſagte Heliade mit unausſprechlicher Wehmuth. „Er hat vielleicht in unſere Seelen gerade dieſen tiefſympathiſchen Zug gelegt. Was uns trennt, ſind menſchliche Anſichten, ſind Ihre Familientraditionen, ſind Meinungen und Lehren, die göttlicher Lehre entgegenſtehen.“

„Und das urewige, heilige Gebot, Heliade: Du ſollſt Vater und Mutter ehren — ſteht es Gott entgegen?“

„Nein! . . . aber die Ergänzung dazu lautet ſo: „„Wer nicht Vater und Mutter verläßt und Mir nachfolgt, iſt Meiner nicht werth.““ Handelt es ſich um Seele und Seligkeit — da muß man Gott mehr, gehorchen, als den Menſchen; denn Vater und Mutter können uns nicht ſelig machen.“

„Aber ich ſtehe durchaus auf chriſtlichem Boden und hoffe auf Seligkeit durch meinen Glauben.“

„So mag das für Sie genügen. Für mich — genügt es nicht. Ich habe Ihnen meine Gründe

gesagt .... und wir verstehen einander nicht mehr. Das ist das Vorspiel von dem, was ohne Zweifel kommen .... und uns unaussprechlich elend machen würde. Also ...."

Sie konnte nicht weiter sprechen. Ihre Stimme brach in krampfhaftes Weinen. Peregrin war aufgestanden und sagte zu Horburg im Ton des Vorwurfes:

„Warum schweigen Sie so ganz? Haben Sie so wenig Theilnahme für mich, daß Sie nicht eine Sylbe zu meinen Gunsten reden, obschon Sie vor einer halben Stunde mit Freuden bereit waren, mich als Sohn aufzunehmen."

Horburg raffte sich zusammen und erwiderte:

„Dem Willen des Vaters würden Sie die Neigung der Tochter schwerlich verdanken mögen. Das haben Sie mir gesagt, bevor Sie in meine Häuslichkeit eintraten .... und das begreife ich vollkommen wegen der großen, seltenen Liebe, die Sie für Heliade empfinden. Aber diese ganze Sache ist so plötzlich, so unerwartet gekommen — wir glaubten Sie fern auf hundert Meilen ... und Sie waren hier! — dazu Heliadens höchst entschiedene religiöse Ueberzeugungen: das Alles hat eine Verstörung hervorgerufen, die allzu groß ist, um mitten in derselben eine Entscheidung zu treffen. Ich muß mit Heliade

ruhig überlegend sprechen; sie muß sich fassen. Gönnen Sie uns einen Tag Bedenkzeit."

„Auch zwei, auch drei!" rief Peregrin. „Die Hoffnung könnte mich eine halbe Ewigkeit hier festhalten."

„O lieber Vater, wozu das?" sagte Heliade sanft.

„Damit Du die Beruhigung hast, nicht in erster Aufregung der Leidenschaft gehandelt zu haben," versetzte er.

Sie schwieg befremdet, denn sie dachte, daß die Leidenschaft, die immer das Gepräge des Egoismus trägt, anders gesprochen haben würde, als sie. Peregrin aber rief:

„Das ist richtig! Heliade muß ruhig überlegen."

„Täuschen Sie sich nicht," sagte Heliade ernst; „wenn ich hundert Jahre überlegte, würde meine Antwort dieselbe sein: ich binde mich nur mit dem Bande des Glaubens, denn nur dieses knüpft meine Liebe an die Ewigkeit."

Peregrin wollte sie unterbrechen; aber sie fuhr fort:

„Und wenn ich vom Glauben rede: so dürfen Sie sich durchaus keine Fragen stellen, ob es dieser oder jener sei — und sich durchaus keine Illusionen machen, als ob Sie ihn im Wesentlichen theilten und im Unwesentlichen nicht nöthig hätten. Ich meine den Glauben, den der Herr in jenem erhabenen,

feierlichen Augenblick vor seiner Aufnahme in den Himmel im Sinn hatte, als er sein letztes Wort, gleichsam die Besiegelung aller seiner Worte und den Inbegriff seiner ganzen Lehre — zu seinen Aposteln sprach: „Wer glaubt und sich taufen läßt, wird selig — wer nicht glaubt, wird verdammt werden.“ Ein Wort von so furchtbarem Gewicht in diesem Munde und zu dieser Stunde . . . mußte selbstverständlich die Folge nach sich ziehen, daß kein Mensch auf Erden darüber in Zweifel sei, was er zu glauben habe, um selig zu werden. Und diese Folge war — die katholische Kirche, die der heilige Geist aufbaute und beseelte und unter seinem Beistande zur Glaubenslehrerin aller Völker und aller Zeiten machte. Von ihr empfing auch ich meinen Glauben und keinen andern erkenne ich als göttliche Offenbarung an.“

Peregrin folgte mit höchster Spannung Heliadens Worten und als sie schwieg, sagte er zu Horburg:

„Und wenn sie Recht hätte? . . . Und wenn nur da die Fülle der Offenbarung — die ganze, göttliche Wahrheit wäre?“

„Nun?“ rief Horburg lebhaft, „was würden Sie thun?“

Peregrin aber brach ab und sprach wie zu sich elbst:

„Das kann nicht sein! . . . und nicht an mir ist es, dies zu prüfen. Ich stehe da, wo meine Väter

ſtanden und ſie kämpften für das reine Evangelium, wie der große Guſtav Adolf."

Horburg ſchwieg, um Peregrin nicht noch mehr in den Widerſpruch hinein zu treiben; aber er lächelte mitleidig über dieſe Zuverſicht zu der Guſtav-Adolfs-Fabel. Heliade ſagte jedoch in ihrer energiſchen Weiſe:

„Wohlan! Sie führen den Glaubenskampf mit dem Schwedenkönig gegen meine Kirche — und ich ſollte mit Ihnen Hand in Hand gehen?! Sie müſſen einſehen, daß das ſo unmöglich iſt, als der helle Tag um Mitternacht! Genug alſo . . . und keine Bedenkzeit mehr."

„Ich verlange ſie durchaus, Heliade," ſagte Horburg.

„Doch nicht für mich?" entgegnete ſie bittend.

„Es bleibt dabei!" rief Peregrin: „heute keine Entſcheidung."

„Mein Gott!" ſeufzte Heliade, „weßhalb muß denn die Agonie verlängert werden!"

„Weil ſie in eine Kriſis übergehen und zum Leben führen kann!" verſetzte Peregrin ſchnell.

„Lieber Vater," ſagte Heliade ermattet, „ich kann dies Alles nicht länger aushalten."

„Geh in Dein Zimmer, Heliade," ſagte Horburg ſanft.

Sie ſtand auf, grüßte Peregrin und verſchwand. Er blickte ihr nach und ſagte zu Horburg:

„Und so sollte sie aus meinem Leben verschwinden, nachdem sie dessen Axe und Polarstern war? Das Ideal der Liebe ginge mir unter in dem Augenblicke, als ich durch dasselbe ein Ideal von Glück zu verwirklichen hoffte? Wozu dann diese himmlische Vision? wozu dann dieser unerklärliche und unwiderstehliche Zug zu ihr? Welt und Leben und Bestimmung haben fortan keinen Sinn für mich — wenn Heliade aus ihnen verschwindet."

„Es gibt andere Frauen," antwortete Horburg gedankenlos, weil er in seine eigenen Gedanken vertieft war.

„Ja wohl gibt es andere!" rief Peregrin — „aber keine ähnliche! Können Sie mir keine andere Aussicht geben?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Horburg mühsam. „Ich werde heute Abend mit ihr sprechen — und morgen um diese Stunde erwarte ich Sie wieder."

So trennten sie sich — —

Heliade sah sich ganz befremdet alle Gegenstände in ihrem kleinen Zimmer an. Ihr war zu Sinn, als müßten inzwischen die Rosen verblüht und der Vogel entflogen und die Blumenzeichnung auf dem Reißbrett ausgelöscht sein. Aber nein! all diese Spielereien waren da — und nur in ihr war es so furchtbar ernst geworden — ernst, wie das Opfer

immer ist. In dem Augenblick, da sich ihr junges Herz einem andern Herzen zärtlich und glückverheißend zuneigte, trat ihr die flammende Erkenntniß entgegen, daß es etwas Höheres gebe, als in der reinsten menschlichen Liebe beseligt zu sein — und daß dies Höhere das Opfer der Liebe fordere. Wie in einer einzigen Frühlingsnacht plötzlich um alles Gezweig ein grüner Schleier schwebt und alle Blüthen sich duftend erschließen: so hatte der Seelenfrühlingshauch und die Nacht des Seelenschmerzes sie aus ihrem mädchenhaft beschränkten Horizont hinausgehoben und die edlen Blüthen der Selbstverleugnung und der Entsagung in ihr gezeitigt. Alle edlen und schönen Gefühle haben aber einen und denselben Boden: Kraft des Herzens. Daher wurde Heliadens Liebe, eben weil sie rein und schön war, keineswegs schwächer durch die Erkenntniß und den Entschluß, sie zu opfern — sondern stärker. Sie hatte nur einen Blick in das irdische Paradies geworfen: er genügte, um ihr zu zeigen, was sie verlor — nein, mehr! was sie freiwillig aufgab. Aber sie schwankte nicht. Es war ihr, als ruhe sie zu Füßen des Gekreuzigten in den Armen ihrer Mutter und als entnehme sie aus deren Herzen die Richtschnur ihrer Worte, ihrer Handlungsweise. Nur konnte sie gar nicht die Absicht ihres Vaters mit dieser peinlichen Verzögerung begreifen. Er hatte ihr liebreich gesagt:

„Faſſe Dich, Heliade; nimm Dich in Ruhe zuſammen. Heute Abend rede ich mit Dir!“

Wovon? worüber? weßhalb nicht gleich? warum mit dieſer feierlichen Ankündigung? .... Sie war durchaus nicht daran gewöhnt, ihren Vater zu fürchten; aber unwillkürlich kam etwas über ſie wie Furcht.

Als es zu dunkeln begann, trat ſie mit der brennenden Lampe aus ihrem — in das mittlere Zimmer. Dann pflegte Horburg auch zu kommen, und wenn er nicht kam, ſo ging Heliade zu ihm und holte ihn herein. Jetzt, da ſie die Lampe auf den Tiſch ſtellte und deren Schein das Zimmer erleuchtete, wurde ſie ihren Vater gewahr, der unbeweglich am Fenſter ſaß. Sie trat zu ihm heran, umſchlang ſeine Schulter und fragte zärtlich:

„Lieber Vater, warum haſt Du mich nicht hereingerufen?“

Sie beugte ſich herab, um ihm in die Augen zu ſehen. Da gewahrte ſie mit einer Art von Entſetzen — eine Thräne an ſeinen Wimpern. Er hatte nie eine Thräne vergoſſen — nicht an Colomba's Sterbebett — nicht neben ihrer Leiche, ihrem Sarge, ihrem Grabe. Was mußte das ſein, das ihrem Vater eine Thräne entlockte!

„O mein lieber Vater!“ ſagte ſie beklommen und angſtvoll, „was fehlt Dir? ... Leideſt Du?“ ... —

„O fürchterlich, Heliade!“ erwiderte er, fuhr mit

der Hand über die Stirn und erhob ſich mit
ſchwerer Bewegung, als drücke ihn eine unſichtl
Laſt zu Boden. Er ging ein Paarmal im Zim
auf und nieder, dann ſagte er zu Heliade, die
kummervoll zuſchaute:

„Komm her, mein armes liebes Kind, ſetze Dic
mir und unterbrich mich nicht. Wie ſchwer es mir
werden möge — Du ſollſt Alles wiſſen, denn
wäre möglich, daß meine Rettung durch Dich bew
ſtelligt werden könnte. Was ich Dir zu ſagen h
wird Dein Herz zerreißen .... nach allen Se
hin: um ſo klarer wird es Dir hoffentlich werd
was Du zu thun haſt.“

Heliade ſank zitternd und ſprachlos auf ei
Sitz neben ihrem Vater nieder und Horburg ſpr

„Ich bin nicht aus einer proteſtantiſchen Fami
wie Du es bisher geglaubt haſt .... ſondern
einer altkatholiſchen. Aber mein Vater, der im Z
alter Voltaire's und der Encyclopädiſten ſeine Jug
in Paris verlebte, glaubte ſeinen Grundſätzen
Aufklärung folgen und bornirte Vorurtheile beſeiti
zu müſſen, indem er ſich mit einem reformir
Fräulein aus der Pfalz vermählte, das ihm ge
Ich war das einzige Kind dieſer Ehe. Mein Va
verachtete die Religion, weil er ſie nur aus
frevelhaften atheiſtiſchen Schriften jener literariſc
Rotte, die ein ewiger Schandfleck in der Geſchic

des menschlichen Geistes bleibt — kennen wollte. Meine Mutter, die mehr religiöses Gefühl und weniger Verstand als er .... und ihn dabei sehr gern hatte, erlag mit ihren etwaigen Glaubensansichten seinen Spöttereien und Neckereien. Zuerst wird sie ihre Meinungen wohl nur verschwiegen haben; — nach und nach vergaß sie dieselben und bewegte sich mit meinem Vater in der Sphäre seiner frivolen Anschauungen.

Auf diesem Boden erwuchs ich und wuchs ich heran ... und, um mein Unglück zu vollenden, war ich der Abgott meiner Eltern ... obschon ich ihnen — die ersten Kinderjahre vielleicht abgerechnet — nie Freude machte. Sie lehrten mich keinen Gehorsam gegen Gott, keine Abhängigkeit von Gott, weder durch Wort noch durch Beispiel, und so fühlte ich mich denn auch nicht zum Gehorsam gegen sie verpflichtet und die Abhängigkeit von ihnen drückte mich dermaßen, daß ich mich in beständiger Empörung gegen sie befand, wenn ihre Wünsche, Pläne und Ansichten den meinen entgegentraten. Nie kam es mir in den Sinn, meinen Willen dem ihren unterzuordnen, denn der erhabene Gedanke, auf welchem allein die Würde der Eltern beruht: Stellvertreter Gottes bei der Erziehung einer unsterblichen Seele zu sein — wurde nicht meinem kindlichen Herzen eingeprägt. Nie sah ich meine Eltern beten, nie

einen Gottesdienſt beſuchen, nie eine andächtige Handlung verrichten. Welche Gedanken muß ſich ein Kind über Religion, Glauben und Kirche bilden, wovon der Lehrer zu ihm ſpricht, wenn es die Eltern leben ſieht, als ob das Alles gar nicht exiſtire. Auf das junge Gemüth macht das Beiſpiel — und beſonders das elterliche, mehr Eindruck als tauſend Lehren eines Informators. Frivol in den Anſichten — von Grundſätzen war überhaupt keine Rede! — und leidenſchaftsvoll im Herzen verließ ich bei neunzehn Jahren das Vaterhaus, um in Mainz academiſche Studien zu machen. Es iſt wahrſcheinlich, daß ich dort Männer hätte finden können, die in Leben und Wiſſenſchaft ernſte Wege gingen, aber die allgemeine Luft, die dort wehte, war triviale Oberflächlichkeit — angefangen beim Churfürſten bis herab zu jenem Georg Forſter, den die verſchrobene Jetztwelt zu einem Heros und Martyrer erhabener Ideen machen möchte, während er in geiſtiger Beziehung kurzſichtig und unklar — in moraliſcher gemein war. Das war überhaupt die klägliche Signatur jener Tage! Erhabene Ideen wurden nur gleichſam in ihrem Wortlaut — nicht in ihrer Tiefe, ihrem Zuſammenhang, ihren Folgen . . . alſo nicht in der Wahrheit, die in Gott iſt — aufgefaßt; denn die Menſchen hatten durch Ueberſchätzung des raffinirten Verſtandes, der die Außenſeite der Dinge blendend um-

wirbelt — und durch Hinneigung zum Materialismus, welche dieſe Sorte von Verſtand immer entwickelt und nährt: das Auge der höheren Intelligenz in ſich ſelbſt geſchloſſen. Der Glaube iſt die Lebensverbindung des menſchlichen Geiſtes mit dem Geiſt Gottes. Wird dies Band zerriſſen, dieſer Kanal zerſtört, ſo ſchrumpft der Menſchengeiſt mehr und mehr zuſammen, verliert Schärfe, Schwung und Einſicht und taumelt auf dem Boden der ſinnlichen Wahrnehmungen umher, wie ein Schmetterling, dem die Flügel ausgeriſſen wären. In dieſer dreifachen Trunkenheit der Selbſtüberſchätzung, des Rationalismus und der Sinnlichkeit bewegte ſich der Hof des Churfürſten, an welchem ich Verwandte hatte — und der Kreis der Profeſſoren der Hochſchule, unter denen ich meine Lehrer ſuchte. Mit der Vorbereitung, die ich aus dem Vaterhauſe mitbrachte, war das Reſultat vorherzuſehen: ich begeiſterte mich für Ideen, die meinen Leidenſchaften zuſagten.

Trotz dieſer Abrutirung war ich keineswegs zufrieden. Es war etwas in mir, das Anderes begehrte. Ich wußte nur nicht was. Ich glaubte, es ſei ein größerer Spielraum, mehr That, mehr Bewegung. Gegen den Willen meiner Eltern ging ich nach Paris. Ich hatte Talent, Muth, jenen Enthuſiasmus, der mehr mit der überſchäumenden Kraft der Jugend, als mit hohem ſittlichen Streben zuſammen-

hängt. Das gefiel. Ich lernte die Partei der Girondiſten kennen, ſchwärmte für ſie und mit ihnen, bankettirte mit ihnen bei Madame Roland, die uns Roſenblätter in die Weingläſer ſtreute — zur Erinnerung an die Sympoſien der alten Hellenen — und hielt mit ihnen feurige Reden voll tönender Phraſen ohne Wahrheit.

Die Guillotine verſchlang den König, verſchlang die Girondiſten. Ich entkam ihr. Daß von Begründung der Freiheit nicht mehr — wohl aber von wahnwitzigſter, beiſpielloſer Tyrannei die Rede ſei, lag zu Tage. Ich fanatiſirte mich für die unglückſelige Königin. Mein Geld, meine Freunde, tauſend Intriguen ſollten mir dienen, um ſie zu retten. Sie hatte glühende Anhänger und ich verband mich mit ihnen bis zur äußerſten Lebensgefahr. Dennoch ſcheiterten unſere Plane . . . und die Guillotine verſchlang ihr ſchönes, ſtolzes, kummervolles Haupt. Da faßte mich ein Gemiſch von Ekel und Haß gegen ihre Henker und ich floh nach der Vendée, wo ich mit wüthender Energie, abermals dem Strom meiner momentanen Leidenſchaft folgend, gegen dies monſtroſe Schreckensregiment kämpfte.

Das war der Augenblick, den die göttliche Vorſehung erwartet zu haben ſchien, um mich auf andere Wege zu leiten. Meine Freundſchaft mit einem jungen Edelmann der Vendée brachte mich in Verbindung

mit seiner Familie .... mit seiner Schwester .... der edelsten und reinsten Seele, die mir bis dahin erschienen war. Ich wurde von ihr und von dem ganzen Hause mit der zartesten Gastfreundschaft behandelt, weil ich ein Waffenbruder war. Aber ich wünschte mehr .... und hoffte mehr. Ich bewarb mich um Magdalene. Sie sowohl als der Marquis lehnten den Antrag ab, als die Frage nach meinem Glauben zur Sprache kam und sie frivolen Unglauben entdeckten.

Mein Leben nahm eine furchtbare Wendung. Mein Stolz, mein Selbstgefühl, meine Eitelkeit bäumten sich auf gegen diese Demüthigung. Bis jetzt war mir die Religion ein Ding gewesen, das seitwärts vom Pfade lag, wo kluge und gebildete Menschen gehen, ein Ding, das ihnen gar nicht vor die Augen kommt und sie daher auch gar nicht belästigt. Und plötzlich nahm sich dies verachtete Ding die Freiheit, mir entgegenzutreten und meinen Lauf nach einem ersehnten Ziel zu hemmen! Diese Unverschämtheit mußte bestraft und die freche Zumuthung mit Fußtritten beantwortet werden. Fortan setzte ich eine Ehre darin, mit meinem Atheismus zu prahlen und demgemäß zu leben. Die göttliche Gnade hatte mir die rettende Hand geboten; rasend stieß ich sie fort — und der Stoß hatte die Folge, daß ich einige Stufen tiefer herabtaumelte.

In dieſer niedrigen Sphäre verbrachte ich Jahre um Jahre und wurde moraliſch ſo entnervt, daß ich ſogar jene innere Raſtloſigkeit verlor, die mich ſonſt zu keiner rechten Befriedigung kommen ließ. An die Stelle der Raſtloſigkeit war Betäubung und Stumpfheit getreten. Konnte ich nur den Winter in Paris, den Sommer in Spaa zubringen — hatte ich nur Geld vollauf für Pferde und Hunde, für Karten und Wetten, für Theater und Champagner, ſo vergaß ich, daß meinem innerſten Weſen jemals etwas gefehlt hatte.

Meine armen bekümmerten Eltern wünſchten meine Rückkehr, meine Verehelichung. Bei dem Gedanken an Ehe . . . lachte ich und an Familienleben . . . ſchauderte ich. Dabei blieb es. Auch als mein Vater ſtarb. Nur inſofern trat eine Veränderung ein, als meine Verſchwendung zunahm und zwar ſo ſehr, daß ich nach einigen Jahren das bedeutende väterliche Vermögen gänzlich aufgezehrt und dadurch auch meine Mutter um ihr Einkommen als Wittwe gebracht hatte. Nun war ich arm, aber buchſtäblich arm — und zwar mit einer erniedrigten Seele: die fürchterlichſte Vereinigung, die es auf Erden geben kann. Die Armuth an ſich iſt ſo wenig ein Unheil, daß manche arme Menſchen mit einer großen Seele die größten geworden ſind, die man je geſehen hat . . . denn ſie wurden Heilige. Aber Armuth

und eine erniedrigte Seele — wird das Treibhaus aller Verbrechen.

Um mir eine kleine Jahresrente und die Anwartschaft auf ein großes Vermögen zu sichern, ohne Ueberzeugung, daß ich die Wahrheit verlasse und ebensowenig überzeugt, daß ich sie finde — wurde ich . . . o meine arme Heliade! wurde ich Protestant. Meine gute Mutter knüpfte einige Hoffnung für mich an dies Ereigniß und erleichterte mir auf jede Weise den Schritt. Ich that ihn mit großer Gelassenheit, indem ich sagte:

„Ich bin ein ächter Protestant, denn ich protestire gegen alles und jedes Katholische."

Damit war ein protestantisch-rationalistischer Theolog ganz einverstanden und begnügt. Mein Großonkel, den ich beerben wollte, zwar nicht; indessen ließ er sich von meiner armen Mutter beschwichtigen, die ihn mit tausend Thränen anflehte, mit dem ersten schwachen Schritt ihres unglücklichen Sohnes vorlieb zu nehmen und ihn nicht durch höhere Forderungen zu irgend einem verzweifelten Schritt zu treiben. Mein Onkel setzte mir also eine kleine Jahresrente aus: es ist die, wovon wir bis zur Stunde leben."

Heliade sprang auf mit einem Ausdruck des Entsetzens, als halte der Vater ihr das Haupt der Meduse entgegen. Sie fiel vor ihm nieder, umklammerte seine Knie und ächzte mit tonloser Stimme:

„Aber von Stund' an nicht mehr . . . o nicht mehr."

„Höre weiter, Heliade!" ſagte Horburg, indem er ſie ſanft aufhob und wieder auf ihren Platz ſetzte: „Mein Geldmangel hatte die Folge, daß mir meine gewohnten Zerſtreuungen fehlten und daß daher wieder eine große Unruhe ſich meiner bemächtigte. Es war aber weder die des Gewiſſens noch des Geiſtes, ſondern nur ein Drang nach lebhafter Beſchäftigung und äußerer That. Beides fand ſeine entſprechende Nahrung in den furchtbaren Kriegen, welche Napoleon in Europa entzündete. Während acht Jahren kämpfte ich gegen ihn — immer in demjenigen Lande und unter derjenigen Fahne, die ſeinen Invaſionen Widerſtand leiſteten. Beſeelten mich auch keine höheren Motive, ſo ſchlug ich doch mein Leben in die Schanze — und dieſer Verſuch, das Leben zu etwas Anderem zu verwenden, als zu ſelbſtſüchtigen Genüſſen, that mir wohl. Sogar auf dieſer unterſten Stufe ſpürte ich die reinigende Kraft der Selbſtverläugnung: wer ſich täglich der Gefahr ausſetzt, ſein Leben zu verlieren, bei dem ſinken die Glücksgüter im Preiſe. Ich machte keine Fortſchritte in jener Richtung, die nothwendig geweſen wäre, um mich in des Onkels Gunſt und Erbſchaft feſtzuſetzen. Er ſtarb während der Kriegsjahre. Ein anderer Neffe wurde ſein Univerſalerbe; mir blieb nur meine kleine

Penſion. Inzwiſchen war ich vierundvierzig Jahr alt geworden und mit andern Menſchen, Gedanken und Beſtrebungen bekannt geworden, als jene, die ich in früheren Lebenskreiſen gefunden Die unerhörte Nichtigkeit meiner früheren Exiſtenz ekelte mich an. Die unüberwindliche Sehnſucht nach Glück, die ich mit dem Rauſch und den Träumen des Opiums eingeſchläfert hatte, regte ſich wieder in mir. Ich wollte andere Dinge treiben, andere Intereſſen verfolgen, andere Beſchäftigungen ſuchen, als bisher. So kam ich nach Rom .... und in das Haus Deines Großvaters Sir Reginald O'Connor.

Montaigne hat geſagt: „Il n'y a de satisfaction çà bas que pour les ames ou brutales ou divines.“ Dieſe Familie war ein lebendes Bild der Zufriedenheit, die himmliſche Seelen hienieden finden. In der knappſten äußern Beſchränkung, in der Verbannung, in beſtändigem Kummer um das Vaterland, im Jammer um einen entarteten Bruder — waren dieſe Menſchen dennoch tief zufrieden, etwa ſo wie die Seligen es ſein mögen, die zwar die Leiden der Welt kennen, doch nur im Wiederſchein des göttlichen Willens, der vor ihrem Aug' erſtrahlt, ſie überſchauen. War ich mit ihnen zuſammen, ſo empfand ich, daß diejenige Befriedigung, die ich bis jetzt geſucht und gefunden hatte, mich in die Kategorie von Montaigne's „ames brutales“ verwies.

Wie Deine Mutter war bei ſechszehn Jahren .... kann ich Dir nicht beſchreiben. Ein chriſtliche Pſyche — ſo ſtelle ſie Dir vor. Später wurde ſie eine Heilige! — Daß ſie ſich mit mir gegen den ausdrücklichen Willen ihrer Eltern, die vor meiner Apoſtaſie zurückſchauderten, dennoch vermählte .... hat ſie Dir ſelbſt erzählt, jedoch mit Uebergehung meines Abfalls. Demüthig wie ſie war, betrachtete ſie ihren Ungehorſam als den Grund, weshalb Gott ihre Gebete um meine Bekehrung nicht erhöre. Dem war aber nicht ſo! der Grund lag in mir. Daß ſich auch jetzt wieder zwiſchen Colomba und mich der katholiſche Glaube ſtellen wollte, wie vor achtzehn Jahren zwiſchen Magdalene und mich — fachte meinen vergeſſenen Groll gegen ihn friſch und feurig an, und mein Stolz blies kräftig die Flammen an. Nur liebte ich Deine Mutter zu ſehr, um meine Verachtung von Glauben und Kirche abſichtlich zur Schau zu tragen. Ich hielt mich in dem allgemeinen Indifferentismus gegen alle Offenbarung, beſchäftigte mich mit literariſchen Arbeiten, mit hiſtoriſchen Studien und lebte in Florenz eine Reihe von Jahren ſo glücklich, wie der Menſch es ſein kann, der nur auf dem natürlichen Boden ſteht und die leiſen Mahnungen ſeines Gewiſſens in der Zufriedenheit ſeines Familienlebens beſchwichtigt. Deine arme Mutter aber hatte längſt ihren Frieden verloren, ſeitdem ſie für meinen Seelen-

zuſtand zitterte. Sie meinte immer, ein kluger Mann müſſe ganz leicht zur Erkenntniß der Wahrheit der Offenbarung kommen; er ſei gewöhnt an Nachdenken, an Logik; er brauche nur zu wollen, ſo führe ihn der folgerichtige Gedanke zu Gott und zur Offenbarung, die das nothwendige Band zwiſchen Ihm und der Menſchheit iſt. Sie brachte nur nicht in Anſchlag, daß der klügſte Mann keineswegs immer den entſchiedenſten Willen zur Erkenntniß Gottes mitbringt. Allzu häufig ſucht er ſeine eigenen Gedanken und ſein eigenes Ich. Abermals ſtieß ich die Gnade zurück, die mir die göttliche Vorſehung darbot, als ſie mich in Verbindung mit Deiner Mutter brachte; und abermals taumelte ich durch dieſen Stoß einige Stufen abwärts — jedoch nicht abwärts in der äußeren Welt, ſondern in mir ſelbſt. Mein äußeres Leben war durchaus geregelt, häuslich, arbeitſam, einfach; ich war ein zärtlicher Gatte und Vater, ein reſpectabler Mann; ich bekam eine gewiſſe Hochſchätzung meiner moraliſchen Vortrefflichkeit — und dadurch wurde ich blinder über mich ſelbſt, als ich je geweſen war.

Die Sorge um Deine und Deiner Mutter Zukunft nach meinem Tode war ein Punkt, der mich unſäglich peinigte, je älter ich wurde. Er zwang mich, die Quelle ſcharf in's Auge zu faſſen, welche hauptſächlich die Meinen ernährte: meine Jahresrente. Ich hatte mir bis dahin immer vorgeſpiegelt, der Onkel ſei mir

dieſelbe ſchuldig geweſen und nur aus herrnhutiſcher Beſchränktheit habe er ſie zu einer Belohnung gemacht. Wollte ich aber ehrlich ſein, ſo mußte ich bekennen, daß dies eine freiwillige Täuſchung meinerſeits ſei. Mein Großonkel hatte nicht die mindeſte Verpflichtung gegen mich und hätte einem katholiſchen Großneffen nimmermehr ein Jahrgeld ausgeſetzt. Ich wünſchte aber ſehnlichſt, daß daſſelbe im Fall meines Todes auf Weib und Kind übergehe. Die Hoffnung, dieſe Angelegenheit bei meinem Vetter zu ermöglichen und ſie in Deutſchland leichter zu betreiben, als in Italien, ließ mir in Florenz keine Ruhe. Aus der Heimlichkeit, mit der ich ſie umgab — aus dem tiefen Schweigen, das ich darüber gegen Deine Mutter beobachtete — drängte ſich mir unwillkürlich meine eigene Verurtheilung auf: es handelte ſich um eine ſchmachvolle Sache. Die Vorſtellung, daß Deine Mutter ſie entdecken könne, trieb mir den Angſtſchweiß auf die Stirn — — und ſie hat auch nie dieſe gräßliche Entdeckung gemacht!

Die Hoffnungen, die ich an unſere Ueberſiedelung nach Dresden knüpfte, erwieſen ſich als taube Blüthen. Ich fand keineswegs das, was ich in literariſcher Beziehung erwartet hatte: ich war zu alt, zu fremd, zu wenig vertraut mit der dermaligen Geiſtesſtrömung in Deutſchland, zu unbeholfen, um mich in ſie hinein zu finden, zu entmuthigt und wohl

auch zu talentlos, um mir selbstständige Wege zu suchen und Bahnen zu brechen. Meine literarischen Arbeiten waren ganz untergeordneter Art — eine empfindliche Demüthigung für meinen Stolz! — Die Verhandlungen mit meinem Vetter blieben durchaus fruchtlos .... nein, mehr! sie ließen mich in einen Abgrund sehen! — Mein Vetter antwortete mir sehr artig, er würde für seine Person herzlich gern meinen Wunsch erfüllen, da er im Besitz des ganzen Vermögens sei. Nach seinem Tode gehe es aber auf seine fünf Söhne über, denen er unmöglich diese Last aufladen dürfe — um so weniger, als das Testament des Großonkels besage: Rudolf von Horburg solle sein Jahrgeld behalten, so lange er protestantisch sei. Man müsse daraus wohl mit Recht den Schluß ziehen, daß ein Jahrgeld für dessen katholische Familie dem Willen des Testators gänzlich zuwider laufe. Und ob ich denn nicht die Abschrift des Testamentes seiner Zeit erhalten habe?

Gewiß, ich hatte sie erhalten .... mitten im spanischen Feldzug. Ich hatte gelesen, daß ich nicht der Universalerbe — sondern auf ein Jahrgeld gesetzt sei — und ich hatte das Papier zerrissen, ohne jene Bedingung auch nur beachtet zu haben. Jetzt machte sie mir einen furchtbaren Eindruck. Wie stolz war ich immer gewesen auf meine falsche Freiheit, auf meine verkehrte Selbstbestimmung, auf meine

Unabhängigkeit von jeder Fessel — und plötzlich fühlte ich mich auf dem Punkt, von dem die wahre Freiheit ausgeht: in meinem Gewissen .... an eine niederträchtige Kette gefesselt ... niederträchtig, wie nur immer die Kugel sein kann, die der Galeerensklave am Fuß nach sich schleppt! Denn wenn ich Gebrauch machte von dem Recht, welches jedem Menschen zusteht — wenn ich forschen und fragen wollte nach der ewigen Wahrheit, so war mir die Möglichkeit geraubt, dieselbe in der katholischen Glaubenslehre zu finden — es sei denn, daß ich mich entschloß, mit den Meinen in vollkommene, buchstäbliche Armuth zu versinken. Und seltsamer Weise! — von diesem Augenblick an fühlte ich mich von einer unwiderstehlichen Macht angetrieben, gerade diejenige Bahn des geistigen Lebens einzuschlagen, die ich bis dahin immer vermieden hatte. Die Arbeiten meiner Feder waren zu gering, um den Kreis meiner Gedanken vollständig einzunehmen — und ich begann die Kirchenväter zu studiren. Anfangs behandelte ich die Sache mehr mit dem Interesse der Neugier, ob es wohl möglich sei, aus ihnen genügende Gründe für die objective Wahrheit der göttlichen Offenbarung zu schöpfen. Der Spiegel meiner Seele war dermaßen getrübt durch verkehrte Ansichten, die immer mit einem verkehrten Willen zusammenhängen — denn der richtige, auf Gott gestellte Wille schöpft

seine Erkenntniß am Urquell des Lichtes und sie geht in seine Ansichten über — daß ich Anfangs dem Blinden glich, der keine Ahnung hat vom Aufgang der Sonne. Ich ließ mich aber nicht abschrecken und las weiter; — da wurde mir wie dem Blinden, dem man den Staar gestochen: das einströmende Licht thut ihm weh und er möchte zurückkehren in die alte Finsterniß. Das ist aber nicht mehr möglich. Er kann freilich die Augen schließen, weil er fürchtet, geblendet zu werden; allein er kann nicht mehr leugnen, daß auch ihm die Sonne aufgegangen sei. Doch ergab ich mich durchaus nicht leicht und schnell dieser Ueberzeugung. Ich bekämpfte sie, ich stemmte und wehrte mich gegen sie. Ich wollte mich an die Lehren des Materialismus halten: sie lösten sich unter meiner Hand in ich weiß nicht was für einen widerlichen, Prozeß gährenden Stoff auf, durch welchen die todte Katze in derselben Reihe steht, wie der todte Mensch. Ich wollte mich an den Rationalismus klammern; aber er ist kein lebendiges Glied, sondern nur eine hohle Geschwulst an dem geistigen Organismus der allgemeinen Intelligenz — seine Markloſigkeit konnte mir weder Kraft noch Halt bieten. Vergebens sah ich mich um nach einer Rüstung .... ja nur nach einer Schutzwaffe gegen die christliche Offenbarung — ich fand keine! Wurde ich aber Christ: so wurde ich selbstverständlich Katholik, da eine übernatürliche Offenbarung, wie diejenige

ist, welche das Christenthum begründete, nur da rein erhalten werden kann, wo die Tradition im Schooß der apostolischen Kirche sie bewahrt. Ich aber durfte nicht zu dieser Kirche mich bekennen: die Fessel der pecuniären Verhältnisse band mich an das tiefste Elend und die tiefste Erniedrigung, die es hienieden gibt: ich mußte die heiligsten Ueberzeugungen verleugnen ... für ein Stück Brod! — und ich durfte deswegen mit Niemand hadern und Niemand anklagen! ... ich selbst hatte mir diese Entwürdigung bereitet — ich war ein Apostat! Mit diesem Brandmal auf der Seele lebt sich's schwer! Es ist der Grund der Melancholie, die mich seit Jahren foltert. Mag Deine Mutter auch geahnt haben, daß ich in den heftigsten inneren Kämpfen schwanke: so wußte sie doch nicht, weshalb ich nicht zum Entschluß kam."

„Das hat Gott so gefügt!" sagte Heliade mit übernatürlicher Ruhe; — „es hätte sie getödtet. Jetzt aber betet sie für Dich am Throne Gottes, mein geliebter Vater, und die Frucht dieses Gebetes wird sein, daß Du zurücktrittst in die heilige Kirche und dem Jahrgeld entsagst."

„Und wovon leben, Heliade?"

„Du wirst wieder literarische Beschäftigungen beginnen ... ich werde arbeiten ... wir schränken uns ein, vertrauen auf Gott — und Er hilft uns."

„In dieses Elend sollte ich mein einziges Kind

ſtürzen!“ rief Horburg in einem Ausbruch von Verzweiflung; — „nein, Heliade! höre mich an . . . es gibt einen Ausweg. Die Kirche mißbilligt immer die gemiſchte Ehe, weil die katholiſche Seele immer durch ſie in Gefahr kommt; aber ſie tolerirt dieſelbe unter der Bedingung, daß die Nachkommenſchaft katholiſch werde. Setzeſt Du das durch, ſo haſt Du das immenſe Glück, eine proteſtantiſche Familie in eine katholiſche zu verwandeln. Bei der Liebe, die Graf Gorm zu Dir hat, wird Dir das gelingen.“

„Hörteſt Du nicht, lieber Vater, daß er ſagte: Was Gorm heißt, muß proteſtantiſch ſein! — und: Eine Katholikin würde die Confeſſion der Descendenz niemals ändern. Wie kannſt Du glauben, daß er ein ſolches Zugeſtändniß in den Ehepacten machen würde?“

„Das meinte ich nicht, Heliade!“ entgegnete Horburg verlegen nach Worten ſuchend: „aber . . . je reiner das Herz und je edler der Charakter — deſto mehr iſt Empfänglichkeit für die Wahrheiten der Religion vorhanden. Graf Gorm beſitzt jene Vorzüge in ſo hohem Grade, daß Dein Einfluß auf ihn nicht anders als günſtig ſein kann. Du wirſt ihn in der Ehe um ſo ſicherer gewinnen, als Du vorher .... keine derartige Anſprüche machen wirſt. Ueberlege alſo, ob es nicht beſſer wäre, ſeinen Antrag anzunehmen. An dem Tage, wo Dir ein ehren-

haſter Platz in der Welt geſichert iſt . . . an dem Tage, Heliade, legt Dein Vater das Tridentiniſche Glaubensbekenntniß ab und entſagt jenem Gelde. So würdeſt Du meine Seele retten."

„Und die meine verlieren," entgegnete Heliade.

„Nein!" rief Horburg — „Gottes Gnade und der Segen Deines Vaters würden mit ihr ſein."

„Des Vaters Segen iſt unwirkſam, wo Gottes Gnade fehlt . . . und ſie fehlt in einem Ehebündniß, das die Kirche, welche an Gottes Statt Spruchgewalt hat, durchaus verwirft. Ich würde heraustreten aus dem ſeligen Einfluß der heiligmachenden Gnade, wenn ich menſchlichen Stimmen mehr Gehör geben wollte, als der Stimme Gottes."

„Heliade! . . . . Du ſtürzeſt Deinen Vater in Verzweiflung . . . und Dich . . . in's Elend!" rief Horburg.

„Im Elend wird Gott mich behüten, mein lieber Vater," ſagte das unglückliche Kind mit ruhiger Faſſung; — „in der Hölle nicht."

„Und wenn ich meinen Fluch auf Dein unkindliches Haupt lege!" rief Horburg mit zornflammendem Blick.

„Das wirſt Du nicht thun, mein geliebter Vater . . . . denn die Hand Gottes liegt auf meinem armen, ſchwachen Haupt!" ſagte Heliade ſanft; aber ſie war ſo bleich und ihr Auge ſo müde und ihre

Haltung so erschöpft, daß ihr Vater mit Grauen bei sich selbst sprach: Wenn sie nur nicht stirbt! solche junge Wesen sind noch nicht acclimatisirt in der Atmosphäre der Schmerzen, welche die des Lebens ist. Das Alter ist der Stürme gewohnt; die Jugend ... kann durch einen einzigen gebrochen werden.

„Heliade, mein liebes, einziges Kind!" sagte er zärtlich, „bedenke doch, daß nichts so wohlgefällig vor Gott ist, als die reine Absicht. Du würdest die Ehe mit Graf Gorm schließen, um ihn und Deinen Vater und die ganze Familie in den Schoß der Kirche zurückzuführen: wie kannst Du zweifeln, daß Dir Gott bei einem so ganz himmlischen Werk nicht beistehen werde."

„Hätte ich die Mittel, um es zu unternehmen, so würde ich nicht zweifeln. Und dann hätte ich auch das Recht, aus meiner reinen Absicht Kraft zu schöpfen. Aber sie fehlen mir durchaus. Graf Gorm hat einen energischen Willen und entschiedene Ansichten. Ich könnte meine Entschiedenheit nur dadurch ausdrücken, daß ich auf eine katholische Descendenz beharrte. Weil die Sache dadurch sogleich abgebrochen ist, meinst Du, lieber Vater, daß es genüge zu schweigen und in der Stille die Entschiedenheit zu bewahren. Das genügt aber nicht vor Gott! es wäre eine Verleugnung Seines Willens und meiner Ueberzeugung aus Liebe zu einem Menschen

Und diese Liebe, die ich so hoch über die übernatürliche Liebe gestellt hätte, würde dann ohne Zweifel meine Seele so beschädigen und schwächen, daß sie mehr und mehr ihre Entschiedenheit verlöre und ihre reine Absicht vergäße — ja, daß sie selbst zum Abfall käme. Denn das ist klar, sieht Graf Gorm, daß mit die Vorschriften meiner Kirche nicht heilig sind, so wird er, der einen hohen Werth auf den Protestantismus legt, versuchen, an meinen Dogmen zu rütteln. Nein, mein lieber Vater, die reine Absicht, unsere Pflichten nach Gottes Willen zu erfüllen, heiligt uns. Aber wenn wir uns gegen Gottes Willen Pflichten aufbürden, so kann eigentlich gar nicht mehr von einer reinen Absicht die Rede sein."

„Welchen Trost wirst Du in dem Gedanken finden, meine Heliade, die letzten Tage Deines alten Vaters mit Gott versöhnt und ihm den Frieden vermittelt zu haben, der aus dem Glauben fließt," fuhr Horburg unerbittlich fort.

Heliade sah ihn an mit ihrem dunkeln Auge, das noch einmal so groß wie gewöhnlich erschien. Sie legte die Hand auf seine Schulter und sagte:

„Mein Vater! jetzt forderst Du den Glauben von mir .... aber ich bin nicht dafür verantwortlich und nicht Schuld daran, daß Du ihn verloren hast. Wenn nun nach zwanzig, dreißig Jahren meine Söhne zu mir kommen und sprechen: Sieh das

Elend unſerer Seelen! weshalb haſt Du uns nicht im wahren Glauben erzogen! — was ſoll ich dann antworten, ihnen . . . und Gott, der ſie mir anvertraut hat?“

„Geliebtes Kind, das iſt eine ganz willkürliche Annahme . . . . und falſch dazu!“ ſagte Horburg immer mit derſelben Zärtlichkeit. „Sind die Mütter fromm und gut, ſo werden es auch die Kinder. Ich ſehe das ja an Dir! in Dir lebt die Seele Deiner Mutter.“

„Mein Gott!“ ſeufzte Heliade und drückte ihre Hände gekreuzt über der Bruſt zuſammen; — „der Verſucher iſt auch dem Herrn erſchienen und hat ihm die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gezeigt. Mir aber erſcheint er in der Geſtalt des eigenen Vaters. O Herr! ſchicke Deine Engel, damit ſie mir beiſtehen.“

„Heliade! erbarme Dich meiner Seele!“ ächzte Horburg und ſank ihr zu Füßen.

Sie kniete neben ihm nieder und ſagte:

„Nicht um den Preis meiner Seele,“ geliebter Vater . . . . „das darf ich nicht.“

Da übermannte ihn ein heftiger Zorn. Er ſtieß ſie von ſich und verließ das Zimmer. Heliade lag zuſammengeſunken am Boden. Da lag ſie lange, lange Zeit, nicht bewußtlos, aber in ſtumpfer Betäubung. Der Wellenſchlag des Lebens ging brau-

send über das arme, junge Herz hinweg; — es war auf diese Stürme nicht vorbereitet. Allein die Engel, um die sie Gott angerufen hatte, kamen auch zu ihr, und während ihr Körper und ihre Sinne im Halbschlaf der Erschöpfung, welche auf eine übermäßige Aufregung folgt, zusammenbrachen, gingen durch ihre Seele Gedanken, die wie mit goldnen Buchstaben geschrieben vor ihrem innern Auge aufleuchteten und ihr Worte wiederholten, die sie öfter von ihrer Mutter gehört hatte. „Wenn Einer dir sagt: Blicke rückwärts, sonst stürzt die ganze Welt in Trümmer; — und wenn Gott dir dies verbietet: so sollst du Gott gehorchen, wenn gleich die ganze Welt in Trümmer stürzt.“ — Dazwischen machte wohl der Jammer ihres Herzens sich Luft, daß wegen dieses Gehorsams der Vater ihr zürne und der Geliebte trauere; doch dann flüsterten himmlische Stimmen ihr zu: Aber deine Mutter segnet dich und der göttliche Liebhaber deiner Seele freuet sich deiner Treue. Wer das Vergängliche mehr liebt als das Ewige, ist Seiner ewigen Liebe nicht werth. Und hast du vergessen die Lehre deiner Mutter, die Lehre der Heiligen: Das geringere Gut ist für das höhere hinzugeben, und wenn es auch Blut und Leben kostet. — — — Ein tiefer Athemzug entrang sich Heliadens Brust. Sie richtete sich auf. Ihr Haar rollte aufgelöst über ihre Schultern herab. Sie wand

es zusammen und um ihren Kopf, drückte beide Hände vor Stirn und Augen und seufzte: „Ist denn schon je eine ähnliche Verwüstung über ein Menschenleben eingebrochen?“ — —

Sie nahm die Lampe, ging in ihr Zimmer und setzte sich, wie es ihre Gewohnheit war, an einen Tisch, auf dem unter andern Büchern auch ein großer Quartband, eine Legende der Heiligen, lag. Darin las sie jeden Abend. Sie schlug auch jetzt das Buch auf; da fiel ihr Blick auf den Namen Vivia Perpetua — und ihr war zu Sinn, als ginge ein Strahl von diesem Namen aus und mitten in ihre Seele hinein.

Nie hat eine weibliche Hand schönere und edlere Blätter geschrieben, als Vivia Perpetua; aber ach! sie gehören zu den Acten der Martyrer und deshalb kennt die Welt sie nicht — oder verachtet sie. Aber Heliade kannte sie; sie wußte, daß diese zweiundzwanzigjährige Frau aus einer vornehmen Familie in Carthago die Festspiele verherrlichen mußte, die Kaiser Septimius Severus im Römerreich veranstaltete, als er seinen Sohn Geta zum Cäsar machte; — und diese Spiele bestanden darin, daß die Christen mit wilden Thieren kämpften. Perpetua hat ihre Leidensgeschichte aufgeschrieben, so schlicht und einfach, als sei es das Tagebuch ihres gewöhnlichen Lebens; — und nur die Begebenheiten ihres

Todes- und Siegestages hat ein Anderer hinzugefügt — wahrscheinlich einer der Diakonen, der die Martyrer auf ihrem Triumphwege begleitete. Perpetua hatte durch ihren Vater, der fest am Heidenthum und leidenschaftlich an seiner Tochter hing, die schwersten Prüfungen zu bestehen — und mit heißer, unsäglicher Theilnahme las Heliade einige Bruchstücke von dem, was die junge christliche Heldin vor sechszehn Jahrhunderten darüber aufgezeichnet hat.

„Ehe man mich und meine Gefährten in den Kerker brachte, hielt man uns in einem anständigen Hause in der Stadt und schickte unsere Angehörigen zu uns, um uns zum Abfall zu bewegen. Mein Vater bestürmte mich mit Bitten, mit Vorstellungen, mit Schmeichelworten. Da fragte ich ihn: Kann man die Dinge anders nennen als das, was sie sind? — Die Frage schien ihm seltsam und er antwortete: Nein. — Da sagte ich: Deshalb kann auch ich mich nicht anders nennen, als das, was ich bin: Christin. — Mein Vater wurde so aufgebracht, daß er mich im Zorn schlug und mißhandelte, erzürnt fortging und einige Tage ausblieb. Das war eine große Erleichterung für mich. Ich dankte Gott und bereitete mich ungestört zum Empfang der heiligen Taufe vor, die uns Allen in diesem Hause gespendet wurde. Ich war darnach so erfüllt von Freude, daß ich Leib und Leben, Eltern und Kind im Geist

Gott aufopferte und ihn fortan um nichts mehr bat, als um Geduld für das Fleisch."

„Nach einigen Tagen brachte man uns in einen fürchterlichen Kerker, der unter der Erde ausgemauert war. Ein Troß Soldaten stieß uns ungestüm hinein. Welch ein schrecklicher Tag war das! welche ungeheure Hitze! Es graute mir auch vor der Finsterniß, in der wir uns befanden, und die Sorge um mein Kind peinigte mich. Aber die gebenedeiten Diakonen Tertius und Pomponius, die uns dienten, erkauften für Geld die Erlaubniß, daß wir uns einige Stunden in einem freieren Raum des Gefängnisses erfrischen durften. Da schöpften wir Luft und erholten uns. Da nährte ich mein schon halb verschmachtetes Kind und die Pflege des Knäbchens tröstete mich. Da fand ich aber auch meine Mutter und meinen Bruder und litt sehr, weil ich sie, die schon Catechumenen waren, meinetwegen so bekümmert fand. Ich verging vor Gram, als ich sah, daß sie aus Liebe zu mir sich vergrämten. Die Mutter suchte ich zu beruhigen; dem Bruder empfahl ich meinen Sohn; während vieler Tage stand ich diese Bekümmerniß aus." — —

„Es verbreitete sich das Gerücht, daß wir verhört werden sollten. Nun kam mein Vater wieder zu mir, abgezehrt von Gram, suchte mich zum Abfall zu bewegen und sprach: Erbarme dich meiner grauen

Haare! Erbarme dich deines Vaters, wenn du mich noch würdig hältſt, mich Vater zu nennen. Denk', wie ich dich auf Händen in dein blühendes Leben hinein getragen — wie ich dich lieber gehabt habe, als deine Brüder. Denk' an deine Mutter, an dein Kind, das ja ohne dich nicht leben kann. Beharre nicht bei deinem Eigenſinn, der mich vor allen Menſchen mit Schmach bedeckt und uns ſämmtlich zu Grunde richtet! — So ſprach mein Vater mit größter Zärtlichkeit, küßte mir die Hände, warf ſich mir zu Füßen, nannte mich unter Thränen nicht Tochter, ſondern theure Herrin. Wohl ſchmerzten mich die grauen Haare meines Vaters und daß er allein von meinem ganzen Geſchlecht ſich nicht über meinen Martertod freuen würde. Ich ſuchte ihn zu tröſten und ſagte: Auf der Blutbühne wird mir nur das widerfahren, was Gott gefällt. Aber troſtlos verließ er mich." — —

„Wir wurden zum Verhör fortgeriſſen. Im Gerichtshof beſtiegen wir die Blutbühne und wurden befragt. Alle legten ihr Bekenntniß ab. Nun kam die Reihe an mich. Da erſchien mein Vater auf den untern Stufen des Gerüſtes mit meinem Sohn auf den Armen, zog mich eine Stufe hinab und ſagte flehend: Erbarme dich deines Kindes! — Und der Procurator Hilarian, der zu Gericht ſaß über Tod und Leben, ſagte auch zu mir: Erbarme dich

doch deines alten Vaters und deines kleinen Sohnes! — Aber ich antwortete: Das kann ich nicht — — Bist du denn eine Christin? fragte Hilarian. — Ich bin es! sagte ich. Jetzt wollte mich mein Vater mit Gewalt vom Gerüst herabziehen; aber Hilarian befahl ihn hinwegzureißen und da ward er mit Ruthen geschlagen! Das that mir weher, als wäre ich selbst geschlagen worden und mich jammerte sein gramvolles Alter. Hilarian sprach über uns Alle das Urtheil und verdammte uns zu den Thieren und freudig kehrten wir in den Kerker zurück." — — —

„Unsere Verwandten durften uns in unsern letzten Tagen besuchen. Da kam auch mein Vater wieder. Entstellt von Gram trat er ein, warf sich mir zu Füßen, zerraufte sein graues Haar, verwünschte sein langes Leben, das ihm solchen Jammer bringe und klagte so, daß Alle tief erschüttert wurden. Wohl ging mir sein Herzeleid durch die Seele, aber ich mußte es aushalten. Und in der Nacht hatte ich einen Traum: ich kämpfte mit einem gewaltigen Mohren und besiegte ihn. Und der Kampfesherold reichte mir einen grünen Zweig mit goldenen Früchten, gab mir den Friedenskuß und sprach: Tochter, Friede sei mit Dir! — Und im Triumph ging ich von dannen. Ich erwachte und erkannte, daß ich nicht eigentlich gegen Thiere, sondern gegen den Teufel zu streiten hätte, aber den Sieg erringen würde. Und

dies habe ich bis zum Tage vor dem Feſtſpiel aufgeſchrieben. Was aber an dem Tage ſelbſt geſchehen wird, beſchreibe ein Anderer, wenn er Luſt hat."

Heliadens gefaltete Hände ſanken auf das Buch und ihre Stirn auf ihre Hände. Möge auch zu mir der Kampfherold ſprechen: Friede ſei mit dir! ſagte ſie halblaut — und es trat eine wunderbare Stille in ihre Seele.

Der Fremdling.

Bleiern ſchwer und trübe war der Tag für Peregrin verfloſſen, jedoch ohne die ſchrecklichen Gegenſätze, die Heliadens Bruſt zerriſſen. Für ihn gab es nur den einfachen Schmerz, ihr entſagen zu müſſen, wenn ſie bei ihrer religiöſen Anſicht beharre. Aber er hoffte, wenn Heliade wirklich eine tiefe Neigung zu ihm habe — und ſein Herz ſagte ihm, daß dies der Fall ſei — ſo werde es dem Vater nicht allzu ſchwer fallen, dieſelbe zu mildern. Für Peregrin war die Confeſſion eine Beigabe zu einem guten, edlen, rechtſchaffenen Leben — nicht die Grundlage desſelben. Nie und nirgends war er bis jetzt auf einen tiefen innern Zwieſpalt der Confeſſionen geſtoßen. Die Katholiken lagen damals in Folge des Sirenengeſanges von Toleranz, der in allen möglichen Modulationen Deutſchland durchſäuſelte, in einem ſo ſüßen Schlaf, daß die Proteſtanten deren etwaige confeſſionelle Regungen — als Träume betrachteten,

von welchen natürlicher Weise weder Vernunft noch Wissenschaft, weder die Familie noch der Staat Notiz nehmen könnten. In diesen Ansichten war Peregrin erzogen, erwachsen, hatte er auch Ehen schließen sehen. Folgten die Söhne der Confession des Vaters und die Töchter der Mutter: so war das im Grunde schon ein Verstoß gegen den Zeitgeist, der bekanntermaßen das Recht hat, über Religion und Glauben zu Gericht zu sitzen und ihnen heilsame Schranken zu ziehen. Bot sich eine wünschenswerthe Partie, war die Neigung groß, das Vermögen groß: so huldigte man dem Zeitgeist und ließ auch jene Forderung, die letzte des hinsterbenden katholischen Bewußtseins fallen — indem man der Sache ganz natürlich ein zartes Mäntelchen mit der Behauptung umhing, es sei besser, wenn die Kinder in völliger Uebereinstimmung des Glaubens erzogen würden. Gott Dank ist dieser schauerliche Standpunkt des Indifferentismus jetzt in so weit vollkommen überwunden, daß er im katholischen Clerus keine Helfershelfer mehr findet. Vor dreißig Jahren aber war das mit nichten überall der Fall — und Peregrin war einigermaßen berechtigt, vor Heliadens Ansicht zu stehen, wie vor dem Räthsel der Sphynx. Zwar hätte er sich selbst wohl fragen können, weshalb denn er darauf bestehe, daß Alles, was Gorm heiße, protestantisch sein müsse? Aber das war ja auch etwas

ganz Anderes! das hing zusammen mit Familientradition, mit der Ehre und dem Reichthum seines Hauses. Und dann .... fühlte er sich schon in einem versteckten Winkelchen seines Herzens nicht ungeneigt, die weibliche Nachkommenschaft dem Glauben der Mutter zu überlassen; denn sie blieben ja nicht Gorm! sie heiratheten in andere Familien hinein. Die Religion, welche das Herz einer Heliade gebildet hatte, war ganz gewiß eine himmlische; aber die Essenz derselben war ja in allen übrigen Confessionen: so hatten denn auch die Gorm ihren genügenden Antheil — und Alles ordnete sich auf's Beste.

Doch ging er am andern Morgen nicht wie sonst in Heliadens Messe. Er fühlte, daß dies nach seiner gestrigen Erklärung sie betrüben müsse. Auch war er zu unruhig, zu gespannt, um sich mit einem andern Gedanken, als dem der Entscheidung, beschäftigen zu können; er wartete nur, bis es neun Uhr schlug. Da nahm er seinen Hut und wollte eben das Zimmer verlassen, als der Kellner eintrat und ihm einen Brief überreichte. Peregrin nahm ihn gleichgültig, da er Alarichs Handschrift erkannte und erbrach ihn mit einigem Erstaunen, was der Bruder, mit dem er eben sechs Wochen verlebte, ihm so eilig zu sagen habe. In dem Brief las er die wenigen Zeilen:

„Gestern Abend, zwölf Stunden nach Deiner Abreise, wurde unser geliebter Vater von einem tödt-

lichen Nervenschlag getroffen. In voller Kraft und Gesundheit sank er plötzlich mitten im lebhaften Gespräch zusammen — und war nicht mehr. Die Nacht verging mit vergeblichen Bemühungen, ihn in's Leben zurückzurufen. Jetzt, um vier Uhr Morgens, schicke ich diesen Brief mit einem Reitknecht zur Post, damit er Dich in Heidelberg ereile."

Peregrin sank betäubt von Entsetzen auf einen Stuhl. Dieser Todesfall lag so ganz außerhalb seines Gedankenkreises, als ob seinem Vater die irdische Unsterblichkeit verbrieft gewesen wäre. Und nun war er todt, der Vater! . . . ohne Krankheit, ohne Vorboten irgend einer Schwäche oder Hinfälligkeit — todt! und die trostlose Mutter, die nicht leben konnte ohne ihn . . . . urplötzlich allein! — Ein Sturm von Schmerz ergriff ihn. Sein Verhältniß zum Vater war immer so traulich, so innig gewesen wie mit dem besten Freunde, und dabei ernst und kräftigend, wie mit dem treusten Rathgeber — und nun hatte er ihn verloren, ohne Ahnung, ohne Vorbereitung. Sollte er nun auch noch Heliade verlieren? Nein! das war unmöglich. Zwei solche Schicksalsschläge konnten nicht in demselben Augenblick dasselbe Herz treffen. Er ging zu Herr von Horburg.

Er fand ihn in der tiefsten Niedergeschlagenheit. Bevor Heliade in die Messe ging, war sie bei ihrem Vater gewesen, hatte ihn auf den Knien um Vergebung

gebeten, daß ſie ſeinen Wunſch nicht erfüllen könne und ihn angefleht, ihr deshalb ſeine Liebe nicht zu entziehen.

„Biſt Du wirklich von der Wahrheit der katholiſchen Glaubenslehre überzeugt," ſagte ſie: „ſo mußt Du nothwendig meine Handlungsweiſe billigen. Biſt Du aber nicht überzeugt, mein geliebter Vater, ſo kannſt Du auch nicht beurtheilen, wie ich nach meinem Glauben zu handeln habe. Sei alſo gnädig .... laß mich für Dich arbeiten, für Dich betteln, für Dich ſterben.... aber quäle mich nicht mit dieſer Verbindung."

„Du ſollſt nicht arbeiten und nicht betteln — und nicht fort und fort in dieſen engen Verhältniſſen leben," ſagte Horburg, in welchem der Egoismus noch immer die beſſere Ueberzeugung unterdrückte.

„Iſt das Gottes Wille, ſo werden wir es an ſeinen Fügungen erkennen, mein lieber Vater. Aber zürne mir nicht! vergib mir! ſei wieder mein gütiger Vater — mein zärtlicher Vater!"

Sie bat und flehte und weinte ſo herzbrechend, daß Horburg endlich ſagte:

„Nun wohlan, mein armes geliebtes Kind, ich laſſe die Sache fallen. Handle nach Deinem Gewiſſen."

Er verſprach ihr, die Unwiderruflichkeit ihres Entſchluſſes an Peregrin mitzutheilen und dafür zu ſorgen, daß ſie nicht mehr mit ihm zuſammentreffe. Groß war daher ihr Entſetzen, als ihr Vater nach

ihrer Rückkunft aus der Meſſe zu ihr kam, ſie bei der Hand nahm und ſagte:

„Du mußt noch Einmal mit Graf Gorm reden .... es hat ſich ein Zwiſchenfall ergeben.“

Die arme Heliade dachte im erſten Augenblick, die Gnade könne ja Peregrin's Proteſtantismus überwunden haben. Doch als er vor ihr ſtand mit verſtörten Zügen und mit zitternder Stimme ſie fragte, ob er denn in demſelben Augenblick den theuern Vater und die geliebte Braut verlieren ſolle? — da brach ſie in Thränen aus und ſagte:

„Gott ſtärke und tröſte Sie! .... Gott wird mit Ihnen ſein!“

„Aber nicht Heliade?“ rief Peregrin mit einem Ton, als trete ihm zum erſten Mal dieſe Möglichkeit voll entgegen.

„Nicht Heliade!“ ſagte ſie ganz leiſe und ganz feſt und machte eine Bewegung, um ſich zu entfernen.

Aber er ergriff ihre Hand — die zarte Hand, die er nie in der ſeinen gehalten hatte, und rief:

„Nein, Heliade, ſo .... dürfen wir uns nicht trennen. Sie dürfen nicht den Stab über meine Zukunft brechen. Meine Vergangenheit führte mich fort und fort zu Ihnen — meine Gegenwart feſſelt mich an Sie .... und das Alles aus reinſter Liebe, weil ich weiß nicht was für ein himmliſcher Strahl Ihr Weſen durchleuchtet — nein, mehr! Ihr

Weſen iſt! Und das Alles ſollte nun Nichts ſein? ein Märchen meiner Jugend ſein von der kleinen Fee mit den Siriusaugen? . . . Nein, Heliade, das darf nicht ſein. Wahre Empfindungen beruhen nicht auf den Schmetterlingsflügeln der Phantaſie, ſondern auf dem, was im Menſchen ewig iſt. So lieb' ich Sie! — Verſtehen Sie das?"

Es ſchien ihm, als beantworte ein leiſer Händedruck dieſe Frage; aber ſo leiſe, als habe ein Roſenblatt ſeine Hand geſtreift.

„O!" rief er, „wenn Sie es verſtehen, ſo laſſen Sie mir für die Zukunft eine Hoffnung."

„Sie wiſſen, was uns trennt — und was uns verbinden würde . . . . auf ewig!" ſagte Heliade, indem ſie ſanft ihre Hand zurückzog.

„O Heliade!" rief Peregrin, „ſtellen Sie doch eine Bedingung, die innerhalb deſſen liegt, was einem Menſchen möglich iſt zu thun."

„Nicht von uns Menſchen hängt unſer wahres Glück ab, ſondern von Gott und ſeiner Gnade. Da ruht meine Hoffnung — nur da! Ich kann nichts Anderes ſagen, als was ich denke," entgegnete Heliade. „Eine andere Hoffnung Ihnen geben . . . . hieße lügen."

„Engel des Todes!" rief Peregrin. Er warf ſich ſtürmiſch vor Heliade nieder, ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſeine Lippen, an ſeine Stirn, ſprang auf, ſchüttelte Horburgs Hand — und war verſchwunden. — —

Damals gab es noch keine Eisenbahnen in Deutschland. Es währte zwei Tage, bis Peregrin Schloß Traun erreichte, das er vor fünf Tagen unter so ganz andern Eindrücken, Aussichten, Hoffnungen verlassen hatte. Die Beerdigung war noch nicht geschehen. Man hatte auf Peregrin gewartet. Der Sarg stand in einer großen schwarz ausgeschlagenen Halle des Schlosses zwischen Candelabern und Blumen. Alle Diener waren in Trauerkleidern. Die Gräfin in ihren langen schwarzen Gewändern irrte im Schloß umher wie ein ruheloser Schatten. So wie Peregrin ankam, wurde der Sarg im Grabgewölbe der Schloßkapelle beigesetzt und verschwunden von der Erde, ohne Vorbereitung, ohne Uebergang war der Vater für den Sohn. Lucia war in einer so fieberhaften Aufregung, daß Alarich darauf bestanden hatte, den Hausarzt täglich kommen zu lassen. Verschrieb derselbe aber auch die besten calmirenden Mittel und ermahnte er zur Ruhe und abermals zur Ruhe: sie verblieb in einem Zustand, der ihren Söhnen die peinlichste Besorgniß einflößte; denn eine solche Erregtheit der Nerven mußte sich in eine schwere Krankheit auflösen. Machten die Söhne ihr zärtliche Vorwürfe, so sagte sie:

„Wäre nur erst die fürchterliche Beisetzung vorüber!“

Und später, als dieser Act ihr nicht die mindeste Beruhigung gab:

„Wäre nur erſt das Teſtament eröffnet.“

Es wurde eröffnet; es war gerade ſo, wie Jedermann es erwartet hatte: Peregrin bekam Schloß Traun mit den dazu gehörenden Beſitzungen und Alarich eine ſchöne Herrſchaft in Böhmen, ſo daß ſich das Erbtheil der Brüder vollkommen die Waage hielt. Ein Flügel von Schloß Traun blieb Lucia's Wittwenſitz und ſollte demgemäß eingerichtet werden, ſo daß ihr Haushalt in keiner Weiſe durch denjenigen, den Peregrin führen werde — berührt oder genirt wurde. Mit ſeiner gewohnten liebevollen Sorgfalt hatte Graf Gorm bis in's Kleinſte hinein Alles bedacht, was für Lucia bequem und angenehm ſein konnte; — aber ihr Zuſtand änderte ſich nicht.

„Was fehlt nur der Mama!“ ſagte Alarich einmal faſt ungeduldig zu Peregrin; — „das iſt doch kein Kummer, der ſich ſo äußern könnte.“

„Du weißt ja, wie lieb ſie den theuern Vater hatte,“ ſagte Peregrin begütigend; — „ſie waren ein Herz und eine Seele. Darauf verzichtet man nicht ſo leicht.“

„Ich meine aber, ſie ſei nicht bloß vor Gram und Kummer ſo aufgeregt .... ſie habe etwas Anderes auf dem Herzen,“ entgegnete Alarich.

„Das iſt nicht wahrſcheinlich,“ verſetzte Peregrin, überraſcht von der Bemerkung des Bruders, die er nicht gemacht hatte, weil er eben jetzt die ganze

Welt mit dem Blick der traurigen Liebe betrachtete und in deren Beleuchtung alle Erſcheinungen auffaßte.

„Nicht wahrſcheinlich, aber auch nicht unmöglich,“ erwiderte Alarich; — „ſprich doch einmal mit ihr. Du biſt der älteſte Sohn, jetzt das Haupt der Familie und ihre Stütze .... mache ihr das recht klar — vielleicht gelingt es Dir auf irgend eine Weiſe zu erfahren, was ſie quält — und ſie zu beruhigen.“

„Du haſt Recht, guter Alarich, ich ſpreche in dieſem Sinn noch heute mit ihr,“ ſagte Peregrin, der ſich einen ſtillen Vorwurf machte, daß er im Schmerz um Heliade und um den Vater nicht aufmerkſam genug für die Mutter geweſen ſei, die ihn doch gerade jetzt mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit behandelt habe.

Er benutzte die Zeit, wo ſie müde von ſtundenlangem Umherſtreifen im Park, ſich erſchöpft auf die Chaise longue in ihrem Cabinet gelegt hatte — in demſelben Cabinet, wo ſie immer die traulichſten Geſpräche mit ihrem Mann und ihren Söhnen zu haben pflegte. Peregrin ſetzte ſich zu ihr und ſagte, nachdem er von Angelegenheiten, die ihr Witthum betrafen, geſprochen hatte:

„Es verſteht ſich von ſelbſt, liebe Mutter, daß ich jetzt an keine Reiſe denke. Ich vermuthe, daß Du das Trauerjahr hier wirſt zubringen wollen....

und da wird es hoffentlich für uns Beide ein Troſt ſein, wenn wir zuſammenbleiben — nicht wahr?"

„Mein guter Peregrin," erwiderte die Gräfin mit dem Ausdruck herzlicher Dankbarkeit.

„Und wenn Du irgend etwas wünſcheſt, ſo bitte ich Dich, es mir gerade ſo zu ſagen, wie Du es dem lieben Vater geſagt hätteſt; denn ich werde Deine Wünſche gewiß eben ſo gern erfüllen."

„Mein guter Peregrin!" wiederholte die Gräfin und ſetzte hinzu: „Ja, die Wünſche zu erfüllen . . . das iſt eine eigene Sache . . . mitunter nicht leicht . . . ich bin ſo verwöhnt! — Aber wie ſteht es mit Deinen Wünſchen und Hoffnungen in Bezug auf die ſchöne Heliade? In all der Trauer hat man gar nicht den Muth, nach Liebesglück zu fragen. Es klingt wie eine Diſſonanz."

„Diesmal paßt die Frage, liebe Mutter," entgegnete Peregrin ernſt; — „meine Hoffnung iſt todt."

„Wie kann das ſein! ſie war ja ſo zuverſichtlich! .... und wer thut denn einen ſolchen Schritt unbedachtſam! . . . das kann nur Peregrin thun!" rief Lucia gekränkt in Peregrin durch den unerwarteten Ausgang.

Er küßte die Hand der Mutter und ſagte ſanft:

„Ich kannte Heliade nicht . . . oder nur unvollkommen."

„Das ſcheint ſo!" warf ſie unmuthig ein.

„O zürne ihr nicht! sie handelt nach der geheimnißvollen Richtschnur ihres Glaubens, ihrer Kirche, und sie sieht diese Richtschnur für sich gefährdet, für ihre Kinder verloren .... in der Ehe mit einem Protestanten. Wir verstehen das wohl nicht — aber eben deshalb dürfen wir es nicht verurtheilen."

„Konnte sie denn nicht Deine Neigung erwiedern?" fragte die Gräfin gespannt.

„O doch!" seufzte Peregrin.

„Waren die Eltern dagegen?"

„Ihr Vater war außerordentlich dafür; denn er ist bejahrt, ohne Vermögen, die Mutter todt — und Heliade einsam in der Welt."

„Und das Alles sieht sie, weiß sie .... und schlägt dennoch eine solche Verbindung aus! das ist ja ganz unbegreiflich!"

„Aber es ist so. Wo zwei Seelen nicht Eins sind im Glauben — fehlt in Heliadens Augen die ächte Grundlage der Liebe und die Bedingung des wahren Glücks — und da diese Ansicht nichts Willkürliches, Selbstgemachtes ist, sondern aus der Abneigung der katholischen Kirche gegen gemischte Ehen, die den Glauben erkälten, hervorgeht — und da das Lehramt der Kirche an Gottes Statt zu ihr spricht: so ist sie ganz unüberwindlich."

„Wie schön ist diese Festigkeit, die kein Eigensinn ist — denn sie opfert ihre Neigung!" sagte Lucia

nachdenkend. „Aber welche göttliche Richtschnur und welche immense Glaubenskraft gehören dazu, um solche Festigkeit gegen das eigene und das geliebte fremde Herz zu geben!“

„Weißt Du noch, liebe Mutter, wie Lydia Hohenfels von einem glückbringenden Talisman sprach? — Heliade besitzt einen Talisman, der ihr jene Festigkeit gibt, die Du an ihr bewunderst.“

Peregrin zog aus seiner Brusttasche einen Brief hervor und aus dem Umschlag ein Blatt Papier und sagte:

„In dem Augenblick meiner Abreise von Heidelberg erhielt ich diesen Brief. Die Adresse hat Herr von Horburg geschrieben, den Inhalt — Heliade. Dies charakterisirt sie. Da ist kein Name, kein Datum, keine irdische Erinnerung! da ist nur ein erhabener Gedanke.“

Peregrin reichte seiner Mutter das Blatt. Sie entfaltete es, betrachtete die klare, leichte Handschrift und las halblaut:

„Trost und Reichthum für's Leben! — Der heil. Anselmus von Canterbury spricht: „Wenn Einer zu dir spricht: Blicke rückwärts, sonst stürzt die ganze Welt in Trümmer — und wenn Gott dir dies verbietet: so sollst du Gott gehorchen, wenn gleich die ganze Welt in Trümmer stürzt.“

Lucia's Stimme wurde immer schwächer; bei den

letzten Worten versagte sie ganz. Der Nervenkrampf trat ungewöhnlich heftig ein, und brach sich endlich in einen Strom von Thränen. Das that ihr wohl. Sie lehnte sich zurück und weinte immer ruhiger, ließ aber nicht Peregrin's Hand aus der ihren. Er sprach zu ihr wie zu einem kranken Kinde, gab ihr süße Namen und zärtliche Worte und begriff nicht den Zusammenhang zwischen jenen Worten und diesem Anfall. Plötzlich richtete sich Lucia auf, trocknete ihre Thränen und sagte:

„Peregrin! Du bist immer ein guter Sohn gewesen! willst Du mir ein Opfer bringen?"

„Gern — wenn ich es vermag, liebste Mutter."

„Tausche mit Deinem Bruder .... und gib ihm Schloß Traun!" rief sie.

Peregrin verstummte vor Erstaunen.

„Denkst Du daran, Dich zu verheirathen?" fragte sie dringend.

„Gewiß nicht!" entgegnete er traurig.

„Also gib ihm Schloß Traun!" bat sie dringender.

Peregrin's Befremden stieg immer höher.

„Wünscht Alarich diesen Tausch?" fragte er betroffen.

„Das weiß ich nicht! .... aber ich wünsche ihn!" rief sie.

Peregrin konnte sich des schauerlichen Gedankens

nicht erwehren, daß seine Mutter in vorübergehender Geistesverwirrung rede. Um sie aus ihrem Gedankenkreise zu wecken, sagte er sanft:

„Wie könnten Marich und ich uns einfallen lassen gegen die ausdrückliche Bestimmung des lieben Vaters, durch welche er den alten Familienbrauch stützt und sanctionirt, dergleichen vorzunehmen!“

„Wenn es aber doch mein Wunsch ist — der höchste Wunsch meines Lebens!“ rief sie. „Wenn ich Dir sage, daß ich seit Jahren Deinen Vater angefleht habe, diese Bestimmung nicht zu treffen!“

„So beweist sein Testament, liebe Mutter, daß er Deinen Wunsch nicht für gerechtfertigt hielt,“ entgegnete Peregrin ehrerbietig, aber fest; — „und Du wirst Deinen Söhnen gewiß nicht zumuthen, von den Anordnungen abzuweichen, welche er als die richtigen bestimmt hat.“

„Aber Du denkst ja an keine Vermählung!“ rief sie.

„Liebe Mutter,“ erwiderte Peregrin mit tiefem Schmerz — „es ist grausam, daß Du in diesem Augenblick diesen Punkt berührst. Ich habe Heliade verloren und glaube nicht, daß ein anderes weibliches Wesen sie in meinem Herzen ersetzen kann. Aber ich bin erst im vierundzwanzigsten Jahr. Wie kann ich vorhersagen, was ich in zehn — in zwanzig Jahren thun werde? Das wäre vermessen und

thöricht. Es können ja auch ganz unerwartete, himmlische Fügungen eintreten und mir Heliaden zuführen."

„Glaubst Du? . . . Ja . . . Du magst Recht haben! . . . . Nichts mehr davon — für heute! ich bin ganz erschöpft. Laß mich jetzt allein, mein guter Peregrin," sagte Lucia freundlich und müde — und sank in ihre Chaise longue zurück.

Peregrin küßte ihre Hände und eilte zu Alarich, der ihn mit Ungeduld erwartete und ihm entgegenrief:

„Nun? ist das Räthsel gelöst?"

„Insofern ich den Herzenswunsch unserer Mutter jetzt kenne — ja! Aber der ist ein neues Räthsel. Sie wünscht, daß Du, Alarich, Herr auf Schloß Traun werdest und ich auf Coschau."

„Nimmermehr!" rief Alarich lebhaft; — „darauf gehe ich nicht ein."

„Es ist mir sehr lieb dies zu hören," entgegnete Peregrin; — „ich kam schon auf die Vermuthung, Du hegtest diesen Wunsch und hättest ihn der Mama anvertraut."

„Niemals ist er mir in den Sinn gekommen!" betheuerte Alarich. „Nein! da ich in österreichischen Staatsdienst treten will, sind mir die böhmischen Güter viel lieber, viel bequemer, als Schloß Traun. Unter keiner Bedingung gehe ich auf den Tausch ein,

Peregrin, und wenn die Mama auch noch so beweglich bitten sollte ... und Du mußt eben so standhaft sein. Sind wir Brüder einig und sogar einig in dem Willen des Vaters: so wird die gute Mama ihren schrecklichen Wunsch fallen lassen. Aber wie kommt sie darauf?"

„Ja, wie kommt sie darauf? ... das ist eben das Räthsel, das mich beunruhigt," sagte Peregrin sinnend.

„Wäre ich boshaft," erwiderte Alarich scherzend, „so würde ich sagen, sie glaubt mit mir mehr Herrin auf Schloß Traun zu sein, als mit Dir. Man bleibt gern in der gewohnten Lebensstellung."

„Das wäre möglich!" sagte Peregrin tief aufathmend. „Ich gestehe Dir, dies Räthsel peinigt mich und ich wünschte, Deine scherzhafte Lösung wäre die richtige. Dann wollte ich ihr freudig beweisen, daß sie meine Oberlehnsherrin auf Schloß Traun bleibt."

„Das bezweifle ich keinen Augenblick! Also beruhige sie auf's Beste und weise mit Entschiedenheit jeden Tausch ab. Ich verlasse mich ganz auf Dich! ich muß morgen oder übermorgen spätestens .... nach Göttingen zurückgehen."

Dies geschah. Peregrin blieb allein mit seiner Mutter. Er suchte sich mit allen Geschäften und Obliegenheiten bekannt zu machen, welche ein großer

thöricht. Es können ja auch ganz unerwartete, himmlische Fügungen eintreten und mir Heliaden zuführen."

„Glaubst Du? . . . Ja . . . Du magst Recht haben! . . . . Nichts mehr davon — für heute! ich bin ganz erschöpft. Laß mich jetzt allein, mein guter Peregrin," sagte Lucia freundlich und müde — und sank in ihre Chaise longue zurück.

Peregrin küßte ihre Hände und eilte zu Alarich, der ihn mit Ungeduld erwartete und ihm entgegenrief:

„Nun? ist das Räthsel gelöst?"

„Insofern ich den Herzenswunsch unserer Mutter jetzt kenne — ja! Aber der ist ein neues Räthsel. Sie wünscht, daß Du, Alarich, Herr auf Schloß Traun werdest und ich auf Coschau."

„Nimmermehr!" rief Alarich lebhaft; — „darauf gehe ich nicht ein."

„Es ist mir sehr lieb dies zu hören," entgegnete Peregrin; — „ich kam schon auf die Vermuthung, Du hegtest diesen Wunsch und hättest ihn der Mama anvertraut."

„Niemals ist er mir in den Sinn gekommen," betheuerte Alarich. „Nein! da ich in [illegible] Staatsdienst treten will, sind mir [illegible] Güter viel lieber, viel bequem[illegible] Unter keiner Bedingung [illegible]

Peregrin war, daß er oft dachte, er werde selbst in diesen Trübsinn hineingezogen wie in einen schwarzen Abgrund, der eine gewisse magnetische Kraft übt, wenn der Kopf vom Schwindel erfaßt wird, so daß man widerstandslos in die dunkle Tiefe hinabsinkt.

An einem kalten Mondscheinabend im December kam er von einem Ritt durch die Forsten zurück. Er kleidete sich um und ging in den kleinen Salon seiner Mutter, wo sie sich um diese Stunde immer aufhielt. Sie war nicht da und auch nicht in ihrem Cabinet. Das fiel ihm auf, denn sie hielt genau die Zeit inne, wie sie es bei ihrem Mann gewohnt war. Peregrin klopfte an die Thür, die aus dem Kabinet in ihr Schlafzimmer führte. Keine Antwort. Todtenstille. Er wartete lauschend. Da vernahm er einen dumpfen Seufzer. Entschlossen ergriff er eine der Lampen und trat in das Schlafzimmer. Aber da war Niemand und er hörte nur die Stimmen der Zofen, die in ihrem Gemach, welches durch eine Garderobe von dem Schlafzimmer der Gräfin getrennt war, plauderten und lachten. Diese lauten muntern Stimmen gaben ihm eine Art von Beruhigung — er wußte selbst nicht worüber. Aber wo war seine Mutter? Er ging in ihr Cabinet zurück, stellte die Lampe wieder auf den Schreibtisch und bemerkte nun, daß seine Mutter im Schrei-

ben begriffen geweſen war, denn ein unvollendeter Brief lag in der offnen Schreibmappe. Unwillkürlich fiel ſein Blick auf die letzten Worte. Sie hießen: „Sage ihm das gräßliche“ — da hatte ſie abgebrochen. Eine namenloſe Unruhe bemächtigte ſich Peregrin's. Und wieder hörte er ein dumpfes Stöhnen. Er ſchlug den Vorhang zurück, der vor der Fenſterthür herabfiel. Die äußere Schutzthür, die Abends geſchloſſen wurde, ſtand offen und auf der kleinen Terraſſe lag die Gräfin, halb knieend, halb zuſammengeſunken, ohne Hut, ohne Schawl, den Kopf an die ſteinerne Bruſtwehr gelehnt. Peregrin eilte hinaus, hob ſie auf, führte ſie in das Cabinet zurück, ſchloß Thüren und Vorhang und vergaß ſeine Angſt in der Freude, ſie gefunden zu haben. Er hüllte ſie in einen Plaid ein, erwärmte ihre erſtarrten Hände in den ſeinen und ſagte mit freundlichem Scherz:

„Aber, liebe Mutter, das romantiſche Vergnügen den Park im Mondſchein zu betrachten, genießt man im December beſſer am Fenſter, als auf der Terraſſe.“

„Ach!“ ſagte ſie mühſam; — „ich habe nichts vom Mondſchein bemerkt. Ich ſchrieb .... dabei überfiel mich Beklommenheit — und ich wollte Luft ſchöpfen .... aber die Kälte benahm mir den Athem. — Jetzt iſt es vorüber!“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie

rasch aufstand, zum Schreibtisch ging, ihre Mappe schloß und sich dann in den Salon begab.

Peregrin folgte ihr. Sein Entschluß war gefaßt. Als sie sich ruhig bei einer Handarbeit niedergelassen hatte, sagte er sanft und ruhig:

„Ich habe vorhin absichtslos die letzten Worte bemerkt, die Du geschrieben hast, liebste Mutter; — sie lauten“ . . . . — —

„O schweige davon!“ rief die Gräfin und drückte beide Hände vor die Augen.

„Ich thäte es,“ erwiderte Peregrin zärtlich, „wenn ich nicht hoffte, daß es Dir einigen Trost geben könnte, Deine Sorgen oder worin nun Deine Leiden bestehen mögen — meinem treuen Herzen anzuvertrauen. In jenen Worten liegt die Andeutung, daß irgend etwas sehr Schmerzliches Dich quält. Soll ich es nicht erfahren?“

„Du weißt es bereits!“ sagte die Gräfin zitternd vor innerer Bewegung.

„Ich weiß Deine Trauer um unseren lieben Dahingeschiedenen; — aber nur dies.“

„Nein!“ rief die Gräfin erregt; — „Du weißt mehr! ich habe Dir schon einmal gesagt, daß mein Lebensglück von der Erfülluug eines gewissen Wunsches abhänge. Aber Du hast sie entschieden abgelehnt.“

„Wie!“ rief Peregrin höchst verwundert: „der

Gütertauſch wäre bei Dir — verzeih' den Ausdruck, theure Mutter! . . . zur fixen Idee geworden? Ich kann das nicht glauben, denn Du wünſcheſt ja vor Allem die Zufriedenheit Deiner Söhne — und wir ſind Beide durchaus gegen dieſen Tauſch; Alarich im Hinblick auf ſeine Carriere; ich, aus Anhänglichkeit an den Familiengebrauch, den des Vaters Wille beſtätigt hat. Es müßten Gründe ſein von ich weiß nicht welcher undenkbaren Wichtigkeit, die uns zu einem Tauſch beſtimmten" . . . . — —

„Sie exiſtiren!" unterbrach ihn die Gräfin. „Alarich ſoll ſie aber durchaus nicht erfahren! . . . nur Du!"

„Nur ich!" rief Peregrin mit ſteigendem Erſtaunen; „nun wohlan, liebſte Mutter, ſprich!"

„Nicht um die Welt!" ſeufzte ſie mit erſtickter Stimme. „Tante Juſtine wird Dir Alles erklären."

„Tante Juſtine?" ſagte Peregrin und ein nervoſes Fröſteln kroch über ſein Herz, indem er an dies liebeleere Weſen dachte. Die Gräfin fuhr fort:

„Ich ſchrieb ihr ſo eben" . . . . —

„Sag' ihm das gräßliche" . . . . — unterbrach ſie Peregrin in peinlichſter Spannung.

„Ach! willſt Du mich um's Leben bringen!" ächzte ſie.

„Du marterſt mich auf jede Weiſe!" ſagte er wieder gefaßt. „Aber gleichviel! iſt es nur Tante

Juſtine, die mich aufklären kann über das, was ich zu thun und zu laſſen habe — ſo gehe ich gleich morgen nach Tannhof .... und ich begreife nur nicht, weshalb Du mir dies nicht längſt geſagt haſt."

„Mein guter Peregrin!" erwiderte die Gräfin — und um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, ſtand ſie ſchnell auf, ſetzte hinzu: „Dann will ich meinen Brief zu Ende ſchreiben" — und ging in ihr Cabinet.

Peregrin's Gedanken verloren ſich in Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, wie ſich der Blick verliert in der endloſen Wüſte, aus welcher kein einziger Gegenſtand faßbar hervortritt und dadurch einen Wechſel von Anſtrengung, der etwas entdecken möchte — und von Erſchöpfung, die ſich nicht mehr anſtrengen mag — zuwege bringt. Aus den Nebeln und Wolken tauchte zuweilen Heliadens ſchönes Bild auf und alle Gedanken, die mit ihr zuſammenhingen, waren ſo ſtark und kräftigend, daß der Schmerz um ſie ihm ein erfriſchendes Seelenbad war gegen die unbeſtimmten dunkeln Aengſte, die ihn der Gräfin gegenüber umſchlichen.

So kam er am andern Tage nach Tannhof. Die Baroneſſe empfing ihn wie immer mit jener trockenen Freundlichkeit, hinter der kein Herz ſchlägt. Ihre Augenleiden hatten zugenommen. Sie wendete ihre ganze Sehkraft ihren Schreibereien zu und las nicht mehr

ſelbſt, ſondern ließ vorleſen. Sie hatte dies wenig beneidenswerthe Amt zwiſchen ihrer Kammerfrau und ihrer Haushälterin getheilt — und ſie alle Drei hatten vollauf Veranlaſſung, ſich in der Geduld zu üben. Briefe jedoch las Juſtine immer ſelbſt; — alſo auch Lucia's Brief, den Peregrin überbrachte.

„Ich wäre gern zur Beiſetzung Deines Vaters nach Schloß Traun gekommen," ſagte ſie in ihrer kalten Weiſe, „aber meine Augenſchwäche macht es mir immer ſchwieriger, im Bunde mit der wachſenden Macht der Gewohnheit, mich von Tannhof zu trennen. Und dennoch droht mein Arzt mir ernſtlich mit einer ſolchen Trennung. Er wünſcht Conſultationen anderer Aerzte, Curen, Bäder — was weiß ich! Du kannſt Dir vorſtellen, daß ich höchſt ungern mich dazu entſchließen würde. Abgeſehen von meiner Abneigung gegen jede Locomotion außerhalb Tannhofs Grenzen, bin ich überdies keine Freundin von ungewöhnlichen Ausgaben."

„Dieſe Rückſicht müßte ſchweigen, liebe Tante!" fiel Peregrin ein. „Du könnteſt Dich ja ſpäter, mit erneuter Sehkraft, Deiner ganzen Thätigkeit widmen."

„Das denk' ich auch .... zuweilen!" verſetzte ſie; — „die Vernunft ſagt mir aber, daß man, wenn man alt iſt, keine junge Augen wieder bekommt. Wozu alſo die Geldverſchwendung?"

„Man muß erhalten, was zu erhalten iſt, liebe Tante.“

„Wär' es nicht um Tannhof mehr und mehr in Flor zu bringen,“ fuhr ſie fort in ihrer kühlen Geſprächsweiſe, welche eigentlich nur ein lauter Monolog war: „ſo wäre ich nicht eben unzufrieden, wenn das Ende käme. Ich bin nun ſechszig Jahre alt. Sei froh, daß Du ein Mann biſt, Peregrin. Ein Mann kann bei ſechszig Jahren noch Manches .... ja noch ſehr viel leiſten. Es gibt Männer, die erſt bei ſechszig Jahren zu Einſicht und Vernunft kommen und mit ihnen erſt ein tüchtiges Leben beginnen und zehn, zwanzig Jahre fortſetzen. Aber eine Frau von ſechszig Jahren iſt abgenutzt. Ihre Organiſation hält nicht länger eine kräftige Thätigkeit aus. Früher zur Blüte und ſchneller zur Reife gekommen, ſtirbt ſie früher ab. Bei ſechszig Jahren iſt ſie eigentlich nur ein wandelnder Cadaver, der je eher je lieber unter die Erde müßte.“

„Beſte Tante!“ ſagte Peregrin innerlich empört, ſo von dem Geſchlecht ſprechen zu hören, zu welchem ſeine Mutter und Heliade gehörten; — „mir ſcheint, Du ſchlägſt das äußere Thun des Weibes etwas zu hoch — und ihr inneres Sein viel zu niedrig an. Eine ſeelenvolle Frau, bei der die Jahre Herz und Geiſt durcharbeitet und abgeklärt haben, iſt ein Schatz in einer Familie, von welchem jedem Einzel-

nen ein Goldkorn zufällt — und wenn ſie auch da ſitzt mit den Händen im Schooß. Eine ſolche Frau von ſechszig Jahren will Niemand unter der Erde wiſſen."

„Du warſt immer etwas ſchwärmeriſcher Natur," ſagte Juſtine kalt und fügte abbrechend hinzu: „Wann trittſt Du deine Reiſe in den Orient an?"

„Dieſen Winter gewiß nicht. Vielleicht im Frühling. Ich muß ſehen, ob meine Mutter, Alarich, Schloß Traun, Menſchen und Verhältniſſe, mich nicht etwa hier nöthig haben. Aber in dieſen Verhältniſſen ſcheint ein räthſelhafter .... oder wenigſtens mir unverſtändlicher Punkt zu ſein — und um mich über denſelben aufzuklären, hat meine Mutter mich an Dich gewieſen, liebe Tante, und Dich in dieſem Brief gebeten, mir die nothwendige Auskunft zu geben."

Die Baroneſſe nahm Lucia's Brief, ging damit an das nächſte Fenſter und las ihn ohne Mühe, da ihr die Handſchrift ganz — und der Inhalt einigermaßen bekannt war. Dann kam ſie zu ihrem Platz auf dem kleinen Sopha neben dem großen Caminofen zurück und ſagte ruhig zu Peregrin, der mit Mühe ſeine fieberhafte Ungeduld bemeiſterte:

„Der Augenblick iſt gekommen, um ein großes Familiengeheimniß Deiner Vorſicht und Verſchwiegenheit — welche für Dich ſelbſt von höchſter Wich-

tigkeit sind — anzuvertrauen. Peregrin .... Du bist nicht der Sohn Deines Vaters!"

„Tante!" rief Peregrin und sprang auf mit einem Blick und einer Geberde, die dermaßen dem drohenden Zorn seiner Stimme entsprachen, daß die Baronesse ihren Arm wie abwehrend gegen ihn ausstreckte und schnell hinzusetzte:

„Du bist auch nicht der Sohn Deiner Mutter."

„Nicht der Sohn meiner Eltern!" sagte Peregrin und versuchte zu lächeln, aber mit dem Ausdruck der tiefsten Ungläubigkeit.

„Nein," fuhr die Baronesse fort, „Du bist kein Gorm."

„Kein Gorm!" wiederholte er tonlos.

„Beruhige Dich!" sagte sie mit einem Anflug von Mitleid; — „es wird sich Alles in Frieden lösen."

„Aber ich soll kein Gorm sein!" rief er.

„Gerade umgekehrt, bester Peregrin: Du sollst ein Gorm sein, obschon Du keiner bist."

„Das wäre denn doch infam," sagte er schaudernd.

„Mäßige Dich!" sagte sie kühl; — „es gibt Nothwendigkeiten von gebietender Allgewalt, die zu einem ungewöhnlichen Schritt drängen."

„Es wäre infam!" rief er im vollen Ausbruch der Verzweiflung. „Aber ich glaube diese ganze Geschichte nicht."

„Wenn Du sie freilich mit solcher Wuth betrachtest,

ſo iſt nicht mit Dir zu reden; — und darum will ich Dir Documente geben, deren Zeugniß Du anerkennen wirſt: Blätter, welche Deine Mutter geſchrieben hat. Nimm ſie mit in Dein Zimmer, lies ſie; was da an der vollen Klarheit fehlt, werde ich mündlich ergänzen. Zum Nachteſſen laſſe ich Dich rufen."

Sie war zu dem alterthümlichen Schrank gegangen, der hinter einem kunſtvollen Schloß ihre Werthpapiere und Diamanten verbarg. Sie öffnete ihn, nahm ein Paar Bücher heraus, gab ſie an Peregrin, der ſie maſchinenmäßig empfing und ſagte:

„Es ſind Tagebücher Deiner Mutter, d. h. meiner Schweſter."

Er ſtürmte hinweg auf ſein Zimmer. Die Erde bebte ihm unter den Füßen. Er ſchlug das erſte Buch auf. Ja! das war die Handſchrift ſeiner Mutter! — Dies brachte ihn zur Beſinnung. Er ſetzte ſich und las:

Nizza, 20. November 1812.

Iſt Liebe — Sünde? — — Je nachdem ſie erlaubt oder unerlaubt iſt.

Aber wer hat das Recht, ſie zu erlauben oder zu verbieten? — — Das Herz gewiß; das Gewiſſen vielleicht; — vielleicht auch die Geſetze, die bürgerlichen, die geſellſchaftlichen, die moraliſchen. Geſetz, Gewiſſen, Herz — werden gekränkt durch eine Liebe,

die fremdes Recht mit Füßen tritt und fremdes Gut sich aneignet. Das thut Er! —

Aber so muß ich fragen: Ist der erlaubten Liebe Alles erlaubt, um ihres Gegenstandes sicher zu sein? um ihn zu wahren, zu retten? Gibt es für sie unerlaubte Mittel? Ja, Gewaltthätigkeit und ....

O dies unselige Und!

23. November.

Ich war im Dom heute gegen Abend. Er ist nicht schön, allein es gefällt mir die Stille, die Ruhe, die darin herrscht. Wir waren am Morgen spazieren gegangen, am Nachmittag ausgefahren; die Natur ist so reich, so üppig, die Sonne so golden, der Himmel so blau, das Meer so leuchtend — und das Alles paßt so wenig zu meinem betrübten Herzen, daß ich der bunten Bilder recht müde war. Bei der Rückfahrt ließ ich am Dom halten, stieg aus und bat Justine, nach Hause zu fahren und mir den Wagen zurückzuschicken. Allein auch sie wollte den Dom besehen. Nach all' dem blendenden Glanz da draußen erquickte mich drinnen die kühle Dämmerung. Mir gefallen diese stets geöffneten Kirchen, in denen man sich alle Zeit sammeln und besinnen kann und in denen man vielleicht auf gute Gedanken kommt. Ich kam auf den Gedanken, daß ich gar gern einmal beichten möchte. Es saßen nämlich in einigen Beicht-

stühlen Geistliche, zu denen die Leute gingen, niederknieten und das sagten, was ihr Gewissen, ihr Herz drückte. Ach, dürfte ich doch auch mein gedrücktes Herz ausschütten! was kann ich dafür, daß ich nicht katholisch bin? Wäre Justine nicht dabei gewesen, wer weiß, was ich gethan hätte. Später sprach ich mit ihr darüber. Sie entgegnete, die Priester wären Intriguanten, die sich in alle Familienangelegenheiten mischten und furchtbar viel Unheil stifteten; in meinem Fall wäre ein solcher Schritt der entschiedenste Wahnwitz, der all' unsere Pläne vereiteln und Alarich auf immer von mir trennen würde. Ach, sie hat Recht!

25. November.

Das Leben ohne Alarich ist mir verhaßt — und müßte ich denken, daß ich ohne ihn so fortvegetiren sollte, Tag für Tag, Jahr für Jahr — ich legte mich nieder zum sterben. Justine nennt mich schwach und feig.

„Denke doch daran, daß Du ihn retten willst und mußt!" sprach sie heute, als ich sehr niedergeschlagen war. Ich brach in Thränen aus. „Weiß ich ja nicht einmal, ob und wie er lebt!" rief ich.

„So lange der Krieg dauert," sagte sie, „ist sein beweglicher Charakter in Thätigkeit und Aufregung; — da hast Du nichts zu fürchten — und inzwischen

geht hier Alles glücklich vorüber und Alarich kehrt froh zu Dir zurück."

Juſtine hat, ich möchte ſagen, einen magnetiſchen Einfluß auf mich: ihre Energie gibt mir Kraft. Können Schweſtern verſchiedener ſein, als ſie und ich? Welch ein herbes Schickſal hat ſie gehabt und wie hat es ſie geſtählt! Sie war auch einſt jung und ſchön, liebte und wurde geliebt, war glückliche Braut. Da bekam ſie die Blattern — und die ſchreckliche Entſtellung, welche ihre Schönheit erlitt, verſcheuchte den Verlobten. Sie merkte ſogleich ſein unwillkürliches Entſetzen und gab ihm gelaſſen ſein Wort zurück. Aber dies unfreiwillige Verzichten auf Glück und auf Liebe wurde ihr ſo ſchwer, daß ſich ihr Herz dadurch wie mit einer eiſernen Rüſtung umſchloß — und nur weil der Menſch nicht leben kann ohne zu lieben — liebte ſie mich. Ich war ein Kind damals, zehn Jahr jünger als ſie. Ihre Mutter war früh geſtorben; jetzt ſtarb auch die meine. Juſtine wurde nun meine Mutter — und als nach einem Jahr auch unſer Vater ſtarb, vertrat ſie Elternſtelle bei mir, leitete meine Erziehung, verwaltete unſer Vermögen, führte mich in die Welt ein, die ihr zuwider war, ſorgte, dachte, lebte für mich, ließ keinen Schmerz, keinen Kummer an mich heran kommen. Wie ein fröhliches Bächlein durch blumige Wieſen dahinfließt, ſo tanzte und ſchäkerte ich durch mein Jugendleben —

bis Alarich kam. Da wurde mein unbewußtes Glück ein bewußtes: ich liebte ihn! Bis dahin hatte ich nie gedacht, daß man einen Mann besonders lieben könne. Aber Alarich kam mir vor, als sei er für mich vom Himmel herabgekommen, um mich auf der Erde selig zu machen. Und er machte mich selig in den ersten Jahren unserer Ehe. In den ersten Jahren!! mein Gott, wie viel Jahre währt denn unsere Ehe schon? Ach .... sechs Jahre! aber Alarich liebt mich nicht mehr.

30. November.

Heute kamen wir bei unserm Morgenspaziergang an einem Bauernhause vorüber, das in einem Olivenhain liegt. Blühende Rosen kletterten bis zum Dach hinauf; einige Orangenbäume mit goldenen Früchten standen neben einem rieselnden Brunnen. Zwei kleine bildschöne, schwarzäugige Bübchen füllten mit wichtiger Geschäftsmiene einen Krug am Brunnen und leerten ihn in dem kleinen Graben, der den Fuß des Orangenbaumes stets umgibt, damit das Wasser nicht ablaufe. Ein drittes Bübchen, das kaum gehen konnte, spielte mit zwei jungen schneeweißen Kätzchen, griff sie, würgte sie in seiner Zärtlichkeit halb todt, so daß sie ihre feinen Krallen ein wenig brauchen mußten und er sie nun voll namenlosen Entsetzen über diese schwarze Unthat der winzigen Spielkameraden zu Boden fallen ließ —

um sogleich wieder nach ihnen zu haschen. Auf einem umgestürzten Trog vor der Hausthür saß die glückliche Mutter, die Bäuerin, und spann, wie es hier zu Lande üblich ist und ungemein graziös aussieht — an der Spindel. Mit einer geschickten Fingerbewegung schnellte sie zuweilen die Spindel in die Katzengruppe hinein und versetzte dieselbe damit in die höchste Aufregung um das hüpfende Ding zu erhaschen, das doch stets ihnen entwischte und unter die geschickte Hand der Spinnerin zurückkehrte. Solche Bilder von Mutterglück und Kinderfreuden sind meine wehmüthige Wonne. Gerade in diesem Alter wären jetzt meine drei Söhne.

3. December.

Seit fünf Wochen bin ich hier — und keine Zeile von Alarich! O wäre ich doch in Deutschland geblieben! Alarich hätte ich freilich nicht abhalten können, nach Rußland zu gehen, da er sagte: „Mein Herz lechzt nach Krieg gegen Napoleon — und ist Deutschland unterjocht und geknechtet: so ziehe ich nach jedem andern Lande, das die Waffen wider den Tyrannen erhebt.“ Schön wie der Kriegsgott Mars sah er aus, wenn er so sprach und wie zwei blaue Flammen erstrahlten seine Augen. Ach! warum denn ging er nicht nach Spanien? warum nach Rußland? — weil es ihre Heimath ist und sie

ihn dahin lockte. Wäre ich in Deutschland geblieben, so bekäme ich doch früher seine spärlichen Briefe — wenn er mir überhaupt schreibt! Ach, mehr und mehr wendet er sich von mir ab. Nach drei seligen Jahren umwölkte sich die Sonne meines Glücks und hat sich seitdem nie wieder ganz gelichtet, sondern nach jedem flüchtigen Lichtblick folgte um so tieferes Dunkel. Damals begann mein Unglück, als mein zweiter Sohn todt, wie der erste, zur Welt kam. Das machte Alarich nicht nur sehr traurig, sondern es erzürnte ihn, daß ich, die all' seine Wünsche, so wie er sie nur dachte, auch schon erfüllte — diesen Hauptwunsch seines Herzens unerfüllt ließ. Aber bin ich denn wie Gott, daß ich das entfliehende Leben fesseln könnte? Während ich meinen Schmerz zu bemeistern und Alarich zu trösten suchte, machte er es gerade umgekehrt und ließ mich eine gewisse schmerzliche Erbitterung fühlen. In dieser Stimmung traf er jene verführerische Frau, jene Circe — und er, der den Eroberer haßt, weil derselbe unrechtmäßige Herrschaft übt — er ließ sich von dieser Frau erobern und scheint nichts Unrechtmäßiges darin zu finden. Welch ein Widerspruch! — In welcher gräßlichen Besorgniß, ja Todesangst ich in der Zeit vor der Geburt meines dritten Sohnes lebte — daran kann ich gar nicht denken, ohne daß sich all' meine Gedanken verwirren. Mir war, als wandelte ich be-

ſtändig unter einem Richtſchwert, obſchon Alarich freundlicher als zuvor gegen mich war. Und es fiel auf mich herab, auf mein Herz, das fürchterliche Schwert! — auch mein drittes Söhnchen war todt! Da ſagte Alarich mit eiſiger Kälte: „Sie tödtet meine Kinder!“ — und während der ſchweren Krankheit, die ich durchzumachen hatte, war er in Carlsbad — bei ihr. Juſtine erfuhr durch Freunde, daß es ihre Abſicht ſei, Alarich ſo zu feſſeln, daß er ſie heirathe nach dem Tode ihres alten gebrechlichen Mannes. Bleibt unſere Ehe kinderlos, ſo wird Alarich unſchwer einen Vorwand finden, um ſie auflöſen zu laſſen. Und was ſollte dann wohl aus mir werden! ich liebe ihn gerade ſo wie vor ſechs Jahren, vielleicht noch mehr, weil ich ihm ſo oft vergeben habe. Aber Juſtine ſagt: „Nein, er darf und wird Dich nicht verſtoßen! Du mußt ihn retten vor ſeiner eigenen Thorheit und vor der Ruſſin, die an Alarich nichts höher ſchätzt, als ſeinen Reichthum. Seine Rettung iſt Deine höchſte, Deine erſte Pflicht. Würdeſt Du ihn unter Mördern und Räubern laſſen, ohne zu verſuchen, ihn mit Liſt, mit Gewalt, gleichviel wie! zu retten — und begeht die Ruſſin nicht an Dir den Mord Deines Glückes und an Alarich den Raub ſeiner Ehre, ſeiner Treue, ſeines Vermögens?“ — —

Wir verbrachten einen ſchrecklichen Winter in

Dresden, denn die Circe war da — wegen der guten Aerzte, die ihres Mannes Gesundheit herstellen sollten — als ob das möglich sei bei einem Greise von dreiundsiebzig Jahren! — Als im Sommer das Gerücht vom Kriege zwischen Frankreich und Rußland aufkam und Alarich vor Freude electrisirte, da faßte ich mir einmal ein Herz und fiel ihm weinend zu Füßen und bat und flehte, er möge mich nicht verlassen. Das rührte ihn ein Paar Tage; doch kaum hatte ich einige Hoffnung geschöpft, so entschwand sie schon wieder und Rußland — oder die Ruffin zog ihn von mir fort! — — Als mir die Aerzte kurz vor Alarichs Abreise riethen — um zu thun, als wüßten sie einen Rath! — ich möchte den Winter im Süden zubringen, willigte er gleichgültig in meine Reise ein und sagte kalt: „Besser keine Hoffnung, als unerfüllte.“ Das war im August. Einige Wochen später trat ich mit Justine meine Reise nach Nizza an.

7. December.

Wie ein Alp drückt mich die Aussicht in die Zukunft: Justine wiederholt mir unaufhörlich: „Du hast eine Liebe, Du hast eine Pflicht — und Du schwankst, ob Du das thun sollst, was sie gebieten?“ — Justine liebt mich aber so ausschließlich, so rücksichtslos, daß ich mich der Sorge nicht erwehren kann, ob sie nicht verblendet sei. O dürfte ich doch

mit einem andern zuverläſſigen Menſchen mich berathen, der ohne perſönliche Vorliebe für mich wäre und nur die Sache ſelbſt im Auge hätte — mit dem Prieſter z. B., der im Dom im Beichtſtuhl war. Ich habe ihn nicht geſehen und nicht gehört; aber ich kann mir vorſtellen, wie klug, wie erfahren und wie barmherzig ein Mann ſein muß, dem ſo Viele ihr Gewiſſen erſchließen — denn wer das thut, will eben kluge, erfahrne, milde Worte und Rathſchläge, und fände man ſie nicht bei jenem Prieſter, ſo würde man ſich nicht an ihn wenden.

12. December.

Mein Gott! — was hab' ich gethan! — was ſoll ich thun — o welche Thorheit! Aber wenn es nicht Thorheit, ſondern höhere Fügung geweſen wäre! — O liebes, ſtilles Buch, du beſter Vertrauter, dir will ich ſagen, was geſchehen iſt. Das pflegt mich ja immer für den Augenblick zu beruhigen und vielleicht gelange ich zu einiger Klarheit und Entſchiedenheit, wenn ich mein Geſpräch aufzeichne, um es deſto gründlicher zu überlegen.

Juſtine iſt ſeit einigen Tagen durch ein Erkältungsfieber an das Bett gefeſſelt und ich mache meine Ausfahrten allein. Der Diener, den ich hier angenommen habe, ein guter freundlicher Menſch, iſt ſehr begeiſtert für ſeine Vaterſtadt und bemüht ſich,

mich auf all' ihre Vorzüge und Schönheiten aufmerkſam zu machen. Da er ſchon ein Paar Mal von der herrlichen Muſik geſprochen hatte, die jeden Sonnabend zur Vesper im Dom ſtattfinde, ſo fuhr ich heute dahin und dachte an Dresden und an die wunderſchöne Muſik, die ich dort in der katholiſchen Kirche ſo oft gehört hatte — mit Entzücken, wenn Alarich den Genuß mit mir theilte und in namenloſer Traurigkeit, als ſpäter meine Freuden nicht mehr die ſeinen waren. Das Alles flutete mir durch die Seele, als ich den Dom betrat und mir war, als müſſe ich der Uebermacht ſtreitender Gefühle mit meiner armen Vernunft erliegen. Die Muſik löſte die Geierkralle von meinem Herzen und gab mir Thränen; — aber keinen Frieden. Wie ein ruheloſer Geiſt irrte ich im Dom umher, ſetzte hier und kniete dort mich nieder. So kam ich an den gewiſſen Beichtſtuhl, der ſeit drei Wochen nicht aus meinen Gedanken weichen will. Der Prieſter war darin und einige Perſonen knieten in der Nähe; aber er ſprach gerade mit Niemand, ſondern las in einem großen Buch. Ich weiß nicht wie es kam, was mich trieb, welchem Zug ich nachgab — genug, ich kniete plötzlich zur Seite des Prieſters, durch ein Gitter von ihm getrennt. Meine Thränen ſtockten und mein Herz ſchlug dermaßen heftig, daß mir bange war, er könne es hören und davor erſchrecken. Ich ver-

mummte mich tief in Schleier und Shawl, damit er mich nicht sehe und ich nicht ihn — und ich bemerkte nur, daß er, als er sich zu mir wendete, das Zeichen des Kreuzes machte und einige lateinische Worte sagte. Dann schwieg er und wartete auf das, was ich zu sagen hätte. Aber ich war dem Ersticken nah — ich konnte nicht sprechen; ich ächzte nur und rang nach Athem. Da sagte er mit sanfter Stimme und in einem ruhigen, ermunternden Ton:

„Confiteor.“ —

Das brachte mich zur Besinnung und ich sagte ihm in französischer Sprache, ich sei protestantisch.

„Dann ist es unnütz, daß Sie beichten, denn ich kann Ihnen nicht die Absolution geben,“ entgegnete er sanft.

„Aber doch einen Rath,“ sagte ich bittend.

„Gern, wenn es Sie beruhigt! Fassen Sie sich und reden Sie!“ erwiderte er.

Ich sagte ihm Alles so kurz und klar wie möglich. Als ich fertig war, sagte er immer ganz sanft, doch sehr bestimmt:

„Das dürfen Sie nicht. Es ist eine Versündigung gegen das achte Gebot, welches jede Art von Lüge verdammt, indem es heißt: Du sollst kein falsches Zeugniß ablegen. Die Lüge ist eine Verhöhnung der Allwissenheit Gottes.“

„Nun und was rathen Sie mir denn zu thun?“ fragte ich.

„Zu leiden, so lange Gott will, und kindlich zu vertrauen, daß Er dabei seinem weisen, väterlichen Plan folge.“

„Und mein Mann?“

„Haben Sie Geduld mit ihm, die Welt ist verlockend. Seien Sie immer bereit, ihm liebevoll zu verzeihen und beten Sie viel, sehr viel für ihn.“

„Aber ich gehe ja zu Grunde an meinem Schicksal!“

„Ausharren! ausharren! Gott sorgt für Sie und für uns Alle. Aber es gilt auch uns Allen, was der heilige Psalmensänger gesagt und gethan hat: „Drücke dein Herz nieder und leide.“

„Können Sie denn gar keinen Trost mir geben,“ seufzte ich klagend.

„Wenn Sie den Trost nicht haben, der aus dem Glauben fließt — wenn Sie nicht in der liebenden Vereinigung ihres Willens mit dem ewig anbetungswürdigen Willen Gottes, trotz aller Trübsal, Ihren Frieden finden — wie sollte da menschlicher Trost Ihnen genügen?“

„Ich dachte, Sie könnten himmlischen Trost spenden, weil Sie ein Priester sind,“ sagte ich traurig.

„O arme Seele,“ sagte er mit tiefem Mitleid, „arme Seele, die einen Instinkt von der göttlichen

Wahrheit hat! Ja, der Priester kann übernatürlichen Trost spenden, weil er als Gottes Stellvertreter im heiligen Bußsacrament zum reuigen Sünder sagen darf: Deine Sünden sind dir vergeben, gehe hin in Frieden! — und dieser Trost ist denn freilich der Art, daß aus seiner überströmenden Fülle, die der Ewigkeit angehört, auch ein Bächlein über die Trübsal der Zeit und des Lebens sich ergießt."

„Auch ich hoffe auf Vergebung meiner Sünden, allein das vermindert meinen Kummer nicht," sagte ich ganz aufrichtig.

Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er:

„Für Alle ist Christus gestorben; Alle dürfen auf seine Barmherzigkeit hoffen. Aber Sie werden begreifen, daß Sie auf diese Hoffnung hin nicht absichtlich und mit Vorsatz eine so schwere Sünde begehen dürfen, wie diejenige sein würde, von der Sie geredet haben. Ihre Unruhe ist ein untrügliches Zeichen, daß Ihr Gewissen sich dagegen sträubt. Nehmen Sie Ihr Kreuz aus Gottes Hand, tragen Sie es so lange, wie Gott will — und Sie werden, trotz Kummer und Sorgen, inneren Frieden haben."

Ich bemerkte, daß sich einige Personen genaht hatten und augenscheinlich warteten, bis an sie die Reihe käme. Das beängstigte mich. Ich sagte nur noch:

„Gottes Lohn für die Güte, mit der Sie mich anhörten, und für Ihren frommen Rath.“

„Befolgen Sie ihn und Gottes Gnade wird Ihnen nicht fehlen,“ erwiderte er.

Ich verließ den Beichtstuhl, den Dom, stieg in den Wagen und ließ mich ein Paar Stunden umher fahren, so daß es ganz dunkel war, als ich endlich zu Hause kam. Ich war wie betäubt, wie im Traum, und ganz abgespannt in Folge der ungeheuern Aufregung, die mein ungewöhnlicher Schritt veranlaßt hatte. Als ich meine Wohnung, mein Zimmer betrat, die tägliche Umgebung sah und Justine, die sich etwas besser befand und mir liebreich meine Spazierfahrt in der Abendkühle vorwarf: da kam ich wieder zu mir und fühlte sofort, daß eine neue Angst und Unruhe in mir geweckt sei, nämlich die, daß der Priester Recht habe, daß mein Gewissen ihm beistimmen müsse, daß ich am Besten thue, meine Sache in die Hand Gottes zu legen, ohne sie nach meinem Sinn wenden zu wollen — und daß ich mich zu ergeben hätte, wenn Alarich für mich verloren sei. Allein diese letzte Möglichkeit ruft in mir ein so intensives Sträuben wach, daß jede Faser meines Herzens sich gegen sie aufbäumt und Einsprache thut. Und so bin ich denn elender als zuvor, denn ich habe einen Dorn mehr im Gewissen.

14. December.

Eine neue Versuchung, die mich martert! — ich möchte abermals mit dem Priester sprechen und ihn bitten, mich zu belehren, wie man zur Ergebung in den Willen Gottes kommt — wie man es überhaupt anfängt, um so recht innig an Gott zu denken. Ich liebe Gott — im Menschen! Mein Vater war mir das Ideal der Vaterliebe; Justine ist mir das Ideal der schwesterlichen Liebe; Alarich war mir das Ideal aller und jeder Vollkommenheit — ach! er ist es noch — nur verschleiert, umwölkt. Gott hat diese Wesen geschaffen und sie so herrlich begabt. Darum liebe ich dankbar seine Liebe, seine Güte, seine Vollkommenheit und Allmacht — in diesen theuern Geschöpfen; aber das ist doch nur eine indirecte, eine mittelbare Liebe; ja, ist es überhaupt eine Liebe? — Aber wie kann man eigentlich Gott mit dem Herzen lieben? ein so immens erhabenes Wesen, daß so ganz außerhalb unserer Natur in seinem ewigen Himmel lebt und webt — ist zu hoch, zu groß, zu gewaltig für mein Herz. Und doch hat der Priester gesagt: „die liebende Vereinigung Ihres Willens mit dem göttlichen.“ Das weist doch hin auf eine wirkliche, unmittelbare Liebe. Ach! wie habe ich Alarich's Willen geliebt! ich bemühte mich, ganz willenlos mich zu machen, damit sein Wille in mir lebe und wir ganz Eins sein möchten. O Alarich! — —

16. December.

Es ist etwas Unvergeßliches in den Worten des Priesters: „Ausharren! ausharren! — Drücke dein Herz nieder und leide! — Das achte Gebot verdammt jede Art von Lüge!“ — —

23. December.

Justine liebt mich so sehr, daß sie leicht Alles erräth, was in mir vorgeht; darum kann ich ihr nichts verhehlen. Da sie aber einen dominirenden Charakter hat und ich einen sehr schmiegsamen: so nimmt ihre Liebe manchmal eine Färbung von Despotie an. Ich fühle das, ich möchte mich vertheidigen, aber ich bin wehrlos und leicht unterjocht. Es ist nun einmal mein Schicksal, durch Liebe zu leiden.

Er, den ich am meisten geliebet,
Der hat mir am weh'sten gethan! —

Ja — ich hatte eine kleine Scene mit Justine. In Folge jenes Rathes des Priesters erklärte ich ihr gestern, ich wolle die Sache Gott anheim stellen.

„Und Alarich dem russischen Einfluß überlassen?“ fragte sie scharf.

Der Gedanke machte mich zittern und ich antwortete mit schwankender Stimme:

„Ich fürchte, Unerlaubtes zu thun.“

„Seit wann sind Nothwehr und Selbstvertheidigung

— ſeit wann iſt die moraliſche Rettung eines Gatten unerlaubt?“ fragte ſie weiter.

„Nicht die Selbſtvertheidigung und nicht die Rettung; — nur das Mittel,“ ſagte ich zaghaft.

„Weißt Du ein anderes?“ fuhr ſie fort und ſetzte hinzu, als ich ſchweigend verneinte: „Nun, vielleicht brauchen wir es nicht. Aber Lucia, wie kommſt Du zu dieſem Gedanken?“

Ich fühlte, wie mir alles Blut in die Wangen ſtieg. Sie ſagte lebhaft:

„Du haſt mit dem Prieſter geredet, thörichtes Kind.“

Ich ermannte mich und entgegnete: „Ja, ich that es! und Alles, was er mir geſagt hat, iſt im Einklang mit meinem Gewiſſen.“

„Auch mit Deinem Glück, Deiner Liebe, Deiner Beſtimmung als Alarich's Frau?“

„Mit Glück und Liebe — nein! mit meiner Beſtimmung — vielleicht!“

„Entſchieden nicht, Lucia! Deine Beſtimmung iſt Dir von der Vorſehung angewieſen; Du mußt ſie feſthalten. Ein Weſen wie Du erträgt nicht herbe Schickſalswendungen, die Dich aus dem Boden herausſchleudern würden, in welchem Du mit Deinem liebenden Herzen Wurzel faßteſt.“

„O, darin haſt Du Recht!“ rief ich überwältigt.

„Wozu alſo die Selbſtquälerei!“ fuhr ſie fort.

„Stehe ich Dir nicht treu zur Seite? bin ich Dir je etwas Anderes gewesen, als ein sicherer Rathgeber? hältst Du mich plötzlich für böse und schlecht?“

„Nein, nein!“ rief ich lebhaft und umarmte sie.

„Warum denn begehst Du die große Unvorsichtigkeit, Dich einem wildfremden Mann anzuvertrauen? War er jung, war er alt? Fragte er nach Deinem Namen, Deiner Herkunft, Deiner Heimath?“

„Nach nichts hat er gefragt! ob er jung oder alt ist, weiß ich nicht! einem „wildfremden Mann“ aber hab' ich mich keineswegs anvertraut, sondern einem Priester.“

„Da Du nicht katholisch bist, so gilt diese subtile Distinction nicht für Dich.“

„Aber für ihn, Justine! Er brauchte den Ausdruck: der Priester als Stellvertreter Gottes; — folglich muß er nach höheren Grundsätzen und von einem höheren Gesichtspunkt aus die menschlichen Handlungen beurtheilen.“

„Es ist sehr merkwürdig,“ sagte Justine, „welche Gewalt die Idee des Priesterthums auf kindliche und schwache Gemüther übt und immer geübt hat! Nimm doch Deine Vernunft zusammen, meine arme Lucia, und dann sage mir einen Grund, auf den Du jenen Ausdruck und Deine Ansicht stützen könntest.“

Ich mußte schweigen, denn ich hatte keine Gründe.

„Wenn wir die Menschen für das halten wollten, wofür sie sich ausgeben," fuhr sie fort, „so würden wir aus einer Täuschung in die andere fallen. Die Weltgeschichte hat gerichtet über das Priesterthum: es ist eine geistige Tyrannei, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern von einer gewissen Caste über geistig Unmündige, über schwache Charaktere, über zaghafte Gemüther geübt wird. Ob die einzelnen Priester den Tempeln von Memphis, dem Hain von Dodona, der großen Pagode von Jagernaut oder dem Vatican zu Rom angehören — ändert im Wesentlichen gar nichts. Knechtung der Geister, um sie zu beherrschen, Knechtung fremder Selbstständigkeit, um die eigene Selbstsucht zu nähren, Knechtung des fremden Willens, um Zeit und Welt nach dem Plan dieser im Finstern schleichenden und von Werken der Finsterniß sich nährenden Caste zu leiten: das war und das ist bei jedem Einzelnen dasselbe Mittel, dieselbe Absicht, dasselbe Ziel."

„Ich kann Dich nicht widerlegen," erwiderte ich, „denn ich habe nicht so viel wie Du gelesen und gedacht. Aber das glaube mir: von dem Allen, was Du sagst, war nicht die mindeste Spur in den Worten des Priesters."

„Wußte er, daß Du protestantisch bist?"

„Ja, ich sagte es ihm."

„Du bist ein gutes, naives Kind!" sprach Justine

lächelnd. „Es versteht sich, daß er sich jetzt gehütet haben wird, mit der Thüre in's Haus zu fallen. Ach Lucia! was wäre Dein Schicksal, wenn ich nicht neben Dir stände!“

Weil das so richtig ist und mich so schmerzlich an Alarich's Treulosigkeit mahnte, brach ich in Thränen aus. Justine umschlang mich zärtlich und sprach tröstend:

„Wirf all' Deine Sorge auf mich und es wird gut gehen! Du findest Dein Glück wieder und ich habe dann nicht mehr den Kummer — den einzigen Kummer, dessen mein Herz fähig ist! — Dich leiden zu sehen.“

So endete unser Gespräch. Ich war überwältigt, nicht überzeugt; — und das geschieht mir öfter Justinen gegenüber; — ihr starker Wille beherrscht meine Unmündigkeit. War es aber nicht ungefähr das, was sie den Priestern vorwarf?

Genua, den 1. Februar 1813.

Justine hatte keine Ruhe in Nizza. Ich hatte mich eingewohnt und wäre gern dort geblieben; allein sie stellte mir den Aufenthalt in einer kleinen Stadt als höchst gefährlich für unseren Plan vor. Ich glaube, sie fürchtete den Priester! Ach, ich hatte nicht mehr den Muth, mich an ihn zu wenden, da ich ja entschlossen war, das Recht der Selbstbestimmung

zu üben — wie Juſtine es nennt; d. h. Juſtinens Rath und nicht dem ſeinen zu folgen. Ach! ich folge jedem Rath, der mir die Vereinigung mit Alarich in Ausſicht ſtellt! — Beſonders jetzt, da er mir recht liebevoll geſchrieben hat, theilnehmend, hoffnungsvoll, faſt zärtlich. Es ſcheint, als hätten die Kriegsereigniſſe ihn wirklich mehr beſchäftigt, als die Circe. Wenigſtens athmet ſein ganzer Brief Kriegsluſt und Siegesfreude. Die franzöſiſche Armee vernichtet, Napoleon auf ſchleunigſter Flucht, die ruſſiſche Armee weiter und weiter gen Deutſchland vordringend, wo man nur das Signal des allgemeinen Aufſtandes erwartet: das iſt ſo recht, wie er es immer gewünſcht hat! und ich freue mich darüber. Ich liebe ſeinen Muth, ſeinen Thatendurſt, ſeine warme Vaterlandsliebe. Ich liebe Alles, was ihn veredelt, was ſeine ſchöne Natur entwickelt. Aber mein muß er ſein! Deshalb bin ich auch jetzt ganz entſchieden, Alles zu thun, was ihn an mich feſſelt. Ich bin jetzt ein halbes Jahr von ihm getrennt. Was ich dadurch leide, ſprechen Worte nicht aus! Es werden noch Monate vergehen, bis ich wieder mit ihm vereinigt ſein werde. Aber dann! — dazu bin ich feſt entſchloſſen — dann trenne ich mich nie wieder von ihm! Mag kommen, was wolle! — mag es gehen, wie es geht! — mag ich auf's Neue leiden und trauern — ich trenne mich nie wieder von Alarich!

12. Februar.

Unausſprechlich ſchön iſt Genua „die herrliche!“ *) Magiſch iſt der Blick längs der Riviere nach Porto fino, deſſen Felſen wie eine dunkle Sphynx am Geſtade liegt, und ernſt hinausſchaut in das unendliche Meer. Magiſch ſind einige Ausſichten auf der Aqua sola, die ſchon mit den erſten Reizen des Frühlings ſich ſchmückt. Aber was geht das mich an! ich bin getrennt von Alarich! und kein Paradies kann mir gefallen ohne ihn.

15. Februar.

Juſtine iſt faſt entſetzlich in ihrer Liebe, in ihrer Vorſicht, mit ihrer Ueberlegung. Ich ſagte vorhin, der Gedanke, hier vielleicht zu ſterben, ohne Alarich wiedergeſehen zu haben, quäle mich dermaßen, daß ich zuweilen auf dem Punkt ſei, ihn zu bitten herzukommen. Sie ſagte gelaſſen:

„Gib den Gedanken auf! die Erwartung des Erfolges würde Dich in eine nervenzerſtörende Spannung verſetzen. Und wie langſam und unſicher geht jetzt ein Brief! Du würdeſt Dich verzehren in Aufregung und Alarich's Tod oder was weiß ich für

*) Genova — la superba; Firenze — la bella; Padova — la dotta; Bologna — la grassa; Roma — l'eterna: nennt der Italiener einige ſeiner berühmteſten Städte.

Schreckniſſe Dir ausmalen, wenn die Antwort lange ausbliebe. Auch muß ich Dir geſtehen, daß ich ſchon vor längerer Zeit an Alarich geſchrieben habe, er möge unter keiner Bedingung kommen, da jede Alteration, auch die freudigſte, für Dich von den übelſten Folgen ſein würde, während wir jetzt die beſten Hoffnungen hätten. Sei alſo überzeugt, daß Alarich, wenn er auch könnte, nicht kommen wird. Uebrigens iſt Dein Befinden ja ſo gut, daß ich zu Deinen Todesgedanken nur lächeln kann."

22. Februar.

Auch hier erzählt mir mein Lohndiener viel von den Merkwürdigkeiten Genua's, mit denen ſich freilich das kleine Nizza nicht meſſen darf. Genua hat nicht bloß die ſtolzeſten Paläſte der Welt für reiche und vornehme Leute, ſondern auch für die Armen. Die Wohlthätigkeitsanſtalten ſollen ungemein großartig ſein. Der gute Luigi ſchreibt das dem Einfluß und der Fürbitte einer edlen Genueſerin zu, die vor dreihundert Jahren geſtorben iſt, der heil. Catharina Fieſchi-Adorno. Sie diente mit übermenſchlicher Aufopferung den Kranken — erſt in der Stadt und dann im großen Spital, wo ſie viele Jahre lebte. Ich fragte Luigi, warum ſie das gethan habe? ſie hätte doch wenigſtens in ihrem Hauſe bleiben ſollen.

„Per amore del Nostro Signore e della Gran Madre de Dio, Maria sanctissima," antwortete er ganz ruhig und als ob ihm das gar nicht so ungeheuer auffallend ſei, die Dogentochter im Spitaldienſt zu ſehen.

„Es iſt nur zu erklären durch die Schwärmerei, die den Katholiken eigen iſt," bemerkte Juſtine.

„Schwärmerei!" rief ich; — „wie kann man die jahrelange furchtbare Praxis des Krankendienſtes im Spital — Schwärmerei nennen, da er doch in der That ein Mittel gegen alle Schwärmerei iſt."

„Ich wollte nur ſagen, der Urſprung dieſer Handlungsweiſe ſei Schwärmerei, d. h. eine verkehrte und überſpannte religiöſe Auffaſſung von Leben und Pflicht. Da die Katholiken durch ihre guten Werke den Himmel erobern wollen: ſo gilt ihnen die Excentricität auf dem Gebiet der Werkthätigkeit als die Sturmleiter zur himmliſchen Citadelle."

„Aber welche Himmelsſehnſucht ſetzt es voraus, daß man ein ſolches Leben ſich wählen könne!" rief ich. — —

Heute gab mir Juſtine ein Buch und ſagte:

„Dies iſt die Lebensbeſchreibung der heil. Catharina von Genua — wie man ſie nennt. Ich durchblätterte es nicht ohne Intereſſe, denn man ſieht hier der Sache auf den Grund. Die arme Frau lebte in einer höchſt unglücklichen Ehe und litt

an ſomnambulen Zuſtänden. Das trieb ſie in's Spital!" —

Auch ich habe ſo eben das Buch durchblättert. Ja, es iſt wahr, Catharina war mehrere Jahre höchſt unglücklich, bis ihr Gemahl ſich vollſtändig beſſerte und mit ihr verſöhnte. Allein ich kann durchaus nicht den Zuſammenhang zwiſchen ihrem Unglück und dem Spitaldienſt einſehen. Sollte ich noch zehn Jahre im Jammer um Alarich leben müſſen: ſo würde mir tauſendmal der Gedanke kommen, meinem elenden Leben ein Ende zu machen; aber nicht Einmal der: — Krankenwärterin im Spital zu werden.

Den 22. März.

Es iſt geſchehen. Alles iſt vorüber. Alarich wird bereits erfahren haben, daß ſein Sohn lebt, daß ich nicht zum vierten Mal „die Mörderin ſeines Kindes" bin. Aber ich bin in Verzweiflung. Gott verfährt zu hart mit mir! O Alarich, Deinetwegen, um Dich zu retten, um Dich zurückzuführen auf den Weg der Pflicht und des Glückes — verdamme ich mich zu einem Comödienſpiel, das ſo lange dauern wird, wie mein elendes Leben! — Juſtine hatte Alles auf's Beſte vorbereitet. Ich ließ ſie gewähren und fragte nicht. Sie verſuchte mich zu täuſchen, aber das gelang ihr nicht. Als man mir das Kind in die Arme legte, ſagte Juſtine:

„Freue Dich, es lebt.“

Ich antwortete mit einem Strom von Thränen.

„Sieh, wie die Vorsehung Alles so günstig gefügt hat!“ setzte sie zweideutig hinzu.

Möge Alarich bald kommen. Seine Freude wird mir Kraft geben. Der schmerzlichste Tag meines Lebens war — trotz der vorhergehenden Jahre! — dieser schreckliche 1. März.

Als Peregrin so weit gelesen hatte, entsanken ihm die Blätter: der 1. März, der seine Mutter zu einem lebenslänglichen Comödienspiel verdammte, war sein Geburtstag. Es ist also richtig, murmelte er: nicht der Sohn meines Vaters, nicht der Sohn meiner Mutter . . . kein Gorm bin ich . . . und dies teuflische Weib — diese Justine . . . hat das Alles zuwege gebracht! Aber wer bin ich denn? wer sind meine Eltern? — Er fiel über die Blätter her und las weiter:

Genua, den 3. April 1813.

Ich kann dies arme Kind nicht lieben! was liegt mir überhaupt an einem Kinde, wenn es nicht Alarich's ist! — Ich sagte heute an Justine:

„Ich kann nicht länger auf dieser Folterbank aushalten! ich gebe den Knaben fort, lasse ihn seiner

Herkunft gemäß erziehen, schreibe an Alarich, er sei gestorben und kehre nach Deutschland zurück."

„Thue, was Dir gefällt," sagte sie mit eisiger Ruhe; „aber dann ermanne Dich auch und wimmere nicht mehr um Alarich. Du hast Einmal das unerhörte Glück gehabt, Dein und sein Schicksal zu beherrschen — das wird Dir zum zweiten Male nimmermehr geboten. Also fasse Deinen Entschluß und handele."

Wenn ich aber so ganz allein und ohne Rath einen Entschluß fassen soll, der über mich und Alarich entscheidet und dessen Ausführung, nach zwei Seiten hin, mich in Meere von Trübsal stürzt, so faßt mich ein Grauen und ich weiß mir nicht zu helfen. Es sprechen dann zwei Stimmen in mir. Welche von Beiden ist die unfehlbar richtige? Jetzt halte ich diese dafür und morgen jene — und Niemand steht mir bei! Ach, ich zittere dermaßen vor jedem wichtigen Entschluß, daß ich lieber die Dinge gehen lasse, wie sie eben gehen. Justine kennt genau diese Schwäche meines Charakters. Sie sagte nach einiger Zeit:

„Arme Lucia, quäle Dich doch nicht durch das Raffinement Deiner Gefühle! Es ist ja keineswegs nothwendig, daß Du dies arme Bübchen anbetest. Es verhilft Dir dazu, Deinen Mann wieder anbeten zu können und Du verhilfst ihm dazu, Graf Gorms

Sohn zu ſein. Das ſind zwei Dienſte, die einander werth ſind und die drei Menſchen glücklich machen. Was verlangſt Du mehr? — Mütterliche Gefühle vielleicht? — Sei verſichert, daß ſie erwachen werden, wenn Du Alarich in Jubilo ſehen wirſt, und wenn der genueſiſche Aufenthalt nach und nach in Deiner Erinnerung verblaßt. Für den Augenblick beunruhigt Dich die fremde Situation; doch mit der Zeit wirſt Du dich vollkommen in ſie hineinleben — darüber habe ich nicht den leiſeſten Zweifel."

Juſtinen's Zuverſicht that mir wohl; ſie enthob mich eines Entſchluſſes: ich folgte dem ihren.

17. April.

Alarich iſt da! ſeine Freude iſt grenzenlos. Auch die meine . . . über ihn! Aber ein leiſes Zittern . . . ich glaube mehr ſeeliſcher als körperlicher Art, verläßt mich nicht. Oeffnet ſich plötzlich eine Thür, höre ich einen ſchnellen Schritt, wird ein Brief gebracht: ſo ſchrecke ich zuſammen und es überläuft mich heiß und kalt. Aber ich bin glücklich und Alarich iſt glücklich: dem Glück muß ich ein Opfer bringen.

28. April.

Hätten wir nur erſt Genua verlaſſen. Ich dringe auf die Heimreiſe. Alarich findet hier Alles ſo ſchön und ſich ſelbſt ſo beſeligt, daß er tauſend Gründe

weiß, um länger zu bleiben. Wir führen ein paradiesisches Leben, ohne alle fremde Gesellschaft. Unsere Villa liegt an einem Felsenabhang, und die frische Meeresluft trägt den Duft der blühenden Orangen- und Citronenbäume zu uns hinauf. Der Blick senkt sich auf einen Theil der wunderbar schönen, malerischen Stadt und schweift hinaus in die unendliche Ferne des blauen Meeres, dessen Brandung am zerklüfteten Gestade zu uns heraufstönt. Alle Sinne schwelgen. Die junge berauschende Frühlingsschönheit hat Erde und Himmel und Meer in Besitz genommen; — und ich genieße das Alles mit Alarich, dem geliebten, dem liebenden Alarich! — Aber ich verließe doch gern all' die Herrlichkeit und sehne mich hinweg aus ihr nach Schloß Traun.

Schloß Traun, den 26. August.

Längst sind wir heimgekehrt; längst ging Alarich zur Armee zurück und Justine begab sich gleich nach Tannhof. Ich bin hier allein mit dem Kinde — mit Peregrin.

„Warum nanntest Du ihn Peregrin? warum nicht Alarich?" fragte Alarich, als ich ihm zum Erstenmal des Knaben Namen nannte.

„Peregrin bedeutet Fremdling," sagte ich. „Und da ich an einem so wichtigen Wendepunkt meines Lebens in der Fremde war, habe ich ihm zur

Erinnerung daran den schönen, sanften Namen gegeben."

Ach, das arme Kind! es ist mir wohl ein Peregrin. Nichts knüpft mich an ihn, als daß er die Brücke schlug, die Alarich wieder zu mir führte. — Und wer weiß, ob das nicht auch ohne ihn geschehen wäre! —

2. Mai 1814.

Mein Gott, bin ich denn für ein immerwährendes Leiden geboren? — ich ertrug es nicht, daß Alarich die Circe liebte; — aber ich kann es auch nicht ertragen, daß er den Knaben so übermäßig liebt. Peregrin ist der Mittelpunkt seiner Gedanken. Allerdings immer in der Voraussetzung, über diesen Punkt mit mir zusammenzustimmen. Peregrin's Entwickelung und Erziehung, Peregrin's Fähigkeiten und Zukunft, sind in unserer Intimität sein Lieblingsgespräch. Wohl liebt er mich zärtlich, wohl zeigt er es mir auf jede Weise, ganz ungesucht; aber der Gedanke, daß es dies Kind ist, dies fremde Kind, welches mich in seine Liebe wieder eingesetzt hat, erfüllt mein Herz mit namenloser Bitterkeit, die ich vor jedem menschlichen Auge tief verbergen muß. O, es gibt eine Nemesis, eine in der Stille rächende Gottheit, die uns da einen Dorn finden läßt, wo wir die Rose pflücken wollten, welche uns nicht

bestimmt war. Ich klammerte mich bis zum Wahnsinn an den Gedanken fest, durch ein Kind Alarich's Liebe wieder zu gewinnen; ich führte den wahnsinnigen Gedanken durch eine eben so wahnsinnige Handlung aus; sie hatte den erwünschten Erfolg — und jetzt möchte ich verzweifeln, daß ich diesem Kinde Alarich's Liebe danken soll.

1. März 1815.

Peregrin war krank und Alarich in einer solchen Aufregung und Trostlosigkeit, daß ich denken muß, er wäre dem Kinde in's Grab gefolgt, wenn Gott es nicht erhalten hätte. Deshalb zitterte auch ich für dies kleine Leben; ach! nur deshalb! denn mich würde Peregrin's Tod von einer furchtbaren Last erlösen. Armes Kind! Heute ist er zwei Jahr alt geworden. Ein liebes, früh entwickeltes, glücklich begabtes Kind, so recht dazu geeignet, die Wonne eines Mutterherzens zu sein. Aber mein Herz ist wie todt für ihn. — —

10. November.

Früher war es mir eine Erleichterung, diesen Blättern meine Gedanken und Empfindungen anzuvertrauen. Auch dieser schwache Trost ist dahin. Ich darf nicht aus der Uebung kommen mich zu beherrschen, denn ich darf ja nie, nie! niemals in

mein Herz ſchauen laſſen, muß immer auf der Hut ſein, um mich nicht unwillkürlich einmal zu verrathen.

Dresden, den 8. Januar 1816.

Geſtern waren wir im Schauſpiel. Es wurde Macbeth gegeben. Das iſt wohl eine der großartigſten Tragödien — nicht bloß von Shakespear, ſondern überhaupt! So, gerade ſo, geht es her in der Menſchenbruſt! da erwachen die Gedanken, zuerſt nur träumeriſch, dann ganz, ſchlagen die Augen auf, ſehen uns an mit verlockendem Blick und wir ſchauen ſo tief in dieſen bethörenden Blick hinein, bis wir uns ganz in ihn verſenken und verlieren und bis er unſer Licht und unſere Leuchte wird. Dann faſſen wir Alles auf im Sinne dieſer Gedanken; Alles, was uns begegnet, drängen wir in ihre Richtung, deuten wir in ihrem Verſtändniß. Und dann, wenn wir uns innerlich ganz vertraut mit ihnen machten, dann kommen die äußern Umſtände herzu — und der Gedanke wird zur That. Ein Unbefangener hätte die Prophezeihungen der Hexen verlacht oder ſtolz zurückgewieſen; — Macbeth wird tief ergriffen, denn ſie ſprechen die Sprache ſeiner Gedanken. Kommt dann ein übermächtig drängender Impuls dazu — eine Lady Macbeth — — ſo wird es vollbracht! denn das ſchwache träumende Kind der Gedanken iſt

ein Rieſe geworden, der ſich in ihrem Schooß nicht mehr bergen kann und nicht länger thatlos und doch ruhelos verbergen will. — Und nun das, was folgt! . . . Mitten in dem Pomp der Majeſtät und dem Glanz des Feſtes — Banco's Schatten! Mitten in der Ruhe der Nacht — die Aengſte des Traumes von der blutigen Hand! — Nie habe ich eine Tragödie ſo mitgelebt wie geſtern den Macbeth! aber es war ein grauſiges Leben — und als der Vorhang fiel, dachte ich: Dort iſt es nun zu Ende, aber . . . . hier nicht. Alarich gab mir den Arm, um mich fortzuführen.

„Wie Du zitterſt!“ ſagte er theilnehmend.

„Ja, es iſt eine grauſige Tragödie,“ entgegnete ich; „und durch die vortreffliche Darſtellung iſt ſie mir ſo lebendig geworden, daß ich ſie durchlebte.“

„O,“ ſagte er ſcherzend, „das Furchtbarſte darin betrifft nicht Dich — ſondern mich.“

„Haſt Du Macbeths-Gedanken?“ fragte ich lächelnd.

„Nein!“ erwiderte er, „ich gönne allen Königen ihre Kronen lieber als mir. Aber Macbeth hat mir wieder gezeigt, wie ungeheuer weit der Einfluß eines geliebten Weibes geht . . . . und wie wir auf der Hut ſein müſſen gegen Euch.“ — —

Schloß Traun, den 15. September 1816.

Wie er mehr und mehr anſchwillt der Kelch, in welchem ich Nektar finden wollte und Wermuth finde!

Und je mehr das geſchieht, deſto häufiger fallen mir die Worte des Prieſters von Nizza ein: „Nehmen Sie Ihr Kreuz von Gottes Hand an und tragen Sie es, ſo lange Er will.“ Klingt nicht durch dieſe Worte ich weiß nicht was für eine Ahnung, daß Gottes Hand mir zu Seiner Zeit das Kreuz auch wieder abnehmen werde? — O hätte ich das damals verſtanden!

1. October.

Alarich frohlockt über unſere Hoffnungen. Ich bin ſo ſtumpf, daß ich mich über nichts auf Erden freuen kann, am wenigſten über dieſe Ausſicht. Ich bitte Gott nur um das Eine: mir eine Tochter zu ſchenken; — denn ein Sohn . . . ein Sohn nach Peregrin . . . . das wäre nicht zu ertragen.

21. December.

Gottes Gerichte ſind furchtbar — beſonders die verborgenen. Mein Kind lebt, geſund, kräftig .... ein Sohn! Ja, ein ſchöner, ſtarker Knabe! — Wer hätte das erwartet nach eilf Jahren! nach vier unglücklichen Wochenbetten! — „Ausharren! ausharren!“ ſagte der Prieſter von Nizza. Warum ſetzte er nicht hinzu: „Ich weiß deine Zukunft: folge mir!“ — O ich Unſelige! ich fürchte manchmal den Verſtand zu verlieren — und das darf ich nicht, denn

der Irrſinn iſt zuweilen geſchwätzig und plaudert die traurigen Heimlichkeiten des Herzens aus. — Aber welch ein Glück .... oder welch eine Tugend iſt der Glaube! Hätte ich damals geglaubt, was der Prieſter ſagte, daß er als Stellvertreter Gottes zu den Seelen ſpreche, rathend, richtend, warnend, liebend: ſo wäre ich jetzt die glücklichſte Gattin, die glücklichſte Mutter! — Warum habe ich nicht den Troſt eines ſolchen Glaubens? mein Gott, das iſt ungerecht! — Aber um ihn zu üben — dazu gehört doch große Tugend. Denn in der allgemeinen Erkenntniß, daß wir zu glauben haben, liegt weiter nichts Tröſtliches und die ſpezielle Einſicht in jeden beſondern Fall iſt uns nicht gegeben: ſo müſſen wir denn immer unſer Verlangen, unſern Willen, unſere Anſicht im Glauben unterwerfen — und das iſt ſchwer! — — Um mich einigermaßen zu beruhigen, klammere ich mich an den Gedanken an, daß Alarich, ohne Peregrin's Dazwiſchenkunft, für mich verloren geweſen wäre, und wenn ich mir das lebhaft vorſtelle, ſo bin ich mit Allem, was ich that, vollkommen ausgeſöhnt und mein Gewiſſen verſtummt — denn ich durfte Alarich nicht auf ſeinem Wege forttaumeln laſſen.

2. Juli 1817.

Immer dieſe zwei Kinder vor Augen zu haben, beiden gleichmäßig Liebe beweiſen zu ſollen — und

das Eine, das ſich ganz und gar des Vaters Herz bemeiſtert hat — dies Eine beinahe zu haſſen — iſt das nicht, um den Verſtand zu verlieren? — Die Leute ſagen, ich ſei launenhaft, ich ſei melancholiſch, ich quäle meinen Mann — das iſt Alles wahr. Mich peinigen die furchtbarſten Gedanken! bald möchte ich Peregrin heimlich verſchwinden laſſen, bald mich Alarich zu Füßen werfen und ihm Alles geſtehen, Alles, was ich aus Liebe zu ihm verbrochen habe. Aber ich bin nicht fähig, ſolche Dinge zu thun. Die Angſt, wie Alarich eine ſolche Erklärung aufnehmen und was darauf folgen würde, iſt ſo groß, daß ich lieber in meinem Elend verbleibe und mich von Alarich aus einem Badeort zum andern, von einer Zerſtreuung zur andern führen laſſe. Seine Liebe, Güte und Sorgfalt ſind grenzenlos und ſind mir dermaßen ſüß und wohlthuend, daß ich ſie um keinen Preis entbehren kann und will. Eine Enthüllung über Peregrin könnte ihn aber möglicherweiſe, ja ſehr wahrſcheinlich, gegen mich erkälten, und da ich gerade dies vermeiden wollte: ſo muß ich ſchon ausharren in dieſem geheimen Zwieſpalt meines Lebens, das ſich nach Außen zwiſchen Roſenhainen — nach Innen zwiſchen Nachtſchatten bewegt.

25. November.

Mein Verhältniß zu Juſtine, früher ſo voll Vertrauen und Zärtlichkeit, iſt ganz geſtört. Ich habe

ihr gegenüber alle Haltung verloren und weiß nicht, wie ich mich benehmen ſoll, obſchon ſie immer ſehr liebevoll für mich iſt und mich ungemein freundlich aufnimmt, wenn ich ſie beſuche. Auch gegen die Kinder iſt ſie gut — verſteht ſich, in ihrer kühlen Art, die ihr überhaupt in dieſem Fall ſehr zu ſtatten kommt.

„Wer A geſagt hat, muß B ſagen," ſpricht ſie, „und muß beide Kinder ganz gleichmäßig behandeln."

„Das iſt für Dich leichter, als für eine Mutter," entgegnete ich; „die fühlt nun einmal anders für das eigene Kind."

„Die Gefühle ſind Dir unbenommen," ſagte ſie, „nur dürfen ſie nicht hervortreten."

„Das iſt ungefähr ſo," rief ich mit einiger Bitterkeit, „als wenn Du ſprechen wollteſt: Scheine nur, du Sonne, aber laß es nicht Tag werden."

„Liebe Lucia," entgegnete ſie mitleidig, „wann wirſt Du begreifen, daß Selbſtbeherrſchung allein den Verkehr der Menſchen unter einander möglich macht. Jeder von uns trägt ſeine Paar Pfund oder Centner Blei im Kämmerlein ſeines Herzens mit ſich umher. Nun gut! das gehört zum Leben ſo gut wie der Athemzug und wie der Tod. Davon iſt wirklich nicht ſo viel Aufhebens zu machen. Du haſt gehandelt, wie Du handeln mußteſt, und ich habe Dir gerathen,

wie ich rathen mußte. Jetzt müssen wir die angenehmen Erfolge sowohl, als die unbequemen Folgen mit Gleichmuth annehmen."

„Mit Gleichmuth! und das Schwert des Damokles, die Entdeckung .... schwebt über meinem Haupt!" rief ich; — „und die ganze Zukunft meines Sohnes wird beeinträchtigt! Die Liebe seines Vaters, sein Vermögen — Alles muß er theilen ... und diesen Antheil hab' ich ihm geraubt!"

„Beruhige Dich, beste Lucia, und bedenke, daß er vielleicht gar nicht auf der Welt wäre und Du keinen Sohn hättest, wenn Peregrin ihm nicht vorausgegangen wäre. Und was das Vermögen betrifft, so können ja wir, Du und ich, ausschließlich das unsere ihm zuwenden. Sei also vernünftig, nimm das Leben wie es ist und ergrüble Dir nicht Sorgen für die ferne Zukunft, die Keinem von uns sicher ist. Du kannst sterben, Du kannst Wittwe werden, eines der Kinder oder alle beide können sterben: all diese Ereignisse sind möglich, denn überall lauert der Tod. Rüttle also nicht an diesem und nicht an jenem. Je ruhiger Du die Verhältnisse betrachtest und behandelst, desto besser wird es für alle Theile und desto glücklicher wirst Du sein."

So sprach Justine fort und fort zu mir. Wie gern folgte ich ihr! Aber in mir spricht eine andere Stimme — und mitten im Besitz und Genuß von

Allem, was ein Weib beglücken kann, habe ich nicht eine einzige glücklich-ruhige Stunde!! —

Peregrin las dieſe Blätter — und las ſie wieder — und las ſie abermals — und mehr und mehr mit der Empfindung, als werde ſein Herz von einem Dornengeſtrüpp zerfleiſcht und von ſeinen Augen das milde, ſüße Licht hinweggenommen, in welchem er bis jetzt Welt und Leben, und ſein eigenes und fremdes Schickſal betrachtet hatte. In ihm — Todeswunden: keine Eltern, keine Liebe, keine Heimath! Außer ihm — tiefſte Nacht: keinen Namen, keine Zukunft! — Ihm war zu Sinn, als müſſe er ſterben, nach ſterben dem Peregrin Gorm, der ſo eben vor ſeinen Augen in ein fürchterliches Grab verſunken war. — —

Die Baroneſſe ließ ihm das Nachteſſen anſagen. Der Diener, der mindeſtens ein Vierteljahrhundert in Tannhof geweſen war, kam zurück und meldete mit betrübter Miene:

„Graf Peregrin läßt ſich entſchuldigen; er wird erſt morgen früh erſcheinen.“

„Iſt er unwohl?“ rief Juſtine faſt erſchreckt.

„Wenn er es nicht iſt, ſo muß er es werden, gnädige Baroneſſe .... vor Hunger. Während der Speiſeſtunde war er unterwegs; hier hat er ein einziges Täßchen Kaffee genommen — und jetzt kein Nachteſſen! das ruinirt die Geſundheit.“

„Wie sieht er denn aus ... krank? angegriffen?“

„Ich habe ihn gar nicht gesehen, gnädige Baronesse. Ich klopfte an seine Thür, ein-, zweimal. Da ich keine Antwort bekam, dachte ich, Graf Peregrin sei in Schlaf gefallen — und versuchte leise zu öffnen; aber die Thür war von Innen geschlossen. Da erschrack ich, rüttelte unsanft am Schloß und rief: Herr Graf! Herr Graf! Nun kam er an die Thür und fragte, ohne sie zu öffnen, was ich wolle. Ich meldete, daß die gnädige Baronesse den Herrn Grafen zum Nachtessen erwarteten. Da sagte er: Ich danke; — ich werde morgen zum Frühstück kommen. Da sagte ich: Aber Herr Graf werden ja bis dahin vor Hunger umkommen. Da sagte er nichts weiter und im Zimmer war es mäuschenstill.“

„Ich will selbst hinaufgehen — vielleicht ist er krank,“ sagte Justine.

Der Diener ergriff eine Kerze, um ihr vorzuleuchten; aber sie nahm ihm dieselbe aus der Hand und ging allein hinauf. Als ihr Anklopfen ohne Erfolg blieb, nannte sie sich und Peregrin sagte nun:

„Ja, morgen früh werde ich kommen, heute nicht.“

An der ernsten Bestimmtheit des Tones hörte Justine, daß hier nichts zu ändern sei. Sie sagte also:

„Nimm Dir die Sache nur nicht übertrieben zu Herzen, Peregrin. Du bleibst ja das, was Du bist.

Sei verständig. Ich hoffe, die nächtliche Ruhe bringt Dir gute Gedanken.“

Sie bekam keine Antwort.

„Er hat eine starke Migräne und folglich keinen Appetit,“ sagte Justine, als sie zu dem Diener zurückkam, dem man seine getäuschte Hoffnung ansah.

Sie setzte sich also allein zum Nachtessen, das sie in ihrer mäßigen Weise mit gutem Appetit verzehrte und dabei heimlich dachte: Hätte ich das gewußt, so hätte ich wahrlich nicht der Köchin die Mühe gemacht, eine Speise mehr zu bereiten.

Als dieser Act vorüber war, begann ein neuer. Die unglückliche Kammerfrau erschien mit dem trübseligsten Gesicht von der Welt, um ihr Vorleseramt zu verwalten: sie mußte diejenigen Artikel aus Zeitungen und Journalen vorlesen, welche Justine mit Rothstift bezeichnet hatte. Die französische Staatsweisheit war vor dreißig Jahren die bewunderte und gepriesene der europäischen Presse. Ihre Doctrinen über das constitutionelle Regiment des Bürgerkönigthums erregten in Deutschland bei derjenigen Partei, die sich liberal nannte, ein heftiges Verlangen nach ähnlichen glückseligen Zuständen und so wurde denn die Doctrin eines Perrier, Guizot, Thiers breit, weitläuftig, mit unendlichem und unermüdlichem Wortschwall in Leit- und sonstigen Artikeln dargelegt, beleuchtet, erörtert und erläutert — und die unglück-

liche Jacobea mußte dieſe abendlichen Vorleſungen halten, die ihr nicht anders vorkamen, als ob ſie ebräiſch mit deutſchen Buchſtaben vortrüge.

„So! nun ſtelle Dir die Lampe ganz nah," ſagte Juſtine, „und ſprich die fremden Worte nach meiner Angabe aus. Geſtern haſt Du den ganzen Abend, wenn das Wort „Doctrin" vorkam, ſtandhaft und regelmäßig geſagt „Doctorin" — und haſt es immer mit einem Nachdruck ausgeſprochen, als freuteſt Du dich, Dein tiefes Verſtändniß dieſes Wortes kund zu geben. „Die Doctorin Guizots ſteht der Doctorin Thiers, wenn nicht feindlich, ſo doch auch nicht zuſtimmend gegenüber:" Das iſt ja Unſinn. Alſo merk' es Dir."

Jacobea's Vorleſung wurde aber faſt gar nicht getadelt, weil die Baroneſſe ſie heute wenig beachtete. Ihre Gedanken waren mit Peregrin beſchäftigt. Sie ärgerte ſich über den Leichtſinn, womit ſie ihm Lucia's Tagebuch anvertraut hatte. Konnte er nicht einen böſen Gebrauch davon machen? Ungelegenheiten bereiten? — Ein untergeſchobenes Kind ... war das nicht ſo etwas wie ein Verbrechen ... und zwar ein ſolches, wovon die Gerichte Notiz nehmen? — Aber was hätte er davon? .... Nein! ſein Intereſſe fällt mit dem unſrigen zuſammen und heißt: Schweigen.

Am andern Morgen erſchien Peregrin zum Frühſtück bei der Baroneſſe. Er ſah aus wie ein aus

dem Grabe Erſtandener, der noch unter dem Schauer des Todes ſteht. Ihr verſagte die Stimme bei ſeinem Anblick.

„Was iſt denn jetzt eigentlich Eure Idee?“ fragte er und ſetzte ſich ihr gegenüber.

„Höchſt einfach und kurz: der Gütertauſch — damit Schloß Traun an den rechtmäßigen Erben komme. Deine unglückliche Mutter iſt nämlich von der Vorſtellung gepeinigt, daß ihr Mann ihr in Ewigkeit zürnen werde, wenn die Succeſſion in der Familie keine regelrechte ſei. Gewiß ein kindiſcher Gedanke! — denn wenn die Todten etwas wiſſen von irdiſchen Angelegenheiten, ſo müſſen ſie dieſelben ganz anders beurtheilen, da ſie nicht perſönlich von ihnen berührt werden und folglich die Haupttriebfeder menſchlicher Urtheile, die Selbſtſucht — wegfällt. Nun gut! das faßt ſie nicht! — Ihr melancholiſcher Zuſtand hat ſeinen Grund in ihrer Angſt vor dem zürnenden Schatten ihres Mannes. Durch Schloß Traun hofft ſie ihn zu verſöhnen. Ich theile nun freilich dieſe Anſicht nicht; dennoch wünſche auch ich, daß Schloß Traun dem ächten Gorm bleibe: es ſcheint mir billig. Deine Mutter und ich .... wir glaubten, Du würdeſt, ihren Bitten nachgebend, den Tauſch eingehen; — in dieſem Fall hätteſt Du nie eine Sylbe von der Vergangenheit erfahren. Jetzt mußt Du es ſchon ſo einrichten, daß Alarich ſich füge und daß Ihr

Beide ein Abkommen treffet, welches Schloß Traun in seine Hände bringt, ohne Verdacht in ihm zu erregen."

„Und dann soll ich ihm Coschau stehlen?" sagte Peregrin mit eisiger Ruhe.

„Welcher Unsinn! Du bist nun einmal der Adoptivsohn der Familie und nimmst, was Dir gebührt."

„Mit nichten! ich bin kein Adoptivsohn! als solcher hätte ich allerdings die Rechte, die mein Vater gesetzlich auf mich übertragen hätte. Aber nie hat Derjenige, der mich und den ich als den zärtlichsten und besten Vater geliebt — nie hat er mich adoptirt .... nie den ungeheuern Betrug geahnt, dessen Opfer er war und ich bin. Mit Abscheu hätte er das untergeschobene Kind fortgewiesen und nie hätte er eine so teufliſche Lüge, die ihr Gift in den Schooß einer Familie speit, durch Adoption gerechtfertigt."

„Bist Du wahnsinnig geworden?" rief die Baroneſſe; — „das arme elternlose Kind aus dem Waisenhause zu Genua kommt zu Namen und Erziehung, Familie und Vermögen — und nennt das eine „teufliſche Lüge?" Deine wirklichen Eltern hast Du verloren; Andere nehmen ihren Platz ein, überhäufen Dich mit Liebe .... und statt ihnen auf den Knien zu danken, geberdest Du dich, als habe man ein Verbrechen an Dir begangen?"

„Ein fluchwürdiges Verbrechen habt Ihr begangen .... Du und die unglückselige Mutter!“ rief Peregrin. „Ja, es wäre eine gute Handlung von Eurer Seite und eine große Wohlthat für den armen Waisenknaben gewesen, wenn Ihr ihn erzogen und seiner Herkunft gemäß versorgt und das Alles mit Liebe gethan hättet. Aber ihn zu dem greulichsten Betrug zu brauchen, der sich erdenken läßt: und einen Vater glauben zu machen, es wäre sein Sohn — das verdient Abscheu ... keinen Dank.“

„Wo ist das Tagebuch Deiner Mutter?“ fragte die Baronesse beunruhigt.

„Ich habe es und werde es behalten.“

„Es gehört mir!“ rief sie; — „Deine Mutter brachte es einmal her mit andern Briefen und Papieren, um Alles zu zerstören. Ich bat sie um das Tagebuch, weil es vielleicht einmal nützlich sein könne. Sie gab es mir nur unter der Bedingung, es vor kein menschliches Auge zu bringen und es vor meinem Tode zu vernichten. Ich versprach Beides. Als ich Dich gestern in so furchtbarer Aufregung sah, hielt ich für das Beste, Dir durch das Tagebuch die Wahrheit kund zu thun. Das ist geschehen ... jetzt gib es zurück.“

„Ich behalte es!“ entgegnete Peregrin. „Es ist für mich ein unschätzbares Document. Wer weiß, welche Intrigue Ihr wieder ersinnen, welche Be-

hauptungen Ihr aufstellen könntet, wenn ich es nicht behielte. Hier habe ich die Wahrheit, aufgezeichnet von der Hand der unglücklichen Mutter und beglaubigt durch ihren ganzen Charakter, der sich hier in den klarsten Umrissen darstellt. Hier löst sich das Räthsel, das zugleich meine Demüthigung und mein Sporn war: ihre Vorliebe für Alarich. Hier erklärt sich ihre Unruhe, ihre nervöse Aufregung, ihre Melancholie: das Gewissen peinigte sie. Dafür danke ich Gott! es ist ein Zeichen, daß sie wenigstens ein menschliches Herz behielt."

„Ich aber nicht — willst Du hiemit sagen, wie mir scheint," entgegnete Justine achselzuckend. „Lebe Du einmal erst sechszig Jahre, wie ich gelebt habe .... und dann sieh zu, was von Deinem Herzen übrig sein wird! — In diesem besondern Fall nun handelte ich nach der Bestimmung einer höheren Nothwendigkeit und aus den edelsten Motiven: das Glück meiner Schwester, ihre Versöhnung mit ihrem Mann, eine musterhafte Ehe, vierundzwanzig Jahre voll Glück und Segen — das Alles ist mein Werk"... —

„Um den Preis einer Lüge!" rief Peregrin.

„Um den Preis der vortrefflichen Erziehung eines verwaisten Kindes zu einem vielversprechenden jungen Mann," sagte sie kalt.

„Aber bist Du denn so durch und durch der Wahrheit entfremdet, daß Lüge und Betrug in Deinen

Augen keine moraliſche Miſſethaten ſind!“ rief er heftig.

„In unſerer ſublunariſchen Welt muß Jeder die Mittel anwenden, die ihm eben zu Gebot ſtehen, um ſein Ziel zu erreichen,“ entgegnete die Baroneſſe. „Der Menſch lebt in Illuſionen — und deſto glücklicher, je roſenfarbener ſie ſind. Dein Vater war zufrieden und froh durch die ſeine. Wie mancher Vater liebt ein Kind, das ihm in minder unſchuldiger Weiſe präſentirt wird.“

„Mir grauet vor Dir,“ ſagte er ſchaudernd.

„Nun, ſo entſetzlich unſchuldig wirſt Du denn doch nicht ſein,“ ſagte Juſtine mit Gleichgültigkeit, „daß Du keine Ahnung von den Dingen haben ſollteſt, die in der Welt vorfallen.“

„Doch gewiß nur um ſie zu verabſcheuen — und nicht um mich auf ſie, wie auf eine Entſchuldigung für die eigenen Unthaten zu berufen,“ ſagte er.

Ein Wagen fuhr vor.

„Iſt es der Deine?“ fragte die Baroneſſe; — und ſetzte hinzu, als Peregrin es bejahete: „Gut! ich werde Dich begleiten! — Iſt meine Geſellſchaft Dir auch nicht ſehr genehm, ſo will ich Dir doch beweiſen, daß ich ein menſchliches Herz habe und will Deiner armen Mutter zur Seite ſtehen bei der Scene, welche Du ihr bereiten wirſt.“

„Ich fürchte Du langweilst Dich," sagte Peregrin verstimmt; „denn ich fahre selbst."

„Durchaus nicht! im Gegentheil! . . . ich habe ein ganzes Heft voll Gutsrechnungen durchzusehen."

Bei diesen Worten schellte die Baronesse und sagte zu dem eintretenden Diener:

„Jacob! heute und morgen geht Alles ruhig seinen Gang im Hause fort — und morgen Abend bin ich wieder hier."

„Befehlen Euer Gnaden nicht, daß ich mitfahre?" fragte Jacob verblüfft über dies unerhörte Ereigniß.

„Nein! Jacobea wird mitfahren," entgegnete die Baronesse — und in fünf Minuten war sie pünktlich und ordentlich, wie ein alter Soldat, sammt ihrer Zofe zur Abfahrt gerüstet.

„Ich habe auch meine Meriten," sagte sie mit ihrem kalten Lächeln zu Peregrin. „Wenig Damen würden mit so wenig Umständen einen kleinen Ausflug machen."

Er verbeugte sich schweigend und gab ihr den Arm, um sie zum Wagen zu führen. Im Vorsaal hatten sich die Dienstboten versammelt, um von der Baronesse Abschied zu nehmen, denn seit zwanzig Jahren, seit Alarichs Geburt, hatte sie nie eine Nacht außerhalb Tannhof zugebracht. Alle wünschten glückliche Reise und glückliche Heimkehr, und als der Wagen verschwunden war und Jeder zu seinem Tagewerk

zurückkehrte, wiegte die Haushälterin bedachtsam das Haupt und sagte prophetisch:

„Das hat etwas zu bedeuten.“

„Ja wohl .... das hat etwas zu bedeuten!“ sagte Jacob mit Nachdruck.

„Eine Heirath, nicht wahr, Jacob?“ fragte sie neugierig. „Graf Peregrin ist in den Jahren. Wer nur die Braut sein mag? ich hörte einmal von der Tochter eines böhmischen Fürsten munkeln.“

„Ach was munkeln! von Graf Peregrin's Braut würde man frank und frei sprechen — nicht munkeln!“ sagte Jacob ungeduldig. „Aber immer denken die Frauensperſonen an's Heirathen. Gibt es denn gar nichts Anderes, was auf Gottes weiter Welt einem Menschenkind passiren kann, als zu heirathen!“

„Nun, nun!“ erwiderte die Haushälterin bosshaft, „Heirathsgedanken darf man mit allen Ehren haben — und es ist gewiß nicht sehr respectabel von den Mannsperſonen, wenn sie sie nicht haben.“

„Mamſell!“ sagte Jacob empört, „Sie verflechten immer Dinge, die gar nicht zusammen gehören. Kann ich dafür, wenn keine Mannsperſon Ihnen gegenüber Heirathsgedanken gehabt hat?“

„Mein guter Jacob, da sind Sie stark im Irrthum,“ sagte sie geziert. „Aber was sind denn eigentlich Ihre Ansichten über diese merkwürdige Reise?“

„Daß Graf Peregrin krank ist ... schwer krank.

Er hat hier nicht einen einzigen Biſſen genoſſen! Geſtern Abend nichts . . . heute früh auch nichts! Einen Zwieback nahm er, als ich ihm zum Kaffee das Backwerk bot — aber auch der Zwieback liegt unberührt neben ſeiner Taſſe. Und wie blaß ſieht er aus.“

„Sehen Sie, Jacob, daß ich Recht habe?“ rief triumphirend die Haushälterin; — „die Liebe raubt ihm allen Appetit und darum iſt er blaß. Nun, unſere Baroneſſe wird die Sache ſchon in den gehörigen Gang bringen, und nächſtens vermählt ſich Graf Peregrin mit einer böhmiſchen Prinzeſſin.“

„Der Klügſte ſchweigt,“ ſagte Jacob gelaſſen und ging an ſeine Arbeit. Dieſen Ausſpruch hatte er oft von Juſtinen gehört. Trugen die Dienſtboten ihr Zwiſtigkeiten vor, ſo miſchte ſie ſich äußerſt ſelten hinein, ſondern ſprach nur jene drei Worte, die Jacob jetzt mit ſtoiſcher Ruhe und zu ſeiner großen Befriedigung wiederholte: „Der Klügſte ſchweigt.“

Juſtinens Abreiſe von Tannhof erregte nicht größeres Erſtaunen, als ihre Ankunft in Schloß Traun. Lucia war in ihrem Cabinet, das in den Garten ging; aber ſie hörte, wie die ungariſchen Jucker in den Hof hinein brauſten und wie ſämmtliche Hunde anſchlugen und ſich dem Wagen entgegen und faſt zwiſchen die Räder ſtürzten. Nun weiß er Alles! dachte ſie und wollte aufſtehen und ihm entgegen gehen. Aber ein Schwindel und ein furcht-

bares Herzklopfen hielt ſie auf ihrem Sitz zurück. Als aber Juſtine und Peregrin eintraten, raffte ſie ſich mit größter Anſtrengung zuſammen und erhob ſich; — aber nur, um zu ſeinen Füßen niederzufallen und mit herzzerſchneidender Klage zu flehen:

„O Peregrin .... vergib! vergib mir! .... Da es geſchehen war .... hätte ich ſchweigen ſollen! Ich habe Dich unglücklich gemacht ... vergib mir!“

„Ja, Du haſt mich wahrhaft unglücklich gemacht,“ ſagte er mit tiefem Ernſt, indem er ſie aufhob; „denn Du haſt mir nicht bloß die Mutter, ſondern auch das Ideal der Mutter geraubt, das ich in Dir liebte und verehrte. Dennoch aber iſt es mir ein Troſt, die Wahrheit, die volle Wahrheit zu wiſſen, denn nun kann ich handeln, wie ſie es gebietet und mich zurückziehen von dem grauſigen Betrug.“

„Deshalb bin ich hergekommen,“ ſagte Juſtine, die ihren Pelz abgelegt, Lucia umarmt und ſich am Camin niedergelaſſen hatte.

„Was meint er?“ ſagte die Gräfin zu Juſtine.

„Er meint,“ ſagte Peregrin mit ſchneidender Kälte, „daß die Comödie jetzt zu Ende iſt: Graf Gorm iſt todt; — Gräfin Gorm braucht nicht mehr zu ſorgen, wie ſie ſein Herz zu feſſeln habe; — der einzige Sohn tritt das Erbe an, das ihm gebührt; — und Derjenige, der, ohne es zu wiſſen, den Knoten der Comödie ſchürzte, tritt von der Bühne ab, wo er bisher eine Rolle ſpielte, die — wenn er

nicht bona fide gethan — ihn in's Zuchthaus geführt hätte."

„So spricht ein Mensch, der Dir Alles verdankt!" sagte Justine zu Lucia, mit einem Blick des Hasses auf Peregrin.

„Und so spricht mein Gewissen!" seufzte die Gräfin.

„Ah bah!" rief Justine hart; „ich bin nicht gekommen, um Eure tugendhaften Expectorationen anzuhören, sondern um zu handeln, d. h. um zu verhüten, daß die Leidenschaft etwas unternehme und die Schwäche etwas zugebe, was gegen die Ehre des Hauses und des Namens wäre. Du, Lucia, bist immer derselbe armselige Charakter, ewig unterjocht von wechselnden Gefühlen, heute dermaßen die Sklavin einer Empfindung, daß Du besinnungslos das thust, was Du morgen verabscheuest — dermaßen kraftlos, daß Du nicht im Stande bist, Dich zu überwinden und Dir durch Entsagung den Abscheu zu ersparen. Folglich kannst Du gar nicht mit Peregrin verhandeln — und ich bin hier, damit dies in Deiner Gegenwart und mit Deiner Zustimmung geschehe."

„Von Verhandlungen wird keine Rede sein," erwiderte Peregrin gelassen. „Ich schüttele den Staub dieses Hauses von meinen Füßen und bin fortan ein namenloser Fremdling — nicht bloß hier, sondern überall auf Erden."

Wie von Federkraft empor geſchnellt ſprang die Gräfin auf und zur Thür des Cabinets. Da ſtellte ſie ſich mit ausgeſpannten Armen hin, um Peregrin den Weg zu vertreten und rief:

„So lange ich lebe, wird das nicht geſchehen!“

Peregrin lächelte traurig. Lucia rief ganz außer ſich:

„Welch' ein Scandal würde das ſein! was würde die Welt folgern! wie würde ſie läſtern! .... welche unverdiente Schmach fiele auf mich ... auf die Familie ... auf den Namen ... auf das Andenken meines Mannes .... auf Alles, was mir heilig iſt und Dir heilig ſein ſollte! Nein! das iſt unmöglich! Die pecuniären Verhältniſſe werden geordnet — und dann bleibt Alles, wie es iſt.“

„Genau meine Anſicht,“ ſagte die Baroneſſe. „Ja, es bleibt ſo ganz wie es iſt, daß ſelbſt Alarich nichts erfahren darf, damit er in voller Unbefangenheit bleibe“ ....

„Und nur ich Euer Opfer ſei!“ ſetzte Peregrin ruhig hinzu. „Ihr wollt von der Außenſeite Eures Lebens die Schmach ferne halten: dafür ſoll ich ſie in meinem Bewußtſein heimiſch machen. Ich ſoll einen Namen ſtehlen, der mir nicht gebührt! .... ich ſoll ein Vermögen ſtehlen, das Alarich zukommt! ich ſoll eine Stellung in der Geſellſchaft ſtehlen, aus der ich jeden Augenblick mit Schimpf und Schande fortgejagt werden kann!“

„Nein, nein! ſo iſt das Alles nicht!“ rief die

Anfang der Welt ihnen gedient hat: blind, knechtisch, leidenschaftlich .... bis zur Unterdrückung jedes Gefühls für Recht und Wahrheit, bis zur Gewissenlosigkeit. Das ist nicht die Signatur der wahren Liebe! die gibt dem Herzen hohe sittliche Ideale und die Kraft, ihnen nachzustreben — gleichviel wie die irdischen Erfolge sein mögen und ob ein Paradies erbaut oder zerstört werde."

Er legte die Hand über die Augen, denn in seinem Herzen — aber nicht auf seinen Lippen — zitterte der Name Hellade!

„Wem Du diese Deine sublime Liebe zuwendest, mögen die Götter wissen," antwortete die Baronesse. „Deine arme Mutter hat keinen Theil an ihr — das weiß ich."

„Es ist vergeblich, mit Dir über die Liebe zu streiten," sagte Peregrin. „Du betrachtest sie als eine blinde Nöthigung zu jeder That, die in ihrem augenblicklichen Interesse liegt — ich kann sie nicht trennen von tiefer Ehrfurcht vor sittlicher Würde. Nach Deiner Ansicht müßte ich aus Liebe zu meiner Mutter in einen Betrug einwilligen, der uns Alle unaussprechlich erniedrigt; nach meiner Ansicht muß ich ihr die rettende Hand anbieten, um sie aus dem furchtbaren Abgrund heraus zu ziehen."

„Ach, Peregrin, was willst Du denn eigentlich thun?" jammerte die Gräfin händeringend.

„Meine Reiſe nach dem Orient antreten — und nicht heimkehren," ſagte Peregrin ruhig.

„Nimmermehr!" rief die Gräfin, ihn leidenſchaftlich umfaſſend. „Dazu hab' ich Dich viel zu lieb."

„Ja, jetzt ... in der Aufregung," ſagte er traurig.

„Nein, immer!" betheuerte ſie.

„Arme Mutter! ich las ja Dein Tagebuch — und all' die Qualen, die Dein Herz zerriſſen, weil Du im innerſten Heiligthum Deiner Familie neben dem Gatten und dem Sohn das fremde Waiſenkind als Dein eigenes behandeln mußteſt."

„Juſtine!" rief Lucia empört.

„Ah bah! ich gab es ihm in guter Abſicht," verſetzte ſie mißmuthig; — „doch jetzt verlange ich es zurück. In ſeinen Händen kann es uns compromittiren. Er iſt ja wie wahnſinnig."

„O mein armer, lieber Peregrin," rief Lucia in Thränen, „das nimmt mich nicht Wunder bei Deinem warmen Herzen, bei Deiner Liebe zu mir und zu dem theuern Abgeſchiedenen. Ich fühle wohl, daß der Schlag allzu hart iſt ... aber" ... —

„Aber er iſt gefallen!" unterbrach ſie Peregrin; — „und wenn Du auch meinetwegen jammerſt, daß es geſchah: ſo fühlſt Du dich doch innerlich von einer ungeheueren Laſt erlöſt, weil Dein Sohn zu ſeinem Recht kommt."

Die Gräfin fühlte tief die Richtigkeit dieſer Bemerkung. Sie rief:

„Das leugne ich nicht! es würde aber die Laſt wieder auf mich zurückſtürzen, wenn Du jetzt eigenſinnig darauf beharrteſt, nicht mehr für meinen Sohn gelten zu wollen. Mit welcher Stirn ſollte ich vor Alarich hintreten, vor meine Freunde, vor die Welt .... wenn Du — — ich mag das gräßliche Wort gar nicht ausſprechen! .... verſchwinden wollteſt! Auch will es mir ſcheinen, daß Du ſowohl mir, als dem Namen und der Familie einige Rückſicht ſchuldeſt; denn wir haben Dich gehegt und gepflegt, erzogen und gebildet, ſo daß wir uns wohl mit Recht geiſtiger Weiſe Deine Eltern nennen können."

„Deshalb werde ich auch geiſtiger Weiſe Dein Sohn, Dein dankbarer Sohn bleiben," entgegnete Peregrin, vor Lucia niederkniend. „Ich danke Dir jetzt und immer für jedes freundliche Lächeln, für jeden guten Blick, für alle liebreiche Sorgfalt und Theilnahme, für alle Ermunterungen, die Du mir ſchenkteſt. Ich danke Dir, daß Dein edles Leben mir ein hohes und beſchützendes Ideal von weiblicher Würde und das Verlangen gab, einer ſolchen Mutter nie Kummer zu bereiten. Ich danke Dir, daß meine Kindheit und meine Jugend unter dem unausſprechlich wohlthätigen Einfluß einer glücklichen Ehe, eines zufriedenen, harmoniſchen Familienlebens geſtanden haben. Das ſind unvergeßliche Wohlthaten! ſie bilden einen Schatz, der mir auch in der Zukunft von Nutzen ſein wird .... darauf verlaſſe Dich .... das

tröſte Dich. Eine gute Erziehung iſt unter allen Umſtänden eine gute Rüſtung und ein ſtarker Schirm gegen das Böſe."

„O Kind, Du erquickſt meine gefolterte Seele durch dieſe Anerkennung!" rief Lucia.

„Ja!" ſagte Peregrin ſchmerzlich, „ich verleugne keine Wahrheit. Aber eben deshalb darf man mir keine Lüge zumuthen."

„Was wird Alarich ſagen!" wehklagte Lucia von Neuem; „Ihr lebtet immer als die beſten Brüder in liebevoller Eintracht miteinander!"

„Nicht ich zerſtörte ſie ... aber ſie iſt zerſtört ... auf immer!" rief Peregrin. „Wollteſt Du die Sache vor Alarich verſchweigen: ſo wäre ich ſein Bruder — durch Betrug! Wollteſt Du ſie ihm mittheilen und ich ſollte dann als Bruder von ihm geduldet werden: ſo kämen wir Alle in eine unerträgliche Lage, die ſo ſchief und ſo peinlich wäre, daß wir ſie auf die Dauer nicht ertragen könnten. Für Euch wäre es eine widerliche Comödie, für mich — eine permanente Lüge. Und nun denke Dir den Fall, daß zwiſchen Alarich und mir irgend ein Conflict entſtände! Denke Dir z. B., daß unſere Neigung auf eine und dieſelbe Perſon fiele, daß ſie mir den Vorzug gäbe: in welche Verzweiflung würdeſt Du gerathen .... und mit welchem Jammer müßte es ihn erfüllen! Die Verſuchung läge für Euch Beide

ganz nahe, mich als den Störer Eures Glückes zu haſſen."

Die Gräfin verſtummte, denn ſie dachte an Lydia Hohenfels, und daß Peregrin in dieſem Falle nicht Unrecht habe, inſofern es ſie beträfe.

„Darum iſt es am Beſten, wie ich vorhin ſagte — und wie es die Frucht von tauſend Ueberlegungen und Combinationen dieſer ſchrecklichen Nacht iſt: ich ſcheide, ich verſchwinde," fuhr Peregrin mit tiefer Wehmuth fort. „Das ſoll nicht ſogleich geſchehen .... nicht in einer Weiſe, welche Dich compromittiren könnte. O nein! ... Es iſt ja nichts Unerhörtes, daß ein Menſch in der Wüſte von Palmyra oder Nubien .... oder im Kampf gegen Abd-el-Kadr verſchwinde."

„Aber was wird dann aus Dir?" fragte die Gräfin und rang die Hände.

Dieſe Frage machte einen fürchterlichen Eindruck auf Peregrin: ſie zeigte ihm, daß die Gräfin auf ſeinen Gedanken eingehe. Er wünſchte es, er wollte es; er hatte ja all' ſeine Ueberredung dazu angewendet! Gleichwohl war es ein namenloſer Schmerz, als Diejenige, in der er ſo zärtlich eine Mutter geliebt hatte, den Gedanken erfaßte und ausſprach, daß er ſich von ihr und von der Familie, deren Stolz und Freude er bisher geweſen war — trennen könne und werde. Ihm war zu Sinn, als erfaſſe ihn ein Wirbelwind und ſchleudere ihn von

seinem ruhigen Pfade in ein stürmisches Meer; denn auf jene Frage wußte er keine andere Antwort zu geben, als ein dumpfes:

„Das weiß ich nicht.“

„Und ohne es zu wissen willst Du in die weite Welt gehen?“ rief sie.

„Vor der Hand beruhige Dich .... denn ich kann nicht auf der Stelle Schloß Traun verlassen,“ entgegnete Peregrin abbrechend; — „ich werde mich bemühen, in Frieden und Ordnung Alles zu lösen, was gelöst werden muß.“

Er küßte die Hand der Gräfin und verließ das Cabinet. Die Baronesse sah ihm nach; dann wiegte sie beistimmend das Haupt und sagte:

„Er hat freilich Unrecht, mit den Worten Lüge und Betrug um sich zu werfen, wie ein erhabener Don Quixote; aber darin hat er Recht, daß er geht. Mich hat seine Ueberlegenheit über Alarich längst verdrossen. Auch hat er eine gewisse Vorliebe für den Pöbel, die mit seiner Herkunft zusammenhängt.“

„Für den Pöbel? Peregrin? ich glaube Du träumst!“ rief die Gräfin unmuthig.

„Das Volk! Volkswohl! Verbesserung der Zustände des Volks! .... dafür schwärmt Peregrin und damit hat er auch schon den armen Alarich angesteckt. Nun aber schwimmen die Grenzen zwischen Volk und Pöbel dermaßen in einander, daß

Peregrin mit dieſem Enthuſiasmus auf falſche Fährte kommt," entgegnete Juſtine.

„Das finde ich gar nicht," entgegnete die Gräfin trocken. „Der Pöbel recrutirt ſich aus allen Ständen — natürlich am zahlreichſten aus dem Stande, der überhaupt der zahlreichſte iſt. Niederträchtigkeit, Ehrloſigkeit, Gemeinheit: das iſt das Charakteriſtiſche vom Pöbel .... aber keineswegs vom Volk allein — und ich freue mich ſehr, wenn Peregrin und Alarich ein offenes Herz für daſſelbe haben. — O armer Peregrin! wie namenlos bedaure ich ihn ... und mich."

„Sei verſichert, daß Du nach einiger Zeit ſein Verſchwinden gar nicht bedauern wirſt .... höchſtens ſeine Perſon .... die Lücke, die dadurch im nächſten Kreiſe entſteht."

„Was wird aus ihm!" klagte die Gräfin; „er iſt nicht dafür erzogen, um ſein tägliches Brod ſich zu erarbeiten!"

„Und nicht dafür geboren, daß ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen!" ergänzte Juſtine. „Gib Dich jetzt zufrieden, daß Schloß Traun an den Stammhalter und das ganze Vermögen in eine Hand kommt."

Lucia wickelte ſich feſt in ihre Mantille ein. Kalter Schauder überlief ſie neben der Baroneſſe.

Stanford University Libraries
3 6105 015 295 616

1. Ausgabe

2 Bde. 1864

SH

3 Bl., 416 S.

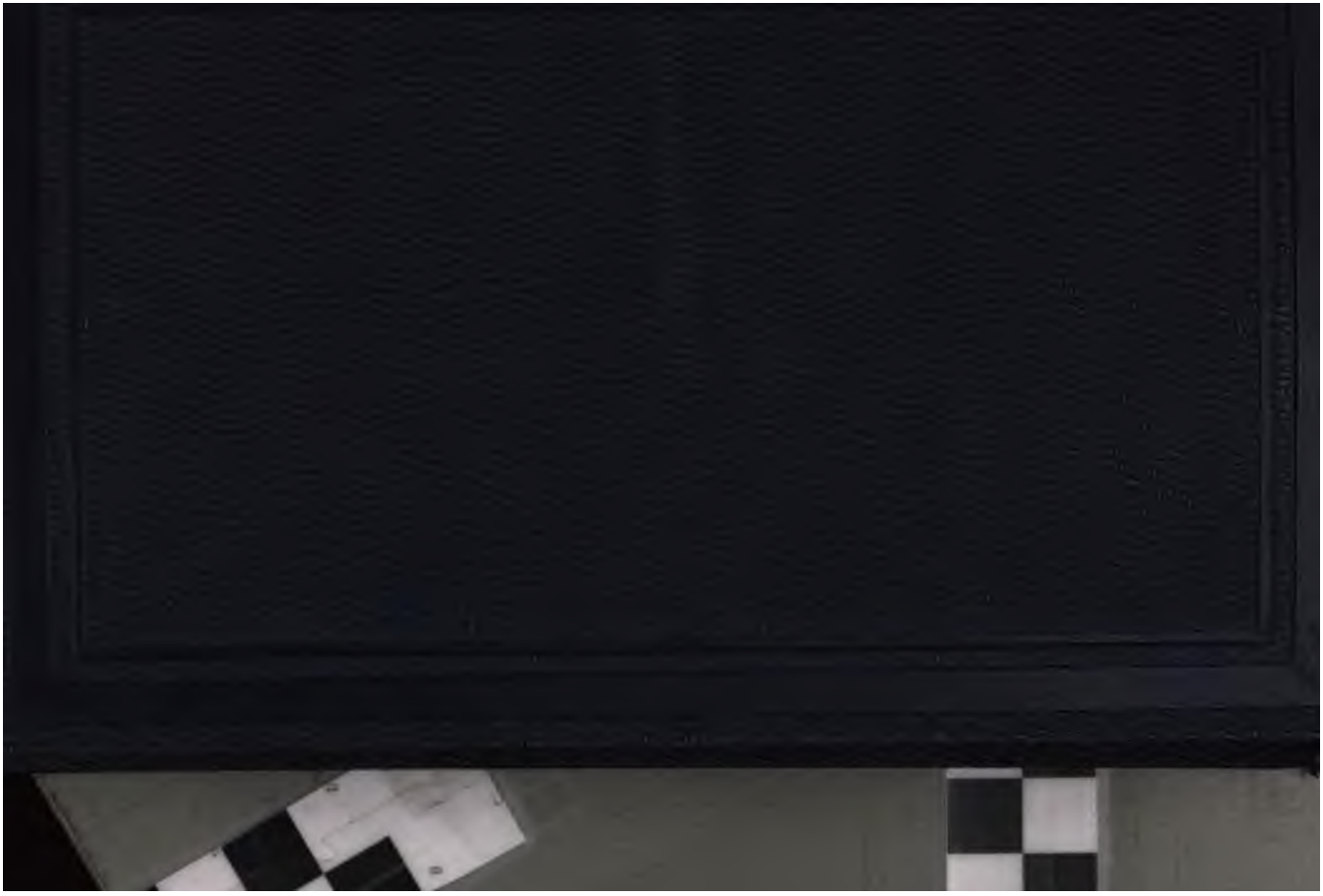
DATE DUE

STANFORD LIBRARIES DOC OCT 21

SEP 9 1987

1.4.4.

FEB 2 1991

S.U.L

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305